7. Sekundärliteratur

Kurze Geschichte der lutherischen Mission in Vorträgen.

Plitt, Gustav Leopold

Erlangen, 1871

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downladed and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

G:73

ZK

Kurze Geschichte

der

lutherischen Mission

in Vorträgen

von

Gustav Plitt
Lic. u. a. o. Prof. d. Theol. in Erlangen.

Erlangen,
Verlag von Andreas Deichert.
1871.

Bibliothek der Missions-Anstalt
Francke'sche Stiftungen
Halle (S.)

Dem Gedächtniße des seligen

Dr. Karl Graul

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Das Erscheinen einer Geschichte der lutherischen Mission überhaupt bedarf keiner Rechtfertigung. Es fehlte an einer zusammenfassenden und übersichtlichen Darstellung dieser Seite des Lebens unserer Kirche. Zu begründen bleibt mir nur, warum ich mit einer solchen an die Oeffentlichkeit trete.

Der Gang meiner Berufsstudien führte mich auf die Erforschung der neuern Missionsgeschichte und ich benutzte das Ergebnis derselben zu einer Reihe zusammenhängender Vorträge vor Studirenden der hiesigen Hochschule. Ich beschränkte mich in diesen auf die Geschichte der lutherischen Mission, der Absicht, wenn mich meine Berufsthätigkeit wieder zu derartigen Vorträgen veranlassen sollte, das nächste Mal ein größeres Gebiet zu umspannen. Hierbei trat mir der vorher erwähnte Mangel entgegen und es entstand in mir der Wunsch, demselben wenigstens vorläufig in Etwas abzuhelfen. Sachverständige verehrte Freunde, denen ich meine Gedanken hierüber mittheilte, bestärkten mich in denselben und forderten mich auf, sie zu verwirklichen. So begleiteten diese Gedanken mich schon während der ganzen Arbeit. Zum festen Entschlusse, sie gleich auszuführen, kam ich, als der Ausbruch des Krieges mich hinderte, die Vorträge, welche zu wiederholen ich nicht gesonnen war, vor meinen Zuhörern zu beendigen. Ich erweiterte die schon gehaltenen, wodurch allerdings einige Ungleichheit in der Länge entstand, und vollendete die Ausarbeitung der noch übrigen.

Die nachfolgenden achtzehn Vorträge sollen nun nur einen Ueberblick über das Ganze der lutherischen Missionsthätigkeit geben. Eine Geschichte einzelner Gesellschaften oder Männer oder Stationen darf also in ihnen nicht gesucht werden. Das Einzelne soll nur

insoweit zur Sprache kommen, als es von Bedeutung für das Ganze ist. Der Anmerkungen mit Quellenangaben habe ich mich enthalten. Wer die gegebene Darlegung controliren will, muß mehr lesen oder gelesen haben als einzelne Quellenauszüge. Dafür habe ich am Schlusse einen Bericht über das von mir benutzte Material hinzugefügt. Leider war ich hierbei in Bezug auf die skandinavische und amerikanische Mission ziemlich beschränkt; nur einige der Hauptquellen sind mir durch die gütige Hülfe nordischer Freunde zugänglich geworden. So ist es sehr wohl möglich, daß ich trotz sorgfältiger Erwägung hie und da ein Urtheil ausgesprochen, welches nicht hinlänglich begründet ist, daß ich diesen oder jenen Vorgang einseitig aufgefaßt und dargestellt habe. Ich bitte deshalb genauere Kenner des vorliegenden Gegenstandes, mir ihre berichtigenden Bemerkungen nicht vorzuenthalten. Sie werden mich durch jeden Beitrag zu wahrheitstreuer Auffassung und Darstellung der Missionsgeschichte zu aufrichtigem Danke verpflichten.

Möge dieser kurze Abriß die Söhne unserer Kirche zum Danke gegen Gott erwecken, sie vor Selbstzufriedenheit und Ueberhebung bewahren und sie spornen zu immer treuerer Mitarbeit an dem von dem Herrn befohlenen Werke der Mission!

Erlangen, am 1. Advent 1870.

G. L. Plitt.

Inhaltsangabe.

Seite

Erster Vortrag. Luthers Auffassung und Erfüllung der christlichen Missionspflicht . . . . . 1—13

Zweiter Vortrag. Luthers Stellung zur Judenmission . . . . 13—26

Dritter Vortrag. Die Anfänge lutherischer Heidenmission im 16. und 17. Jahrhundert; Lappland, Nordamerika; die Reise Wanslebs nach Abessynien. Justinianus von Welz; Joh. Heinr. Ursinus. Zeugen für die Missionspflicht bis auf Spener. Leibnitz . . . . . 26—47

Vierter Vortrag. Zustand der dänischen Kirche im 17. Jahrhundert. König Friedrich IV. Sein Hofprediger Franz Jul. Lütkens sucht Missionare in Deutschland. Bartholomäus Ziegenbalg. Heinr. Plütschau. Absendung der ersten Missionare nach Indien . . . 47—58

Fünfter Vortrag. Die dortigen Vorgänger, römische, reformirte. Das Beginnen der lutherischen Missionare. Ihre Sprachstudien; das Studium des Volksthums. Die ersten Taufen. Bau der Jerusalemskirche. Anlage von Schulen. Uebersetzung der h. Schrift. Die Druckerpresse. Verschiedene Arten der Missionspredigt. Erfolge der ersten Jahre . . . . . 59—75

Sechster Vortrag. Hindernisse der Mission: die Sünden der europäischen Christen; die Fehler der Missionare; die Feindschaft der dänischen Compagnie. Kämpfe mit dem Commandanten, Uneinigkeit der Missionare unter sich. Nothwendigkeit eines Missionsprobstes. Ziegenbalgs Heimreise . . . . . 75—95

Siebenter Vortrag. Gleichzeitige Entwicklung der Missionssache in der Heimat. Unzuverlässigkeit des Königs. Die kirchlichen Parteien im Verhältnis zur Mission. Halle wird Vorort in Deutschland. Englands Theilnahme. Ernstliche Bedrohung der Mission in Dänemark; günstige Wendung. Errichtung des Missionscollegs. Ziegenbalgs Rückkehr nach Europa; seine dortigen Erfolge . . . . . 95—113

Achter Vortrag. Falsche Hoffnungen der Missionsfreunde. Aufgabe der Missionare in den neuen Gemeinden. Eingeborne Prediger; das Seminar; die Charitätschulen. Ausbau der Mission in Trankebar. Widerstreben dagegen in der Heimat; falsche Forderung einer apostolischen Mission. Ziegenbalgs Tod . . . . . 114—133

Neunter Vortrag. Die nordische Mission; Isaak Olsen; Thomas von Westen. Schwedische Mission in Lappland. Dänische Mission in Grönland; Hans Egêde . . . . . 133—152

Seite.

Zehnter Vortrag. Die Anfänge der Judenmission. Die Juden im Gebiet der lutherischen Kirche; ihr Culturzustand im 17. Jahrhundert. Die Judenmission unabhängig vom Chiliasmus. Havemanns und Speners Bemühungen um Israel. Wagenseil; Wülfer; Esdras Eszardus; . . . . . 152—168

Elfter Vortrag. Fortsetzung der ostindischen Mission. Die Kastenfrage. Neue Arbeiter; Benjamin Schultze; seine Schwächen; Uebersetzungssucht; zu große Ausdehnung des Schulwesens. Die Mission in Tandschur; Radschanaiken . . . . . 168—186

Zwölfter Vortrag. Das Wachsthum der Landgemeinden; die ersten Landprediger; die Conferenzregierung. Trankebar bleibt Mittelpunct der Mission. Große Arbeitslast der Missionare. Zustand der Gemeinden. Gründung der Mission in Madras durch Schultze; dessen Nachfolger Fabricius; Gemeinde in Cudelûr. Die englischen Stationen; ihre Stellung zu den dänischen. Christ. Friedr. Schwarz. Die Mission in Tritschinopoli. Abwendung der Gefahr für die englischen Stationen . . . . . 186—207

Dreizehnter Vortrag. Beginnender Verfall der Mission; die Ursachen desselben. Die kirchlichen Zustände in der Heimat. Die Leitung in Halle. Die augsburger Jubelfeier. Die Abnahme des Missionssinnes in Deutschland. Falsche wissenschaftliche Richtung der späteren Missionare. Falsche Behandlung des Schulwesens. Zunehmende Schwierigkeit, tüchtige Missionare zu finden. In Folge dessen Verschlechterung der Lage in Indien . . . . . 207—228

Vierzehnter Vortrag. Fortsetzung. Hoffnung der bedrängten Missionare auf England. Ueberwiegen der englischen Stationen. Verlust derselben für die lutherische Kirche durch Uebergang an die englische Staatskirche. Die Zustände in der Heimat. Neubelebung des Missionssinnes. Der Einfluß Basels. Die lutherische Gesellschaft in Dresden. Graul. Neuer Anfang lutherischer Missionsarbeit in Australien. Uebernahme der Mission in Trankebar. Gegenwärtiger Bestand der indischen Mission . . . . . 228—249

Fünfzehnter Vortrag. Die nordische Mission. Die Arbeit der dänischen Kirche in Grönland; die neue dänische Missionsgesellschaft. Die schwedische Mission unter den Lappen. Die Mission der schwedischen Vaterlands-Stiftung in Ostafrika. Die finnische Mission in Südafrika. Die Arbeit der norwegischen Kirche an den Lappen; Stockfleth. Die norwegische Mission unter den Zulukaffern. Schreuder. 249—266

Sechzehnter Vortrag. Die amerikanische Mission unter den Indianern und unter den Telugu in Ostindien . . . . . 266—281

Siebzehnter Vortrag. Die hermannsburger Mission . . . . . 281—297

Achtzehnter Vortrag. Die Judenmission im 18ten Jahrhundert; Callenberg, Stephan Schultz . . . . . 297—317

Erster Vortrag.

Die Missionsthätigkeit der lutherischen Kirche soll der Gegenstand dieser Vorträge sein. Solche Beschränkung auf einen verhältnismäßig kleinen Theil der kirchlichen Missionsarbeit ist aber natürlich nicht als eine Herabsetzung alles übrigen Dahingehörigen gemeint. Sie erschien geboten, weil in der That, wie einer der bedeutendsten Kenner dieses Gegenstandes sagt, die Darstellung der gesammten Missionsgeschichte eine „fast überwältigende Aufgabe" ist und weil mir vor der Hand wenigstens für das Ganze noch die hinlänglich sichern Quellen fehlen. War aber eine Auswahl nöthig, so konnten wir gar nicht anders, als uns der Betrachtung desjenigen Werkes zuwenden, welches unsere theure Kirche in den Tagen der Väter angefangen hat und an dessen Fortführung mitzuarbeiten jetzt Gottlob mehr und mehr die anerkannte Amtspflicht jedes lutherischen Geistlichen wird.

Schon oft ist der lutherischen Kirche der Vorwurf gemacht, daß sie die allgemeine Christenpflicht der Mission lange ungebührlich vernachlässigt und dadurch einen bedenklichen Mangel an wahrem Leben bekundet habe. Aber dieser Vorwurf beruht zum Theil auf ungenügender Kenntnis der Geschichte, zum Theil auf falscher Beurtheilung der Verhältniße. Er ist lange nicht in dem Maße begründet, in welchem er gemacht wird, und die, welche ihn zumeist erheben, sind sittlich am wenigsten dazu berechtigt.

Der Missionsbefehl des Herrn lautete, alle Völker zu lehren, in alle Welt zu gehen und das Evangelium zu predigen aller Creatur. Ohne Zweifel galt dieser Befehl nicht blos den Aposteln als solchen, sondern allen Jüngern Jesu. Wer durch Ihn und in Ihm lebte, sollte auch von Ihm als dem Heilande aller Menschen Zeugnis ablegen. So hat es die Kirche allezeit verstanden und demgemäß handelt auch heute jeder lebendige Christ. Aber nicht jedes Zeugnis von Christo ist darum schon Missionspredigt im engeren Sinn dieses Wortes, wie denn auch das, was Aufgabe der Gemeinde ist, nämlich Christum denen verkündigen, die ihn noch nicht kennen,

nicht jedem einzelnen Gläubigen für sich obliegt. Die Kirche als Ganzes hat nie aufgehört, jenen Befehl ihres Herrn zu erfüllen, wenn schon nicht zu jeder Zeit alle Theile der Kirche unmittelbar an dieser Arbeit sich betheiligten. So lange es noch Heiden innerhalb des römischen Reiches gab, konnten viele Christengemeinden in nächster Nähe an ihrer Bekehrung arbeiten. Als aber die Bevölkerung des Reiches wenigstens äußerlich der Kirche einverleibt war, sah diese sich mit ihrer Missionsthätigkeit auf die umwohnenden Völker angewiesen und von da an lag solche Arbeit vorwiegend den Gemeinden des Gränzgebietes ob. Sie, die zunächst mit den Heiden in Berührung standen, mußten schon darin die gerade an sie gerichtete Aufforderung des Herrn erkennen, jenen das Heil zu verkünden, und das Werk sollte dadurch gefördert werden, daß nicht blos Einzelne in die Heidenwelt hinausgiengen und predigten, sondern zugleich die christliche Gemeinschaft sittigend und erziehend auf die Neubekehrten wirkte. So war es während des Mittelalters, wo vorzüglich die Mönchsorden das Missionswerk trieben, kirchliche Regel, die Neugründungen so anzulegen, daß sie mit den dahinter stehenden Mutterklöstern in engster Verbindung blieben und an ihnen Halt und Stütze hatten. Die Ausbreitung der Kirche sollte ein stetiges Weiterwachsen sein.

Sodann gab die Kirche sich nicht einem ungestümen und unklaren Missionsdrange hin und suchte sich, um ihm zu genügen, nicht nach ihrem Belieben Missionsgebiete aus, sondern sie wartete die Weisungen des Herrn ab und bemühte sich, seine Fingerzeige zu erkennen. Paulus, der doch ausdrücklich als Apostel für die Heidenwelt berufen war, zögerte, in dies sein Berufswerk einzutreten, bis der Geist die Gemeinde in Antiochien aufforderte, ihn und Barnabas abzusondern und auszusenden. Und dann ging er die Wege, welche er als die von Gott ihm gewiesenen ansehen mußte. Er besuchte zuerst die Judengemeinden in der Zerstreuung seiner Verpflichtung gegen sie eingedenk und um sie als Ausgangs- und Anhaltspunct zu benützen. Und daneben wandte er sich zu den größeren Städten, den Sammelplätzen des Völkerlebens, den Mittelpuncten des großen Verkehres, welche dadurch geeignet waren, für eine ganze Umgegend Heerde der Christianisirung zu werden. Ihm folgend suchte auch weiterhin die Kirche aus den Bewegungen ihrer eignen Geschichte wie aus den Verhältnissen des Völkerlebens zu erkennen, wo und wann Gott sie anweise, das Werk des Heidenapostels aufzunehmen und fortzusetzen.

Die Kirche hat nie aufgehört, Mission zu treiben; aber sie selbst entartete und das entstellte auch ihre Missionsarbeit. Es ge-

nügte ihr nicht, die Gemeinde der an Christum Gläubigen zu sein, sondern sie wollte das sichtbare Reich Gottes auf Erden darstellen, welches in Rom seinen Mittelpunct habe und von dort aus regirt werde. Daher begnügte sie sich nicht damit, den Glauben an Christum als den alleinigen Weg zum Heile zu predigen, vielmehr stellte sie daneben die Forderung, daß die Neubekehrten sich Rom und seinen Gesetzen unterwürfen, und lehrte sie, dies als eine unerläßliche Bedingung ihrer Seligkeit ansehen. Die natürliche Folge hiervon war, daß dies letztere sich als die Hauptsache in den Vordergrund drängte und der Glaube an Christum fast vergessen ward.

Und noch eine andere Verirrung ergab sich aus jenem Entarten. War die Kirche das sichtbare Gottesreich, so mußte sie auch über Alles in der Welt herrschen. Sie mußte verlangen, daß alle Gewalt sich ihr unterwürfe, und wer dessen sich weigerte, den mußte sie mit äußerer Macht zu beugen suchen. Wo ihre Mahnung, dem Namen Christi sich zu untergeben, kein Gehör fand, da mußte sie sich für verpflichtet halten, zum Schwerte zu greifen, um die Ungehorsamen zu zwingen, ja im Nothfalle auszurotten. Das Reich des Friedensfürsten auszubreiten forderte sie zum Kriege auf und ließ Ströme Blutes vergießen. Unter diesem Gesichtspuncte sind in der Ausbreitungsgeschichte die nach verschiedenen Seiten gerichteten Kreuzzüge zu beurtheilen; aus diesem Irrthum ging die Mahnung der mittelalterlichen Kirche zu den Türkenkriegen hervor.

So stand es mit der Mission, als Luther wieder das Evangelium zu predigen begann und dadurch zum Reformator der Kirche ward. Er stellte das Wort Gottes wieder hoch auf den Leuchter und machte es auch gegen alle falsche Ueberlieferung und Gewohnheit geltend. Und er sollte ein so ausdrückliches Gebot des Herrn wie das die Mission betreffende übersehen und um seine Erfüllung sich gar nicht bemüht haben? Es ist schwer denkbar, daß es sich so verhalten sollte, und doch sieht man sich in seinen Schriften vergeblich nach dem um, was wir etwa eine Aufforderung an seine Zeitgenossen zur Mission nennen würden. Da liegt denn doch wohl die Frage nahe, ob wir überhaupt berechtigt sind, gerade etwas derartiges von ihm zu erwarten, und ob er nicht in ganz anderer Weise jene Schriftworte zu befolgen, jenem Gebote des Herrn nachzuleben hatte.

Luther hat an den Festen der Erscheinung wie der Himmelfahrt zu wiederholten Malen über Schriftworte gepredigt, die ihm Anlaß genug gaben, über die Mission sich auszusprechen.

Bei der Auslegung der Schlußworte im Evangelio Marci sagt er: „allhie begiebt sich eine Frage über diesen Spruch: gehet hin in alle Welt; wie dieser Spruch zu verstehen ist und zu halten, sin-

temal die Apostel ja nicht in alle Welt kommen sind! Denn es ist kein Apostel her zu uns kommen; auch sind viele Inseln erfunden worden noch zu unsern Zeiten, die da Heiden sind, und Niemand hat ihnen gepredigt, und die Schrift sagt doch, ihre Lehre sei erschollen in alle Lande und ihre Richtschnur sei in die ganze Welt ausgegangen. Antwort: ihre Predigt ist in alle Welt ausgegangen, wiewohl sie in alle Welt noch nicht ist kommen. Dieser Ausgang ist angefangen und angegangen, wiewohl er noch nicht vollbracht und ausgericht ist, sondern wird je weiter und ferner ausgepredigt bis an den jüngsten Tag. Wenn diese Predigt in aller Welt gepredigt und gehört wird und verkündigt, alsdann ist die Botschaft vollbracht und allenthalben ausgericht: dann wird auch zutreffen der jüngste Tag. Es ist eben um diese Botschaft der Predigt, als wenn man einen Stein ins Wasser wirft, der macht Bülgen und Kreise und Striemen um sich, und die Bülgen walchen sich immer fort und fort, eine treibt die andere, bis daß sie an das Ufer kommen. Wiewohl es mitten inne stille wird, noch ruhen die Bülgen nicht, sondern fahren vor sich. Also gehet es auch mit der Predigt zu: sie ist durch die Apostel angefangen und gehet immerdar fort und wird durch die Prediger weiter getrieben, hin und her in die Welt verjaget und verfolget, wird doch immer weiter denen, die sie zuvor nicht gehört haben, kund gemacht, wiewohl sie mitten unter dem Wege ausgelöscht und eitel Ketzerei wird." —

Luther weiß also und lehrt auch, daß der Befehl, das Evangelium zu predigen, ein für alle Zeit gültiger ist; er verweist auf den Gang der Predigt durch die Jahrhunderte hin. „Das Evangelium soll Niemand verhalten werden, bis daß es komme bis an die Enden der Welt, wie im Psalm steht. Also ist es auch *jetzund* zu uns kommen, die wir liegen am Ende der Welt, denn wir liegen hart am Meere." Er hat von neu entdeckten Heidenländern erfahren. Und doch fordert er seine Zuhörer nicht auf, dorthin Boten zu senden und das Missionswerk zu beginnen. Er erinnert daran, daß die Weisen aus dem Morgenlande gewiß von dem, was sie gesehen und gehört hatten, geredet haben werden. „Sie sind die ersten Evangelisten oder Prediger unter den Heiden gewesen, die Andere von diesem Kindlein unterrichtet, sie gelehrt und getröstet haben. So sollen auch wir nicht stillschweigen, sondern von diesem Kinde predigen." Aber auch hier nennt er nicht die Heiden als die, welchen jetzt zu predigen sei. Gerade die Schriftworte, welche den Missionsbefehl enthalten, nennen ihm eine andere Aufgabe als die seinige. Das *Evangelium* soll gepredigt werden. „Wie lautet aber das Evangelium? Wer da glaubt und getauft wird, der wird

selig. — Wer da glaubt, da soll kein Zorn noch Verdammnis, sondern eitel Gnade und Seligkeit sein; die Sünde soll vergeben und der Himmel aufgeschlossen sein." In Jesu Namen allein soll Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern gepredigt werden. „Da greift der Herr fürwahr sehr weit um sich und fasset auf einmal Alles, was in der Welt ist, es seien Juden, Heiden und wer sie wollen, und kurz, gar keinen Menschen ausgeschlossen, allesammt, wie er sie findet und trifft (außer Christo), unter Gottes Zorn, schleußt und spricht: ihr seid alle zumal verdammt mit alle eurem Thun und Wesen, was ihr seid und wie viel, wie groß, wie hoch, wie heilig ihr seid. — Indem er spricht, die Apostel sollen gehen in alle Welt und das Evangelium predigen aller Creatur; so folget, daß alle Welt mit all ihrer Weisheit, Kunst und Lehre nichts weiß noch verstehet vom Evangelio Christi. Denn wo sie es aus ihrem eignen Kopf wüßte und verstünde, so dürfte sie nicht der Apostel Sendung und Predigt. Wo es die Griechen gewußt hätten, so hätte St. Paulus nicht dürfen zu ihnen kommen und den Gehorsam des Glaubens unter ihnen aufrichten. Darum werden mit diesem Befehl alle Gelehrten dieser Welt, Philosophi, Juristen, Theologi mit alle dem, das sie wissen, verstehen und in der Welt lehren, zur Schule geführet, und den armen Bettlern und ungelehrten Fischern, den Aposteln, unterworfen, als den Boten von Christo gesandt, die aller Welt Meister sein sollen, und welche alle Welt hören und von ihnen lernen oder mit all ihrer Kunst und Weisheit verdammt sein soll." Aber wie diese Predigt alle Welt demüthigt und zur Buße ruft, so bietet sie hinwieder auch allen Völkern ohne Unterschied Vergebung der Sünden an. „Hier sollen wir sonderlich des hohen Trostes nicht vergessen, daß Gott auch die Heiden zum Reiche Christi fordert und zum Volk annimmt, ob sie wohl nicht beschnitten noch wie die Juden dem Gesetz unterworfen waren. Denn hie haben wir Heiden ein gewisses Zeugnis, daß wir nicht verzweifeln sollen, als gehörten wir nicht zu Christo; sondern daß wir uns sein sollen annehmen als wohl als die Juden, ob wir gleich nicht sein Volk sind wie die Juden." Und wenn es im Psalm heißt: lobet den Herrn alle Heiden, so „werden damit wir Heiden versichert und gewiß, daß wir auch zu Gott und in den Himmel gehören und nicht verdammt sein sollen, ob wir gleich nicht Abrahams leiblich Blut und Fleisch sind; wie die Juden sich rühmen, als wären sie allein Gottes Kinder und Erben des Himmels um der leiblichen Geburt willen von Abraham und den heiligen Erzvätern, Königen und Propheten. Wahr ists, die Ehre haben sie allein vor allen Menschen, daß sie solcher heiligen Väter Kinder sind: aber die Ehre haben sie nicht allein, daß sie

Gottes Kinder und seines Himmelreichs Erben sind." — Kein Volk auf Erden giebt es, für welches diese Predigt nicht bestimmt sei und kein Stand ist für sie zu hoch oder zu gering, zu gut oder zu schlecht. „Denn der Herr spricht: prediget allen Creaturen, damit er alle Stände fassen will, daß kein Kaiser, kein König auf Erden so mächtig soll sein, er soll diese Lehre des Evangeliums hören, annehmen und glauben oder er soll verdammt sein. Denn solches heißen Menschencreaturen, d. i. solche Aemter und Stände, die von Menschen geordnet werden. — Da ist der Größeste, Gewaltigste, Edelste, Gelehrteste, Heiligste nichts besser, denn der Geringste, Einfältigste und Verachtetste auf Erden, Alles in Einen Haufen geschmelzt, Niemand zu Leid oder Liebe oder zu Ehren und Vorzug ausgemalt und abgesondert; sondern darin stehets gar und Alles: wer da glaubt; sie seien wer und waserlei Leute, Völker, Stände und Wesens, und wie ungleich sie wollen in der Welt. — Wiederum hat auch das Reich Christi Nichts zu thun mit jenen äußerlichen Sachen, läßt solch Wesen bleiben ungeändert, wie es ist und gehet in seinen Ordnungen. Denn Christus befiehlt, daß sie sollen das Evangelium predigen allen Creaturen; die Creaturen sind und stehen alle zuvor da, ehe er mit dem Evangelio kommt, d. i., alle weltlichen Sachen und Ordnungen, so von Menschen nach der Vernunft und von Gott eingepflanzter natürlicher Weisheit gefasset sind, welche auch St. Petrus nennt menschliche Creaturen, 1. Petr. 2 und doch auch Gottes Ordnungen heißen, Röm. 13. Darin will Christus nichts Neues oder Anderes machen, sondern läßt sie bleiben, wie sie sind und heißen; allein daß er der Welt läßt sagen von diesem seinem ewigen Reich, wie man dazu komme, daß man der Sünde und ewigen Todes los werde, daß ihm in dem alle zugleich ohne Unterschied unterworfen sein sollen und ihn für ihren Herrn erkennen durch den Glauben."

Dies Alles erkannte Luther als Inhalt des Befehls, das Evangelium in alle Welt aller Creatur zu bringen, und eben hieran hatte es bisher gefehlt, so sehr, daß er sich wohl zu dem Ausspruche hinreißen ließ: ich weiß nicht, ob Deutschland je Gottes Wort gehört hat. Des Papstes Wort war verkündet, aber das war nicht das Evangelium, vielmehr das gerade Gegentheil davon, lauter Werkpredigt und Anleitung zur Eigengerechtigkeit. Erst jetzt hatte Gottes Gnade das Licht wieder hell aus der Finsternis hervorleuchten lassen; die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes war wieder in dem ungefälschten Worte von der Gnade in Christo Jesu erschienen. Der h. Geist hatte Luther durch das Evangelium zur Erkenntnis Christi gebracht, nämlich daß er im Glauben an ihn Vergebung der

Sünden finde. Dann aber brauchte der Geist ihn und solche, welche dasselbe wie er erfahren hatten, um durch Wort und Predigtamt auch Andere zu dieser Erkenntnis der Gnade zu bringen. — Weil das Evangelium in der Christenheit selbst in Vergessenheit gerathen war, mußte Luther es als die ihm obliegende Erfüllung jenes Missionsbefehls ansehen, das lautere Evangelium in seinem Volke wieder zu predigen, und hierzu forderte er dann auch auf Anlaß solcher Schriftstellen Andere auf; dies meinte er, wenn er in seinem Missionslied betete:

Es woll uns Gott genädig sein
Und seinen Segen geben;
Sein Antlitz uns mit hellem Schein
Erleucht zum ewgen Leben,
Daß wir erkennen seine Werk,
Und was ihm liebt auf Erden,
Und Jesus Christus Heil und Stärk
Bekannt den Heiden werden
Und sie zu Gott bekehren.

So danken, Gott, und loben Dich
Die Heiden überalle,
Und alle Welt die freue sich
Und sing mit großem Schalle,
Daß Du auf Erden Richter bist
Und läßt die Sünd nicht walten;
Dein Wort die Hut und Weide ist,
Die Alles Volk erhalten,
In rechter Bahn zu wallen.

Die Heiden, die er hier meint und von denen er auch oft sagt: wir Heiden, sind die nichtjüdischen Völker, welche in die christliche Kirche eingegangen waren; sie loben Gott, wie schon Psalm 117 geweissagt hat und unter ihnen soll das Evangelium immer mehr im Schwange gehen.

Unter sie gingen dann Luthers Schüler hinaus als Boten des Evangeliums und gründeten Missionsstationen. Auch jetzt suchten sie die Hauptplätze des Verkehrs, die größeren Städte, zuerst auf und von da verbreitete sich die Predigt in immer weiteren Kreisen bis diese Kreise sich berührten und in einander übergiengen, sodaß es ein zusammenhängendes evangelisches Kirchengebiet gab.

Auf solche Weise predigte und trieb Luther evangelische Mission und für den Fortgang dieses Missionswerkes lehrte er die evangelischen Christen beten, indem er in der Auslegung der zweiten Bitte schrieb: „derhalben bitten wir nun zum ersten, daß solches bei uns kräftig werde und sein Name so gepreiset durch das heilige Wort Gottes und christlich Leben, beide, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen und daß es bei andern Leuten ein Zufall und Anhang gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe, auf daß ihr viel zu dem Gnadenreich kommen, der Erlösung theilhaftig werden, durch den h. Geist herzubracht, auf daß wir also allesammt in Einem Königreich, jetzt angefangen, ewiglich bleiben."

Neben dieser Erneuerung rechter Evangeliumspredigt aber bekämpfte er die falsche Art, das Reich Gottes auszubreiten, welche

unter dem Pabstthum aufgekommen war und gerade von den Päbsten seiner Zeit sehr empfohlen ward.

Schon früh hatte er gegen die Türkenkriege sich ausgesprochen und war deshalb von seinen Gegnern als ein Verräther der Kirche und des Reiches verschrieen. Als dann 1529 die Türkengefahr wuchs, nahm er hievon Veranlassung, sich eingehender über diesen Gegenstand zu äußern und that es mit allem Freimuthe. Die Türken galten jener Zeit als die Feinde Christi und seines Reiches, als die Vorkämpfer des Heidenthums, d. h. des unter dem Teufel stehenden Reiches der Finsternis gegen die christliche Welt. So sah auch Luther sie an, aber er zog daraus ganz andere Folgerungen als der Pabst und die Seinen.

Den Türkenkrieg selbst wollte Luther durchaus nicht aufgegeben haben, aber er sollte von anderen Streitern geführt werden als bisher und in anderer Gesinnung. Ihn zu führen komme der weltlichen Obrigkeit zu, welcher Gott befohlen habe, das Reich zu schützen. Zu dieser solle man in Gottes Namen sprechen: „Lieben Herrn, Kaiser und Fürsten, wollt ihr Kaiser und Fürsten sein, so thut als Kaiser und Fürsten, oder der Türke wirds euch lehren durch Gottes Zorn und Ungnade. Deutschland oder Kaiserthum ist euch von Gott gegeben oder befohlen, daß ihrs schützen, regiren, rathen und helfen sollt, und nicht allein sollt, sondern auch müßet, bei Verlierung eurer Seelen Seligkeit und göttlichen Huld und Gnaden". Der Kaiser soll gegen den Türken streiten und unter seinem Panier soll es geschehen. Aber freilich muß dann der Kaiser selbst sich mit andern Augen ansehen als bisher geschah, und auch die Christen müssen sein Panier mit andern Augen anschauen. Auch soll man wider den Türken nicht streiten seines falschen Glaubens und Lebens halben, sondern wegen seines Mordens und Verstörens. Des Kaisers Schwert hat nichts zu schaffen mit dem Glauben, es gehört in leibliche, weltliche Sachen. „Darum soll man auch dies Reizen und Hetzen lassen anstehen, da man den Kaiser und Fürsten bisher gereizt hat zum Streit wider die Türken, als das Haupt der Christenheit, als den Beschirmer der Kirche und Beschützer des Glaubens, daß er solle des Türken Glauben ausrotten, und haben also das Reizen und Vermahnen gegründet auf der Türken Bosheit und Untugend. Nicht also, denn der Kaiser ist nicht das Haupt der Christenheit noch Beschirmer des Evangeliums oder des Glaubens. Die Kirche und der Glaube müssen einen andern Schutzherrn haben, denn der Kaiser und Könige sind; sie sind gemeiniglich die ärgsten Feinde der Christenheit und des Glaubens, wie der 2. Psalm sagt und die Kirche allenthalben klagt. Und mit solchem

Reizen und Vermahnen macht mans nur ärger und erzürnet Gott desto mehr, dieweil man damit in seine Ehre und Werk greift und wills den Menschen zueignen, welches eine Abgötterei und Lästerung ist. Auch wenn der Kaiser sollt die Ungläubigen und Unchristen vertilgen, müßte er an dem Pabst, Bischöfen und Geistlichen anfahen, vielleicht auch unser und sein selbst nicht verschonen: denn es gräuliche Abgötterei genug ist in seinem Kaiserthum, daß nicht noth ist, derhalben den Türken zu bestreiten. Es sind unter uns Türken, Juden, Heiden, Unchristen allzuviel, beide mit öffentlicher falscher Lehre und mit ärgerlichem schändlichem Leben. Laßt den Türken glauben und leben, wie er will, gleichwie man das Pabstthum und andere falsche Christen leben läßt". Noch viel weniger als der Kaiser aber soll der Pabst also streiten, denn ihm, „als der ein Christ, ja der oberste und beste Christenprediger sein will, nicht gebührt, ein Kirchenheer oder Christenheer zu führen, denn die Kirche soll nicht streiten noch mit dem Schwert fechten, sie hat andere Feinde, denn Fleisch und Blut, welche heißen die bösen Teufel in der Luft, Eph. 6. Darum hat sie auch andere Waffen und Schwert und andere Kriege, damit sie zu schaffen genug hat, darf sich in des Kaisers oder der Fürsten Kriege nicht mengen, denn die Schrift sagt: es solle kein Glück da sein, wo man Gott ungehorsam ist. Man frage die Erfahrung, wie wohl uns bisher gelungen sei mit dem Türkenkrieg, so wir als Christen und unter Christi Namen gestritten haben, bis daß wir zuletzt Rhodus und schier ganz Ungarn und viel vom deutschen Land dazu verloren haben".

Auch die Kirche soll allerdings streiten wider den Türken, denn Mahomed ist ein Verstörer unsers Herrn Christi und seines Reiches. „Der Türke ist ein Diener des Teufels, der nicht allein Land und Leute verderbet mit dem Schwerte, sondern auch den christlichen Glauben und unsern lieben Herrn Jesum Christ verwüstet. Denn wiewohl Etliche sein Regiment darin loben, daß er Jedermann läßt glauben, was man will, allein daß er weltlich Herr sein will, so ist doch solch Lob nicht wahr. Denn er läßt wahrlich die Christen öffentlich nicht zusammen kommen und muß auch Niemand öffentlich Christum bekennen noch wider den Mahomed predigen oder lehren. Was ist aber das für eine Freiheit des Glaubens, da man Christum nicht predigen noch bekennen muß? so doch unser Heil in demselben Bekenntnis stehet, wie Paulus sagt Röm. 10: mit dem Munde bekennen macht selig, und Christus gar hart befohlen hat, sein Evangelium zu bekennen und lehren, Matth. 10. Weil denn nun der Glaube muß schweigen und heimlich sein unter solchem wüsten, wilden Volk und in solchem scharfen, großen Regiment, wie kann

er zuletzt bestehen oder bleiben, so es doch Mühe oder Arbeit hat, wenn man gleich aufs Allertreulichste und Fleißigste predigt? Darum gehets auch also und muß also gehen, was aus den Christen in die Türkei gefangen oder sonst hinein kommt, fällt alles dahin und wird allerding türkisch, daß gar selten Einer bleibt; denn sie mangeln des lebendigen Brods der Seelen und sehen das frei fleischlich Wesen der Türken und müßen sich wohl also zu ihnen gesellen".

Also kämpfen soll auch der Christenhaufe; aber dabei soll er bedenken, daß der Türke, wie des Teufels Diener, so Gottes Ruthe ist. Daher muß der Christ zuerst sich vor Gott demüthigen und herzliche Buße thun, muß zuvor den Teufel selbst schlagen und Gott die Ruthe aus der Hand nehmen, daß also der Türke für sich selbst ohne des Teufels Hülfe und Gottes Hand in seiner Macht allein funden werde. Darnach soll man beten wider ihn mit zuversichtlichem, gläubigem Herzen, so wie die Christen den Pabst mit Gebet und Gottes Wort frisch angegriffen und fühlbar getroffen haben. Dazu sollen die Geistlichen die Gemeinden ermahnen. „Damit aber das Volk zur Andacht und Ernst gereizet würde durch öffentlich Gebet in den Kirchen, ließe ich mir gefallen, wo es den Pfarrherrn und Kirchen auch gefiele, daß man am Feiertage nach der Predigt, es sei morgens oder abends oder um einander, den 79. Psalm: Herr, es sind Heiden in dein Erbe gefallen, singe, ein Chor um den anderen, wie gewohnet. Darnach trete ein wohlgestimmter Knabe vor den Pult in ihrem Chor und singe allein die Antiphon: Domine non secundum; nach demselben ein anderer Knabe den andern Tract: Domine, ne memineris; und darauf der ganze Chor knieend: adjuva nos Deus, allerdinge wie man in der Fasten im Pabstthume gesungen hat, denn es sehr andächtig lautet und siehet und die Worte sich zur Sache wohl reimen wider den Türken, wo man sie mit dem Herzen dahin lenkt. Darauf, wo man will, mag der Laie singen: Erhalt uns Herr bei Deinem Wort, Verleihe uns Frieden, oder das deutsche Vaterunser".

So lehrte Luther die Christen in rechter Weise und mit den rechten Waffen die Kriege des Herrn führen. Man könnte nun fragen, warum gieng er nicht weiter und forderte die Christen auf, auch den Türken das Evangelium zu bringen, um sie so aus Feinden des Reiches Gottes zu Angehörigen desselben zu machen? Warum that er nicht, wie etwa der gute Ritter Hartmuth von Kronberg, der 1523 den Pabst ermahnte, den Kirchenstaat aufzugeben und die weltlichen Güter der Geistlichen einzuziehen, um damit einen allgemeinen Zug gegen die Türken auszurüsten, dann aber auch hinzufügte: „wenn der Türke recht berichtet würde, so wäre gänzlich zu

verhoffen, der Türke würde williglich zu dem wahrhaftigen Glauben treten, daraus die Gnade Gottes weiter folgen möchte, daß alles Volk der ganzen Erde zu dem einigen wahrhaftigen Glauben kommen und treten würde, so die Ungläubigen vernähmen, daß unser Glaube auf den einigen Grundstein Christum, auf welchen die ganze heilige Schrift deutet, und auf die wahre brüderliche Liebe gestellt, nicht auf Rom oder desselbigen Pabstthum und auf unsern eignen Nutzen". — Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Luther hoffte nichts von der Predigt unter den Türken, weil er in diesen ebenso wie im Pabste einen Vorboten des jüngsten Tages sah. „Die Schrift weissagt uns von zweien grausamen Tyrannen, welche sollten vor dem jüngsten Tage die Christenheit verwüsten und zerstören. Einer geistlich, mit Listen oder falschem Gottesdienst und Lehre wider den rechten christlichen Glauben und Evangelium, denn Daniel schreibt im 12. Cap., daß er sich soll erheben über alle Götter und über allen Gottesdienst, welchen auch St. Paulus nennet den Endchrist, 2 Thess. 2. Das ist der Pabst mit seinem Pabstthum. Der Ander mit dem Schwert, leiblich und äusserlich, aufs Gräulichst, davon Daniel im 7. Cap. gewaltiglich weissagt, und Christus Matth. 24. von einem Trübsal, desgleichen auf Erden nicht gewest sei. Das ist der Türke. Also muß der Teufel, weil der Welt Ende vorhanden ist, die Christenheit zuvor mit beider seiner Macht aufs Allergräulichst angreifen und uns die rechte Letze geben, ehe wir gen Himmel fahren. Wer nun ein Christ will sein zu dieser Zeit, der fasse ein Herz in Christo und denke nur nicht hinfort auf Friede und gute Tage; die Zeit solcher Trübsal und Weissagung ist da, desselbengleichen unser Trotz und Trost auf die Zukunft Christi und unsere Erlösung ist auch nicht ferne, sondern wird flugs darauf folgen. Darum so halte feste und sei sicher, daß der Türke gewißlich sei der letzte und ärgeste Zorn des Teufels wider Christum, damit er dem Faß den Boden ausstößet und seinen Grimm ganz ausschüttet wider Christi Reich; dazu auch die größte Strafe Gottes auf Erden über die undankbaren und gottlosen Verächter und Verfolger Christi und seines Wortes und ohne Zweifel der Vorlauf der Hölle und ewiger Strafe. Denn Daniel sagt, daß nach dem Türken flugs das Gericht und die Hölle folgen soll".

Luther hoffte auf eine Bekehrung weder des Türken noch des Pabstes als der beiden von Gott verstockten Feinde der Endzeit. Er wollte gegen sie kämpfen mit der Waffe des Gebets, damit Gott selbst sich aufmache, um seine bedrängte Gemeinde vor ihrer Gewalt zu erretten:

Erhalt uns Herr bei Deinem Wort
Und steur' des Pabsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum Deinen Sohn
Wollen stürzen von seinem Thron.

Und er glaubte, daß nun der Siegeslauf des Feindes zu seinem Haltpuncte gekommen sei, nicht wegen der Macht der Christen, sondern weil er die nach der Schrift von Gott ihm gesteckten Gränzen erreicht habe. Um so mehr aber dürfe man sagen, der jüngste Tag müsse vor der Thür sein.

Luther vernachlässigte den Missionsbefehl des Herrn an seine Kirche nicht, sondern suchte mit Wort und That ihm gerecht zu werden; aber er ließ sich von der Lage, in welcher er die Kirche fand, sagen, wie und wo solches zu geschehen habe. Er sah, daß man in der Kirche nicht wußte, was der Inhalt der Missionspredigt sein solle, und daß man vergessen hatte oder nicht wissen wollte, auf welche Weise das Reich Gottes auszubreiten sei. Dadurch war ihm auch hier die Aufgabe, zu reformiren, gestellt. Er zeugte gegen die Verweltlichung der Missionsthätigkeit, nach welcher man meinte, mit dem Schwerte in der Hand die Feinde des christlichen Namens niederschlagen zu müssen; und er zeigte, welches die Botschaft sei, die von der Kirche Christi unter alle Völker gebracht werden solle. Diese Botschaft verkündigte er selbst, wo sein Beruf es von ihm verlangte. Ihre Bestimmung, durch die Welt zu gehen, betonte er laut und wollte nicht zugeben, daß ihr als mit Recht irgendwo Grenzen gesteckt werden dürften. Als es sich 1532 um den Abschluß eines Reichsfriedens unter vorläufiger Duldung der Evangelischen handelte, erklärten die wittenberger Theologen gemeinsam: „es ist aus den vorigen Handlungen wohl abzunehmen, daß die Gegner suchen werden, daß wir in andere Herrschaften nicht Prädicanten senden oder die Lehre an solchen Orten in keinem Wege fördern. Dieser Artikel ist wider Gott, denn, wie Paulus spricht, das Evangelium soll nicht gebunden sein. Dieses ist der vornehmsten Gottesdienste einer, christliche Lehre und rechte Gottesdienste ausbreiten, wo man kann, besonders mit solcher Maße, mit predigen und Prediger senden ohne gewaltsames Vornehmen. Und bedarf dieses ganz keiner Disputation; diesen Artikel kann man nicht willigen". — Versperrt eine Obrigkeit dem Evangelio ihr Land, so kann man dem nicht wehren und soll deswegen nicht zur Gewalt greifen. Aber niemals sollen Christen zugestehen und anerkennen, daß solches Versperren recht sei. Sie sollen an ihrem Theile verlangen, daß das Evangelium frei durch die Welt laufe, und, soviel sie können, dazu helfen, daß solches geschehe.

Wer will sagen, daß Luther und seine Genossen die Missionspflicht der Kirche nicht erfüllten? Sie thaten, was sie in ihrer Zeit konnten und sollten, indem sie die Verirrung straften und zu beseitigen suchten und zu neuer biblisch-evangelischer Missionsarbeit den Grund legten.

Zweiter Vortrag.

Wenn die Heidenkirche in der Ausbreitung des Reiches Gottes dem Beispiele ihres Gründers, des Heidenapostels, folgen wollte, so sah sie zuerst und vor Allem sich auf die zersprengten Reste des in ihrer Mitte lebenden Volkes Israel gewiesen. Denn wie oft Paulus auch von seinen Volksgenossen zurückgestoßen ward, immer wieder wandte er sich an sie, wo er ihnen begegnete, und verkündigte ihnen zuerst, daß Jesus von Nazareth der Messias sei. Aber leider müssen wir sagen, daß die Kirche hierin zu allen Zeiten noch nicht das gethan hat, was jenes großen Beispiels würdig war. Oft genug haben die Christen an denen, welche unter dem Kreuze das Blut ihres von ihnen verworfenen Messias auf sich und ihre Kinder herabriefen, gehandelt, als ob sie von Gott dazu bestellt seien, das Gericht zu vollziehen; die schwersten der Schläge, unter denen das verworfene Volk des alten Bundes seufzte, kamen aus der Hand von Christen. Zwar muß man, um gerecht zu sein, anerkennen, daß von der Zeit Gregors des Großen an die Päbste, und zwar gerade die bedeutendsten unter ihnen am entschiedensten, der bedrückten Juden sich angenommen und wiederholt mit edlen Worten es ausgesprochen haben, daß man christlich mit ihnen umgehen und nicht in des Erlösers Namen sie gewaltthätig behandeln solle. Aber ihre Worte fanden nicht überall Gehör und wurden nirgend lange befolgt. Die Massen der christlichen Völker hegten einen tiefen Widerwillen gegen die Juden, welcher ohne Zweifel zum guten Theile auf einer natürlichen nationalen Abneigung beruhte, die sich noch nicht vom Geiste christlicher Liebe überwinden ließ. Dieser Widerwille brach, zumal wenn niedere Geistliche und Mönche noch hezten, nicht selten in wilder und blutiger Verfolgung hervor. Kurz man darf das Mittelalter schon als eine Zeit schweren Druckes und harter Leiden für die Juden bezeichnen.

Und änderte hierin die Reformation, die ja sonst zum Heidenapostel zurücklenkte, nichts? Natürlich setzt sich diese Frage uns so-

gleich in die andere um: wie stellte Luther sich zu den Juden? eine Frage, die aus seinen Schriften und aus seinem Leben sich mit hinreichender Bestimmtheit beantworten läßt.

Das Schicksal Israels mußte früh seine Gedanken beschäftigen und ihn auf das Walten Gottes in der Geschichte aufmerksam machen. In dem furchtbaren Leiden des Volkes erkannte er die Wirkung des göttlichen Zornes, und wenn er es in seinem damaligen traurigen Zustande betrachtete, glaubte er „ein rechtes Bild der Hölle" zu sehen. Da bewegte dann Mitleid sein Herz und er äusserte Unwillen über die rohe Mishandlung, welche den Unglücklichen seitens des christlichen Haufens widerfuhr. Die Schrift schien ihm zu sagen, daß die Gnade in Abrahams Geblüt bis an den jüngsten Tag währen solle. Denn obwohl der große Haufe verstockt sei, so gebe es doch allezeit, wenn auch nur wenige, die zu Christo sich bekehrten und an ihn glaubten. „Darum — schrieb er 1521 in der seinem Fürsten gewidmeten Auslegung des marianischen Lobgesanges — sollten wir die Juden nicht so unfreundlich handeln, denn es sind noch Christen unter ihnen zukünftig und täglich werden: dazu haben sie allein, und nicht wir Heiden, solche Zusagung, daß allezeit in Abrahams Samen sollen Christen sein, die den gebenedeiten Samen erkennen. Unser Ding steht auf lauter Gnaden, ohne Zusagen Gottes, wer weiß, wie und wann. Wenn wir christlich lebten und sie mit Güte zu Christo brächten, wäre wohl die rechte Maß. Wer wollte Christ werden, so er siehet Christen so unchristlich mit Menschen umgehen? Nicht also liebe Christen; man sage ihnen gütlich die Wahrheit; wollen sie nicht, laßt sie fahren. Wie viele sind Christen, die Christum nicht achten, hören seine Worte auch nicht, ärger denn Heiden und Juden; und wir lassen sie doch mit Frieden gehen, ja fallen ihnen zu Fuß, beten sie schier für Abgötter an!" — Er wollte die Juden wegen ihres Unglaubens nicht schärfer behandelt wissen, als so viele Namenchristen, eine billige Gesinnung, in welcher ihm ähnlich einer seiner tüchtigsten Schüler, Eberlin von Günzburg, schon vorher geschrieben hatte: „Ob Misgläubige wollen unter uns wohnen, soll man ihnen Nichts Leids thun, sondern freundlich halten wie unsere Bürger; doch soll man sie zu keiner bürgerlichen Ehre brauchen oder Amt, sie sollen auch unser Gesetz und Glauben nicht schmähen." Daß das Volk im Ganzen bis zum Ende im Unglauben beharren werde glaubte er allerdings nach der Schrift annehmen zu müßen. „Christus spricht: dies Geschlecht soll nicht vergehen bis ans Ende, das ist, Juden, die Christum gekreuzigt haben, müssen bleiben zum Wahrzeichen; und ob ihr schon viele bekehret werden, so muß doch das

Geschlecht und die Art überbleiben." Aber gerade diese Auffassung trieb ihn um so mehr, den Einzelnen in Freundlichkeit sich zu nahen, um sie zu gewinnen.

Den lebendigsten Ausdruck fand dies Streben 1523 in seiner Schrift: „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei," eine Schrift, deren wegen man ihn nicht übel den ersten evangelischen Judenmissionar genannt hat. Er selbst sandte sie einem neubekehrten Juden zu, um diesen im Glauben zu stärken und durch ihn sie in die Hände anderer Juden zu bringen.

Die Veranlassung zu dieser Schrift gab ihm die Lüge seiner christlichen Gegner, er habe in Predigten und Büchern die Jungfrauschaft der Maria geleugnet. Die Gegner selbst waren ihm keiner Antwort werth, aber um Anderer willen mußte er antworten, und um dabei doch etwas Nützliches zu thun, beschloß er aus der Schrift die Ursachen zu erzählen, die ihn bewegten zu glauben, daß Christus ein Jude sei von einer Jungfrau geboren, ob er vielleicht auch der Juden Etliche möchte zum Christenglauben reizen. Die bisherige Behandlung der Juden seitens der Christen sei eine derartige gewesen, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn diese den Uebertritt zur Kirche von sich gewiesen hätten. „Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen; haben nichts mehr thun konnt, denn sie schelten und ihnen ihr Gut nehmen; wenn man sie getauft hat, kein christlich Lehre noch Leben hat man ihnen beweiset, sondern nur der Päbsterei und Möncherei unterworfen. Wenn sie dann gesehen haben, daß der Juden Ding so starke Schrift für sich hat und der Christen Ding ein lauter Geschwätz gewesen ist ohn alle Schrift, wie haben sie doch mögen ihre Herzen stillen und rechte gute Christen werden? Ich habe selbst gehört von frommen getauften Juden, daß wenn sie nicht bei unserer Zeit das Evangelium gehört hätten, sie wären ihr Lebenlang Juden unter dem Christenmantel blieben. Denn sie bekennen, daß sie noch nie nichts von Christo gehört haben bei ihren Täufern und Meistern. Ich hoffe, wenn man mit den Juden freundlich handelt und aus der h. Schrift sie säuberlich unterweiset, es sollten ihr viel rechte Christen werden und wieder zu ihrer Väter, der Patriarchen und Propheten, Glauben treten; davon sie nur weiter geschreckt werden, wenn man ihr Ding verwirft und so gar nichts will sein lassen und handelt nur mit Hochmuth und Verachtung gegen sie. Wenn die Apostel, die auch Juden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Juden, es wäre nie kein Christ unter den Heiden worden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederum brü-

derlich mit den Juden handeln, ob wir etliche bekehren möchten; denn wir sind auch selbst noch nicht alle hinan, schweig denn hinüber. Und wenn wir gleich hoch uns rühmen, so sind wir dennoch Heiden und die Juden von dem Geblüt Christi; wir sind Schwäger und Fremdlinge, sie sind Blutsfreunde, Vettern und Brüder unseres Herrn."

Wir fragen hier nicht, wie Luther den Beweis führt, „daß Maria eine reine Magd und Christus von Abrahams Samen ein wahrhaftiger Jude sei," sondern wenden uns gleich zum zweiten Theil des Schriftchens, den er selbst überschreibt: „wie mit den Juden, sie zu bekehren, zu handeln." Er beginnt: „aber weil wir an dem sind, daß wir nicht allein den unnützen Lügnern antworten, so mich in diesen Stücken ausgetragen, sondern auch gerne den Juden dienen wollten, ob wir ihrer etliche möchten zu ihrem eignen rechten Glauben bringen, den ihre Väter gehabt haben: wollen wir weiter mit ihnen handeln und denjenigen, so mit ihnen handeln wollen, ein Weise und Spruch vorlegen, der sie gegen ihnen gebrauchen sollen." Er beginnt mit dem Nachweis, daß der jetzige Glaube der Juden und ihr Harren auf des Messias Zukunft unrecht sei, und geht dafür auf den Segen Jakobs über Juda 1 Mos. 49, 10 zurück. Das Scepter ist von Juda genommen, das können sie nicht leugnen, daher muß auch der Messias schon gekommen sein. Hingegen stimmt Jesu Christi ewiges Königreich gar fein mit diesem Spruch. Aber solche Deutung werden die Juden nicht achten, bis sie zuvor herbei kommen und erkennen, daß Christus kommen sein müsse nach diesem Spruch. Daher läßt er dies anstehen und weist auf ein Anderes hin. Der Spruch sagt, daß diesem Silo*) sollen Völker zufallen und anhangen. Nun frage ich die Juden, wann je gewesen sei ein solcher Mann aus dem jüdischen Stamm, dem so viel Volks sei angehangen, als diesem Jesu Christo? Es ist Wunder, daß sie das nicht bewegt, an diesen Jesum, ihr eigen Blut und Fleisch, zu glauben, auf welchen die Sprüche der Schrift sich so mächtig und eben reimen, weil sie doch sehen, daß wir Heiden so viel, so hart, so fest an ihm halten, daß viel tausend um seinetwillen ihr Blut vergossen haben.

Luther kennt das nationale Selbstbewußtsein der Juden und wendet sich an dies, um in ihnen so zu sagen zuerst Theilnahme für Jesum als ihren Volksgenossen zu erwecken, in der Hoffnung daß sie dann unbefangener die Schrift prüfen werden und sich vielleicht auch zu ihm als dem Messias führen lassen.

*) Luther hat in der deutschen Bibel bekanntlich der Held übersetzt.

Ferner erklärt er die Worte des Engels Gabriel im 9. Capitel des Buches Daniel und zeigt, daß die rabbinische Auslegung derselben eine falsche sei. Nach diesen Worten sei unwidersprechlich, daß der Messias, von dem Gabriel rede, vor der Zerstörung Jerusalems gekommen sein müße. Er verweist auf Haggai 2, 10 und Sacharja 8, 23, meint aber: „es wird zu lang die alle klärlich und weit auszustreichen, und aufs erste Mal diese zween vorigen Sprüche genug sind zum Anfahen." Nur Einen Einwand will er noch berühren und dann mit abermaligen Bitten und freundlichen Worten schließen: „Ob die Juden würde ärgern, daß wir Jesum einen Menschen und doch wahren Gott bekennen, wollen wir mit der Zeit auch kräftiglich aus der Schrift bessern. Aber es ist zum Anfang zu hart. Laß sie zuvor Milch saugen und aufs Erste diesen Menschen Jesum für den rechten Messias erkennen; darnach sollen sie Wein trinken und auch lernen, wie er wahrhaftiger Gott sei: denn sie sind zu tief und zu lange verführt, daß man muß säuberlich mit ihnen umgehen, als denen es ist allzusehr eingebildet, daß Gott nicht möge Mensch sein. Darum wäre mein Bitte und Rath, daß man säuberlich mit ihnen umgienge und aus der Schrift sie unterrichtete, so möchten ihrer etliche herbeikommen. Aber nun wir sie mit Gewalt treiben und gehen mit Lügenteidingen um, geben ihnen Schuld, sie müßen Christenblut haben, daß sie nicht stinken, und weiß nicht, wes des Narrenwerks mehr ist, daß man sie gleich für Hunde hält; was sollten wir Gutes an ihnen schaffen? Item, daß man ihnen verbeut, unter uns zu arbeiten, hantieren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt: wie sollte sie das bessern? Will man ihnen helfen, so muß man nicht des Pabsts, sondern christlicher Liebe Gesetz an ihnen üben und sie freundlich annehmen, mit laßen werben und arbeiten, damit sie Ursache und Raum gewinnen bei und um uns zu sein, unsere christliche Lehre und Leben zu hören und zu sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran? sind wir doch auch nicht alle gute Christen. Hie will ichs diesmal laßen bleiben, bis ich sehe, was ich gewirkt habe. Gott gebe uns allen seine Gnade. Amen."

Die letzten Worte zeigen, daß Luther damals die Hoffnung hegte, es werde mit der wiedererweckten Predigt des lautern Evangeliums auch für die Juden eine neue Zeit beginnen und ihrer mehrere als zuvor sich von der Wahrheit gewinnen lassen, eine Hoffnung, die er auch gegen einen neubekehrten Juden Bernhard aussprach. Er erkannte es für seine Christenpflicht, sich des bisher so arg bedrückten Volkes anzunehmen und erwartete, daß auch Andere seinem Beispiele folgen würden. Die großen Hindernisse, welche ge-

rade hier dem Bekehrungswerke im Wege standen, sah er wohl. Er brachte in Anschlag, daß die Christen selbst durch ihr Leben die unter ihnen wohnenden nur zu sehr vom Christenthume zurückstießen und daß andererseits die Juden von Jugend auf durch ihre Erzieher und Lehrer zum Widerwillen gegen Jesum Christum und seine Kirche erzogen würden. Aber um so mehr wollte er Geduld haben und solchen Haß durch stärkere Liebe überwinden. Wie ein weiser Seelsorger verlangte er nicht zu viel auf einmal und wollte nicht zu schnell fortschreiten. Die tiefere Erkenntnis werde schon folgen, wenn nur erst der Zugang zum Herzen gefunden sei. „Der Freiheit wollte ich brauchen, wenn mir ein Jude vorkäme, der nicht vergiftet noch verstockt wäre, den ich wollte zu Christo bringen. Wie wohl es ein nöthiger Artikel ist zu glauben, daß Christus Gottes Sohn sei, dennoch wollte ich davon zum Ersten schweigen und mich also gegen ihn lenken und schicken, daß er zuvor eine Liebe zum Herrn Christo gewinne, und sagen, daß er ein Mensch wäre als ein anderer von Gott gesandt und was Gott durch ihn den Menschen für Wohlthat gethan habe. Wenn ich ihm nun das ins Herz brächte, daß er brennete und Liebe und Lust zu Christo hätte, wollt ich ihn auch wohl weiter bringen, daß er glaubte, daß Christus Gott wäre. Also wollt ich mit ihm handeln um deswillen, daß ich ihn freundlich herzubrächte an Christum zu glauben." — Dabei war seine Freudigkeit zur Arbeit an den Juden keineswegs durch die Erwartung einer allgemeinen Bekehrung Israels in der Endzeit bedingt. Vielmehr leugnete er diese jetzt ebenso wie früher und dachte immer nur an Einzelne. Das Volk als solches stehe unter dem Fluche und halte selbst an der Verstockung fest, mit der es belastet sei. Der Fluch habe es vergiftet und hänge ihm an, wie ein Gewand. „Nicht daß gar kein Jude nimmermehr zum Glauben kommen möge, denn es müssen noch etliche Brocken überbleiben und etliche Einzelne bekehrt werden; sondern das Judenthum, welches wir das jüdische Volk heißen, wird nicht bekehret. Es wird auch das Evangelium nicht unter sie geprediget, auf daß dadurch der h. Geist Raum bei ihnen finde; sondern wo sie beisammen sind und ihre Schulen sind, da bleiben sie bei ihrem Fluch und Gift, daß sie Christum verfluchen und ihren Gift für Heil und Fluch für Segen halten müssen. Aber nichts desto weniger springen zu Zeiten etliche von dem Haufen einzeln ab, auf daß Gott dennoch des Samens Abrahams Gott bleibe und sie nicht gar verstoße, wie St. Paulus spricht Röm. 11."

Es war die reine, barmherzige Liebe, welche Luther damals trieb, der Stammesgenossen seines Heilandes in so freundlicher Weise sich anzunehmen und die ihn mit so fröhlichen Hoffnungen erfüllte.

Woher kam es, daß dies in späteren Jahren seines Lebens anders ward, daß wenigstens seine Hoffnung sank und er eine andere Art der Behandlung für angemessen, ja für geboten erachtete?

Daß der Grund seines härteren Auftretens in der Folgezeit nicht in einer andern Anschauung von der Endgeschichte lag, bezeugen die zuletzt angeführten Worte. Zwar sprach Luther einmal klar und unzweideutig genug die Erwartung aus, daß zuletzt ganz Israel sich vor seinem Heilande beugen werde. Zu den Worten des Herrn: „ich sage euch, ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprechet: gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn," bemerkte er: „so ists nun gewiß, daß die Juden werden noch sagen zu Christo: gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn. Das hat auch Moses verkündiget Deuteron. 4: in den letzten Tagen wirst du dich bekehren zu dem Herrn, deinem Gott, und seiner Stimme gehorchen. Denn der Herr, dein Gott, ist ein barmherziger Gott, er wird dich nicht lassen noch verderben, wird auch nicht vergessen des Bundes, den er deinen Vätern geschworen hat. Item Hosea 3: die Kinder Israel werden lange Zeit ohn König, ohn Fürsten, ohn Opfer, ohn Altar, ohn Leibrock und ohn Gottesdienst bleiben. Darnach werden sich die Kinder Israel bekehren und den Herrn, ihren Gott, und ihren König David suchen, und werden den Herrn und seine Gnade ehren in der letzten Zeit. Und Asarja 2 Chron. 15: werdet ihr den Herrn verlassen, so wird er euch auch verlassen. Es werden aber viel Tage sein in Israel, daß kein rechter Gott, kein Priester, der da lehret, und kein Gesetz sein wird. Und wenn sie sich bekehren in ihrer Noth zu dem Herrn, dem Gott Israels, und werden ihn suchen, so wird er sich finden laßen. Diese Sprüche mögen nicht verstanden werden, denn von den jetzigen Juden; sie sind je zuvor noch nie keinmal ohn Fürsten, ohn Propheten, ohn Priester, ohn Lehrer und ohn Gesetz gewesen. St. Paulus Röm. 11 stimmet auch her und spricht: Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganz Israel selig werde. Gott gebe, daß die Zeit nahebei sei, als wir hoffen. Amen."

Es sind schöne Worte über die Hoffnung Israels, aber sie stehen ziemlich einsam in Luthers Schriften und wurden in früher Zeit geschrieben. In den Jahren, aus welcher wir jene liebevollen Ermahnungen zur Mission unter den Juden kennen lernten, begegneten wir schon wieder dem Worte: „das Judenthum, welches wir das jüdische Volk heißen, wird nicht bekehrt." Die Ursache, weshalb Luther allmählich anders über die Juden urtheilte, war vielmehr die, daß er seine Hoffnungen von ihnen getäuscht sah. Er

hatte erwartet, daß sie der evangelischen Predigt sich zugänglich erweisen und von ihr in größerer Anzahl und aufrichtig sich würden gewinnen lassen. Aber dies geschah nicht. Vielmehr glaubte er zu bemerken, daß seine Milde ihnen schade, indem sie durch dieselbe in ihren Irrthümern bestärkt würden. Daher erschien es ihm ihrer selbst wegen nöthig, eine ernstere Sprache gegen sie anzunehmen. Wir sehen dies aus einem Briefe des Jahres 1537, überschrieben: „dem fürsichtigen Jesel, Juden zu Rosheim, meinem guten Freunde." Dieser hatte um die Fürsprache des Reformators beim Kurfürsten nachgesucht, aber Luther schlug ihm dieselbe ab, indem er schrieb: „Mein lieber Jesel! Ich wollt wohl gern gegen meinen gnädigsten Herrn für euch handeln, beide mit Worten und Schriften, wie denn auch meine Schrift der ganzen Jüdischheit gar viel gedienet hat; aber dieweil die Euren solches meines Dienstes so schändlich misbrauchen und solche Ding fürnehmen, die uns Christen von ihnen nicht zu leiden sind, haben sie selbst damit genommen alle Förderung, die ich sonst hätte bei Fürsten und Herren können thun. Denn mein Herz ja gewesen ist und noch, daß man die Juden sollt freundlich halten, der Meinung, ob sie Gott dermaleins wollt gnädiglich ansehen und zu ihrem Messia bringen, und nicht der Meinung, daß sie sollten durch meine Gunst und Förderung in ihrem Irrthum gestärkt und ärger werden. Davon ich, so mir Gott Raum und Zeit giebt, will ein Büchlein schreiben, ob ich etliche könnt aus eurem väterlichen Stamm der heiligen Propheten und Patriarchen gewinnen und zu eurem verheißenen Messia bringen. Wiewohl es ganz fremde ist, daß wir euch sollen reizen und locken zu eurem natürlichen Herrn und Könige, wie denn vorhin euer Vorfahren, da Jerusalem noch stund, die Heiden gereizt und gelocket haben zu dem rechten Gott." Er bat ihn, sich zu bekehren und schloß mit den Worten: „Solches wollet von mir freundlich annehmen euch zu eurer Vermahnung. Denn ich um des gekreuzigten Juden willen, den mir Niemand nehmen soll, euch Juden allen gern das Beste thun wollte, ausgenommen, daß ihr meiner Gunst nicht zu eurer Verstockung gebrauchen sollt. Das wisset gar eben."

Wenn Luther früher eine mildere Behandlung der Juden empfohlen hatte, so dachte er nicht daran, ihnen Religionsfreiheit im neueren Sinn des Wortes zugestehen. Ein Recht der Juden auf durchweg ungestörtes bürgerliches Leben und auf ganz unbeschränkte Religionsübung inmitten der Christenheit kannte er nicht. „Man duldet die Juden nicht, als hätten sie Recht dazu, auch läßt man sie nicht öffentlich lästern, auch sind sie nicht von unserer kirchlichen oder bürgerlichen Gemeinde, sondern Gefangene." Sie sind

Christi und des Kaisers Feinde, stecken in ihrem letzten, „römischen Elende" und wie ein Fürst einen Schalk muß im Kerker fluchen und lästern lassen, so wollen wirs auch leiden, daß sie in ihren Synagogen verschlossen lästern, so lang sie wollen. Gnade verlangte er für die Juden, um deren Herzen dadurch zu erweichen und sie der Predigt zugänglich zu machen. Glaubte er dann zu erkennen, daß das Gegentheil der Erfolg davon war, so mußte er von diesem Wege abgehen. Es ist die Frage, ob Luthers Beobachtung richtig war; aber da er sie für richtig hielt, so konnte er Gewissens halber nicht anders; er mußte die Juden wieder strenger behandeln, um ihnen in Wahrheit, wie er wollte, zu dienen und an ihrem Heile zu arbeiten.

Dazu kam noch ein Weiteres. Er hörte, daß in den Ländern hin und wieder die Juden Christen verführten, sich beschneiden zu lassen und zu glauben, daß der Messias noch nicht gekommen sei und das Gesetz Moses ewiglich bleiben müsse. Besonders in Mähren sei dies vielfach geschehen und man nenne die judaisirten Christen dort mit einem neuen Namen Sabbather. Ein Freund benachrichtigte ihn 1538 von solchen Vorgängen und bat ihn um Unterweisung, wie solchen Verführungskünsten der Juden zu begegnen sei. Das ward für ihn Anlaß zu einem ausführlichen Briefe, in welchem er zeigte, wie man den Juden nachzuweisen habe, daß der Messias längst gekommen sein müsse. Der Freund möge es sich auch nicht so zu Herzen nehmen, wenn er die Juden nicht bekehren könne; Gott habe das Volk verstockt.

Von nun an ward seine Stimmung gegen die Juden von Jahr zu Jahr eine strengere. Die Gerüchte erhielten sich, daß Christen von ihnen herüber gezogen würden. Zu ihm selbst kamen drei gelehrte Juden, unter denen er zwei Rabbiner Schamarja und Jakob nennt, dadurch gelockt, daß man in Wittenberg anfieng, mehr hebräisch zu treiben; sie meinten, weil die Christen begönnen, ihre Bücher zu lesen, sollte es bald besser werden, und machten sich selbst an Luther, um auch ihn zu gewinnen. Als er mit ihnen disputirte, hielten sie ihm ihre Glossen entgegen, und nöthigte er sie zum Texte zurück, so erklärten sie, sie müßten ihren Rabbinen glauben, wie die Christen dem Pabste und den Doctoren. So sah er, wodurch sie gefangen waren. Doch hatte er Barmherzigkeit mit ihnen und gab ihnen auf ihren Wunsch eine Fürbitte an die Geleitsleute, daß sie um Christi willen sie sollten frei ziehen lassen. Nachher aber erfuhr er, daß sie sein Geleitschreiben nicht hätten brauchen wollen, weil der Name des Thole darin vorgekommen sei.

Diese Begegnung wirkte vollends ungünstig auf Luther. Er

erklärte fortan oft, er wolle mit Juden nicht mehr disputiren und rieth es auch Anderen ab als ein ganz vergebliches Bemühen. Die Juden würden von Jugend an zum Haße gegen Jesum und das Christenthum erzogen; sie sögen ihn wie ihre tägliche Nahrung ein. Dazu seien sie ganz in der Gewalt der Rabbinen und diese benützten ihre Macht, um sie von der Erkenntnis der Wahrheit fern zu halten. Die rabbinische Schriftauslegung sei eine von der Lüge beherrschte und versperre den Zugang zur Wahrheit, weshalb Luther auch Christen vor dieser Art der Schriftbehandlung warnte. Er hatte selbst Commentare der Rabbinen gelesen und war seitdem von sonderlichem Zorne über diese Verführer der armen jüdischen Jugend, wie er die Rabbinen nannte, erfüllt. Und auch andere Schriften theils von Juden, bekehrten, unter welchen Luther selbst den 1522 zu Wasserburg in Bayern getauften Antonius Margaritha nennt, und unbekehrten, theils von Christen gegen Juden kamen ihm jetzt in die Hände, aus denen er über die Anschauungen, die im Judenthum von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wurden, sich unterrichtete. Sie fluchen uns Gojim, sagte er, und wünschen uns in ihren Schulen und Gebeten alles Unglück. Sie speien täglich bei dem heiligen Namen Jesu aus und schimpfen ihn einen erhenkten Schächer. Sie haßen uns, seine Jünger, aufs Bitterste. „Wisse lieber Christ, und zweifle nichts daran, daß Du nächst dem Teufel keinen bittern, giftigern, heftigern Feind habest, denn einen rechten Juden, der mit Ernst ein Jude sein will." Er las ihre stolzen Gebete und erkannte daraus den fleischlichen Hochmuth ihres Herzens. Und in dieser Stimmung glaubte er nun auch viele Anschuldigungen gegen die Juden, die er früher selbst als „Narrenwerk" bezeichnet hatte. Es stimme ja dazu, daß Jesus selbst die Juden Schlangengezücht und Teufelskinder nenne. So etwas habe er früher nicht gewußt und darum sie zu milde beurtheilt.

Ferner sah er sie umgehen mit allerhand Geheimnisthuerei, Zauberei und Goldmacherei, mit welcher letzteren sie z. B. den Kurfürsten von Brandenburg bestrickten. Dadurch wirkten sie schädlich auf das Volk. „So siehet man auch, wie gerne sie sich bei den Herrn und Edelleuten eindringen, geben Arzenei für, item Kunst mit Zeichen und Buchstaben wider allerlei Waffen und Eisen, damit sie die Christenheit erfüllet haben. Denn auch die Dorfpfarrer und Küster mit solcher Gäucherei umgiengen, bei welchen wir in der Visitation viel der Bücher funden von dem Namen Tetragrammaton, Ananisapta und viel seltsame Gebet, Zeichen, Namen der Engel und Teufel, die gewißlich hebräisch sind. So haben wir auch erfahren, wie sie den Edelfrauen weidlich von den Krankheiten zum

Kirchhof geholfen, des sie ohne Zweifel in die Faust gelacht haben."

Endlich nahm er schweren Anstoß an der Hauptbeschäftigung der Juden, am Wucher. Er vergaß, was er einst selbst bemerkt hatte, daß die Juden durch die Christen hierzu genöthigt würden, indem diese sie an aller sonstigen Hantirung und anderweitigen ehrlichen Berufsarbeit hinderten. Das Geldgeschäft überhaupt, nicht blos den Wucher im engern Sinne, betrachtete er als Unrecht und sah nun doch, wie die Juden eben hierdurch, als die Geldherren, eine so bedeutende Macht über die Christen und ihre Fürsten gewannen. Dies empörte ihn nicht nur als Christen, sondern auch als Deutschen. Er sah sein Volk in dieser Beziehung durch die verachteten Fremdlinge geknechtet, deren wucherischen Erwerb er als offenen Diebstahl glaubte beurtheilen zu müßen.

So kam gegen das Ende seines Lebens Mancherlei zusammen, um ihn gegen die Juden aufzubringen und Anlaß, seine Gedanken über sie auszusprechen erhielt er durch eine von einem Freunde ihm zugesandte Schrift, „darinnen ein Jude mit einem Christen Gespräch hat, der sich unterstehet, die Sprüche der Schrift, so wir führen für unsern Glauben von unserm Herrn Christo und Maria, seiner Mutter, zu verkehren und weit anders zu deuten, damit er meinet, unsers Glaubens Grund umzustoßen." Als Antwort hierauf verfaßte er 1543 zwei Bücher nicht an die Juden, sondern von den Juden, um der Christen Glauben zu stärken, die weitläufige: „Von den Juden und ihren Lügen," und die kürzere: Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi."

Hier nahm Luther förmlich zurück, was er früher über eine mildere Behandlung der Juden gesagt hatte. „Wir müssen, sagte er, mit Gebet und Gottesfurcht eine scharfe Barmherzigkeit üben, ob wir doch Etliche aus der Flamme und Glut erretten könnten; rächen dürfen wir uns nicht, sie haben die Rache am Halse tausendmal ärger, denn wir ihnen wünschen mögen. Ich will meinen treuen Rath geben." Und was rieth er? —

Da die Juden bei uns sind und wir solch Lügen, Lästern und Fluchen von ihnen wissen, so ist es uns nicht zu leiden, damit wir uns nicht aller ihrer Lügen, Flüche und Lästerung theilhaftig machen; auch können wir das unlöschliche Feuer des göttlichen Zornes nicht löschen noch sie bekehren. Daher soll man erstlich ihre Synagogen mit Feuer anstecken und sie gänzlich vernichten, unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen seien und solch öffentlich Fluchen, Lügen und Lästern seines Sohnes und seiner Christen wissentlich nicht geduldet noch

gewilligt haben. Zum Andern soll man auch ihre Häuser zerstören, denn sie treiben eben dasselbige darinnen, das sie in ihren Schulen treiben. Dafür mag man sie etwa unter ein Dach oder Stall thun, wie die Zigeuner. Zum Dritten, daß man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudisten, darinnen solche Abgötterei, Lügen, Fluch und Lästerung gelehrt wird. Zum Vierten, daß man ihren Rabbinen bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren, denn diese Bösewichter sind Verführer ihres armen Volkes und halten es im Ungehorsam gegen Gott gefangen. Zum Fünften, daß man den Juden das Geleit und Straße ganz und gar aufhebe, denn sie haben nichts auf dem Lande zu schaffen, weil sie nicht Herren noch Amtleute noch Händler oder desgleichen sind; sie sollen daheim bleiben. Zum Sechsten, daß man ihnen den Wucher verbiete, und nehme ihnen alle Baarschaft und Kleinod an Silber und Gold und lege es beiseit zu verwahren, denn es ist uns gestohlen und geraubt durch ihren Wucher. Zum siebenten, daß man den jungen, starken Juden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel, und lasse sie ihr Brod verdienen im Schweiß der Nasen wie Adams Kindern aufgelegt ist.

So Luthers Rath. Man wundert sich, wenn man solches liest; aber man hüte sich, den Reformator zu verurtheilen, ehe man sich die Grundlagen und Bedingungen seiner Rathschläge völlig klar gemacht hat. Vor Allem denke man nicht, daß er diese, die er im Angesichte des Todes wiederholte, etwa nur in einem Augenblicke der Leidenschaft oder der Aufregung gegeben habe. Es war ihm keine Freude, jene beiden Bücher zu schreiben, und wenn er so harten Rath gab, so that er es nur, um sein Gewissen zu entschuldigen. Mit Weh im Herzen dachte er an die Juden, an denen er die furchtbaren Folgen des göttlichen Zornes sah, und das tiefste Mitleid preßte ihm den Gebetsseufzer aus: „ach Gott, himmlischer Vater, wende dich und lasse deines Zornes über sie genug gewest und ein Ende sein um deines lieben Sohnes willen. Amen." Ihr geistliches Elend sah er an, von diesem wünschte er sie zu befreien; dazu tauge aber, wie die Erfahrung zeige, keine Barmherzigkeit; die bestärke sie nur. Deshalb bat er die Oberherren, so Juden unter sich haben, daß sie eine „scharfe Barmherzigkeit" wollten gegen diese elenden Leute üben, obs doch etwas, wiewohl es mislich ist, helfen wollte; wie die treuen Aerzte thun, wenn das heilige Feuer in die Beine kommen ist, fahren sie mit Unbarmherzigkeit und schneiden, sägen, brennen Fleisch, Adern, Bein und Mark ab. Und er konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Obrigkeit zu solcher Schärfe berechtigt, ja verpflichtet sei: Denn so sie unter uns Christen die

Diebe, Räuber, Mörder, Lästerer und andere Laster straft, warum sollen die Juden frei sein, solches bei uns und wider uns zu üben? Sie können sich auch nicht beklagen, denn sie haben da, wo sie sich jetzt aufhalten, nicht das mindeste Recht. Als Fremdlinge und Ausländer leben sie unter dem deutschen Volke, als Ungläubige inmitten der Christenheit. Es wird ihnen also kein Recht genommen, wenn man sie als solche behandelt. Sie sind nur die Geduldeten, und sollen daher so leben, daß man sie auch ferner dulden kann. Wollen dagegen sie, die Gäste, ihre Hauswirthe bedrücken, deren Glauben schmähen, deren Gott lästern, sie befeinden und befehden, wo sie können, so haben sie es nur sich selbst zuzuschreiben, wenn man mit strenger Zucht sie daran hindert und ihnen nöthigenfalls das Land verbietet. — So beurtheilte Luther die sociale Stellung der Juden, hierin ganz ein Sohn seiner Zeit.

Erst wenn man alles dies berücksichtigt, ist man im Stande, Luthers letzte Schriften über die Juden richtig zu beurtheilen. Seine Stellung zur Judenmission bleibt darin die gleiche wie früher. Auch jetzt beharrt er dabei, daß das Volk als solches von Gott unter den Fluch dahingegeben ist und daß von ihm nichts gehofft werden kann. Wo er sagt, die Juden zu bekehren sei unmöglich, oder, es sei eben so möglich, als den Teufel zu bekehren, meint er immer das Volk als Ganzes, wie er denn ausdrücklich und mit Beziehung auf Röm. 11 sagt: „vom ganzen Haufen mag hoffen, wer da will, ich habe da keine Hoffnung, weiß auch davon keine Schrift." Aber mit eben solcher Bestimmtheit betonte er auch, daß allezeit Etliche gerettet werden sollten, solche, die Gott sonderlich ziehe und von ihrem gräulichen Verderben erlöse. Wie er denn auch die beiden scharfen Schriften freundlich schloß, die eine mit dem Gebete: „Christus, unser lieber Herr, bekehre sie barmherziglich!", und die andere mit dem Wunsche: „welche sich bekehren wollen, da gebe Gott seine Gnade zu, daß sie, doch etliche, mit uns erkennen und loben Gott, den Vater, unsern Schöpfer, sammt unserm Herrn Jesu Christo und dem h. Geist in Ewigkeit, Amen!" Für sie und nur für sie wollte er das den andern Juden abgenommene Wuchergeld aufbewahrt und verwendet wissen, „wo ein Jude sich ernstlich bekehrt, daß man ihm davon in die Hand gebe 100, 200, 300 Gulden nach Gelegenheit der Person, damit er eine Nahrung für sein arm Weib und Kindlein anfahen möge und die Alten und Gebrechlichen damit unterhalten."

Das Ziel also, welches er verfolgte, blieb dasselbe, Bekehrung Einzelner aus Israel; aber in den Mitteln wechselte er. Mit Milde und Freundlichkeit gedachte er anfänglich dies Ziel zu erreichen.

Aber bald glaubte er zu bemerken, daß solche Milde dem verhärteten Volke schade und die Errettung der Einzelnen erschwere statt sie zu erleichtern. Da trieb ihn ebenso Liebe zu den Juden wie der Wunsch, sein Volk vor der Betheiligung an den Sünden Israels zu bewahren, zur Strenge. Wie vorher in den freundlichen Worten sein ganzes Herz gesprochen hatte, so waren ihm später die harten Reden ernste Gewissenssache. Ob das letztgewählte Mittel das richtigere war, werden wir bezweifeln dürfen. Aber soviel steht fest: Luther blieb der Judenmission treu und arbeitete selbst bis zu seinem Ende in ihr. In ihm schlug trotz so scheinbarer Härte ein Herz voll viel wärmerer Liebe für Israel als in so Vielen, die seitdem für die billige Entlastung des Volkes eingetreten sind. Aber daß dies der Fall war, sieht und begreift nur der, welcher wie Luther weiß, daß es unendlich viel wichtiger und werthvoller ist, die unsterbliche Seele zu erretten, als hier ein Leben in Freiheit, Ehre und Wohlstand führen.

Dritter Vortrag.

Evangelische Missionspredigt ward dadurch erst wieder ermöglicht, daß Luther das in der Christenheit so lange vergessene Evangelium von Neuem predigte, wodurch wenigstens ein Theil der Christenheit eine evangelische Gemeinde ward. Die nächste Aufgabe war dann, eben dies von ihm begonnene Werk fortzusetzen und zu vollenden. Denn die Reformatoren dachten ja nicht an die Gründung einer Secte, sondern in der Gewißheit, daß die von ihnen verkündigte Lehre die lautere Heilswahrheit sei, welche Gott durch den h. Geist seiner Kirche offenbart habe und durch welche er alle Menschen erretten wolle, mußten sie mit dieser von Ort zu Ort weiter dringen, auf daß bald die ganze Kirche eine evangelische werde. Sie wollten und konnten nicht zugeben, daß man berechtigt sei, dieser Predigt innerhalb der Kirche Grenzen zu setzen. Sie auszubreiten erkannte die evangelische Kirche in der Anfangszeit ihres Bestandes als die erste Pflicht und versäumte nicht, solcher Erkenntnis Folge zu geben. Mächtig drängte sie vorwärts, so daß die Hoffnung berechtigt erschien, bald werde ganz Deutschland evangelisch sein; und auch andere Länder erwiesen sich der Predigt als zugänglich. Aber eben dieser Andrang trieb die römische Kirche an, sich zu ermannen. Unter der Führung der Jesuiten und mit Hülfe der ihr ergebenen Fürsten zog sie der um sich greifenden Reformation scharfe Grenzen, welche durch Friedensschlüsse bestätigt und

unter den Schutz des Völkerrechtes gestellt wurden. Ja es begannen Gegenreformationen und manches Gebiet, welches schon für die Wahrheit gewonnen war, gieng ihr wieder verloren. Aeussere Gewalt hinderte von jetzt an die evangelische Kirche, innerhalb der Christenheit selbst mit irgend bedeutsamem Erfolge zu missioniren. Nach dieser Seite hin mußte sie sich auf das Gebet beschränken, daß Gott auch die Verirrten noch zurechtbringen und seinem Worte zum Siege über alle Verfälschung durch Menschenlehre verhelfen wolle.

Um so mehr, sollte man erwarten, wäre es nun für die Evangelischen an der Zeit gewesen, an denen, die von Christo noch gar nichts wußten, das Evangelisationswerk zu beginnen und unter den nichtchristlichen Völkern das Heil zu verkündigen. Die lutherische Kirche hat dies auch als ihre Pflicht erkannt und sich ihr nicht entzogen, wo die Verhältnisse selbst deutlich die Aufforderung zu predigen an sie brachten. Wir denken hierbei nicht, wie man wohl sonst gethan hat, an die Bemühungen des Primus Truber, der mit hingebendem Eifer an der Reformation seiner Heimat, des Herzogthums Krain, arbeitete. Denn wenn er um 1560 auf Anregen des Paul Vergerius und mit Unterstützung des edlen steyrischen Freiherrn Hans Ungnad von Sonneck das neue Testament nicht nur in das Wendische, sondern auch in das Kroatische übersetzte, so war es ihm dabei zuerst um die Gewinnung dieser schon christianisirten slavischen Völkerschaften für das lautere Evangelium zu thun. Die wohl ausgesprochene Hoffnung, damit auch die Türken zur Erkenntnis ihrer Sünden zu bringen, konnte er kaum ernstlich hegen und zu wirklicher Predigt unter den Muhammedanern kam es nicht.

An einem andern Puncte war es, wo die lutherische Kirche in unmittelbare Grenzberührung mit dem Heidenthume trat und zur Missionsarbeit sich aufgefordert fühlen mußte.

Im äußersten Norden Europas waren trotz der Bemühungen der römischen Kirche das ganze Mittelalter hindurch einige Völkerschaften bei ihrer natürlichen Religion geblieben. Noch der schwedische König Gustav Wasa hatte vergeblich versucht, durch Wadstenamönche in Lappland das Christenthum fest zu begründen. Unter demselben Könige begann die Reformation in Schweden, aber ehe sie zur vollen Durchführung und zum gesicherten Bestande kam, vergieng unter mancherlei Kämpfen das ganze Jahrhundert. Erst König Karl IX. griff mit rechtem Nachdruck die Mission im Norden an, indem er in Lappmarken Kirchen und Pfarrhäuser erbauen ließ und eine Anzahl Geistlicher dorthin sandte. Aber diese scheuten sich davor, beständig in dem unwirthlichen Lande zu wohnen; sie

hielten sich für gewöhnlich südlicher auf und reisten nur ein oder einige Male im Jahre zu ihren Kirchen. Auch beschränkte sie die Furcht der Kaufleute, sie möchten von den Lappen Felle aufkaufen und den Handel beeinträchtigen. Theils dies, theils die Untüchtigkeit so mancher hierher gesandter Prediger hatte zur Folge, daß alle Bemühungen des Königs noch keine sonderlichen Früchte trugen. Doch stellte man darum die Missionsarbeit nicht ein. Gustav Adolph ließ sich dieselbe sehr angelegen sein. Unter seiner Regierung gab 1619 Pastor Nikolaus Andreä in Piteo ein kleines Gesangbuch mit Anleitung zum Gottesdienste in lappischer Sprache heraus und gründete ein Missionsseminar. Reichsrath Johann Skytte, des Königs früherer Lehrer nahm sich der Schulen in Lappland an; durch ihn ward, da die Lappen Klima und Lebensart in Upsala nicht vertragen konnten, zu Lycksele am Umeoelf eine Schule angelegt, die viel zur Ausbreitung des Christenthums in diesen nördlichen Gegenden beigetragen hat. Die Königin Christina ließ dann in den eigentlichen Lappmarken verschiedene Kirchen erbauen und versah die dortigen Gemeinden mit ständigen zum Theil eingeborenen Geistlichen, veranlaßte auch, daß der treffliche Probst Tornäus zweckdienliche Bücher in die lappische Sprache übersetzte. Bei den finnischen Lappen, die noch ganz im Heidenthum lebten, begann erst unter ihr die Missionsarbeit. Es wurden 1648 zwei Kirchen gebaut zu Enare und Kemiträsk und dort Prediger angestellt, aber bei allem Eifer gelang diesen nicht viel, da sie nur in finnischer Sprache unterrichten konnten und auch die Erfolge ihrer Nachfolger fast auf ein Jahrhundert hinaus waren noch unbedeutend. — Auch die baltischen Provinzen nahmen die Missionsthätigkeit der lutherischen Kirche Schwedens in Anspruch. Das Heidenthum hielt sich unter der dortigen eingeborenen Bevölkerung mit großer Zähigkeit. Ja durch besondere Verhältnisse kam sie dazu, selbst in Nordamerica zu missioniren. Der Reichskanzler Oxenstierna legte nämlich 1637 in Nordamerica am südlichen Ufer des Delaware eine schwedische Kolonie an, die Neu-Schweden genannt ward. Mehrere Male erhielt sie noch Zuzug aus der Heimat, besonders 1643 unter einem eignen Statthalter Johann Printz. Dennoch ward sie nicht stark genug, um sich in Selbständigkeit erhalten zu können. Schon 1655 kam sie unter die Oberherrschaft der Holländer, denen sie ein Jahrzent später von den Engländern abgenommen ward. Aber wenn diese Ansiedelung auch ihre bürgerliche Selbständigkeit verlor, der lutherischen Kirche blieb sie lange treu und die kirchliche Verbindung mit der Heimat ward erhalten. Von Schweden aus ward sie mit Geistlichen versehen. Nach 1696 sandte

Karl XI. drei Prediger dorthin, einen von ihnen mit dem Range eines Superintendenten. Er betraute mit der geistlichen Fürsorge für Neu-Schweden zuerst den Erzbischof Svebilius † 1700 und dann den eifrigen Bischof von Skara, Swedberg, † 1735. Und die von der Heimat hingesandten Geistlichen bedienten nicht nur ihre Landsleute, sondern nahmen sich auch der umwohnenden heidnischen Indianer an, so daß die schwedische Kolonie eine Missionsstation der lutherischen Kirche ward. Johann Campanius, welcher mit jenem Johann Printz abgesandt ward, übersetzte Luthers Katechismus in die virginische Sprache. Swedberg bewirkte, daß eine alte für Bekehrung der Heiden bestimmte Stiftung in Stade, welche unter die Direction der schwedischen Krone gekommen war, vom Könige nach langem Misbrauche für die Kirche in Neu-Schweden bestimmt ward. Darum wies er dann aber die ausgeschickten Prediger auch ausdrücklich auf die Arbeit an den Heiden hin und seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg. Als z. B. 1714 Erik Björk nach 16jähriger Wirksamkeit in die Heimat zurückkehrte, brachte er von den amerikanischen Gemeinden ein schönes Zeugnis mit, in welchem ihm nachgerühmt ward, daß nicht nur die Christen verschiedener Bekenntnisse, sondern auch die Heiden ihn lieb gehabt hätten. — So erfüllte die schwedische Kirche, obgleich nur noch in Schwachheit, die Pflicht, die ihr als Christenheit des Gränzgebietes nahe gelegt ward.

Nicht dasselbe kann man von der lutherischen Kirche Dänemarks sagen. Dies Land selbst stand zwar noch in keiner unmittelbaren Berührung mit der Heidenwelt. Aber eben in der Reformationszeit ward Norwegen dem dänischen Reiche als Provinz einverleibt, und die nördlichsten Gegenden Norwegens waren gleich denen Schwedens von Lappen bewohnt. Unter ihnen hören wir lange von keinerlei Missionsarbeit. Die Reformation kam ja in Norwegen nur sehr langsam zur Durchführung und auch als die dortige Kirche eine evangelische hieß, hat es ihr noch geraume Zeit an wahrhaft evangelischem Leben gefehlt. Zu einem ernstlichen Missionsversuche kam es erst, als 1658 der drontheimische Bischof Erik Bredal vor dem Einfall der Schweden nach Tronäs auf einer Insel der Lofodengruppe hatte fliehen müßen. Von hier aus machte er mehrere Reisen zu den Lappen und predigte ihnen; aber sie widerstanden ihm sehr und scheinen sogar einige seiner Gehülfen umgebracht zu haben. Bis zu seinem Tode setzte er seine Bemühungen fort, fand dann aber keinen Nachfolger. Ja die Regierung hinderte die Christianisirung der Lappen, indem sie thörichter Weise, um das Land zu bevölkern, den Auswurf der heimischen Bevölkerung nach Finnmarken verpflanzte.

Auch in der ostindischen Kolonie ward von Dänemark aus noch an keine Bekehrung der Heiden gedacht. Schon 1620 hatte man von Trankebar auf der Küste Coromandel Besitz genommen und für die dort wohnenden Europäer wurden in bestimmten Zwischenräumen Geistliche hingesandt; aber davon, daß diese an den Heiden gearbeitet hätten, findet sich keine Spur, obwohl in dem Bestätigungsbriefe der neuen ostindischen Compagnie von 1670 ausdrücklich vorgeschrieben war, es sollten allezeit Priester in der Kolonie sich aufhalten, da zu verhoffen sei, daß viele von den Indianern, wenn sie recht unterwiesen würden, von dem heidnischen Irrthum sich bekehrten. Die schändliche Zwangstaufe von Kriegsgefangenen, welche dann wieder als Sklaven verkauft wurden, wird Niemand Missionsarbeit nennen wollen. Und auch die Worte: „Indiens dänischer Apostel" auf dem Grabsteine eines gewissen Jakob Worm, der zu Ende des Jahrhunderts in Trankebar starb, weisen uns nicht auf eine solche hin, denn es läßt sich nicht die geringste Thatsache nennen, welche diese wahrscheinlich von dem Inhaber des Grabes noch selbst verfaßte Inschrift rechtfertigte.

Die lutherische Kirche begann also an ihren Grenzen zu missioniren, aber es geschah dies weder überall, wo die Gelegenheit sich bot, noch mit rechtem Eifer und Geschick, und die Kirche Deutschlands nahm an alledem keinen Antheil. Wohl beruft man sich hiergegen auf die Gesandschaft des Herzogs Ernsts des Frommen von Gotha nach Abessynien und bezeichnet sie als einen Missionsversuch, aber im Grunde mit Unrecht.

Abessynien war im 17. Jahrhundert für die abendländischen Christen ein Gegenstand aufmerksamster Theilnahme und wunderlicher Erwartungen. Schon ziemlich früh waren römische Missionare dorthin gekommen, und mit Begierde wurden ihre Berichte über Land und Leute in der Heimat aufgenommen und verbreitet. So erwachte denn auch in dem Herzog Ernst der Wunsch, über die Verfassung des Landes und den Zustand der dortigen Kirche recht Zuverlässiges zu erfahren, und als er hörte, daß ein Abt Gregorius aus Abessynien sich in Rom aufhalte, ließ er 1652 durch den gelehrten Orientalisten Hiob Ludolf, der mit jenem in Verbindung stand, ihn nach Deutschland einladen. Gregorius folgte der Einladung, konnte es aber in dem rauhen Klima nicht lange aushalten und kehrte trotz freigebiger Anerbietungen des Herzogs nach Italien zurück. Seine Anwesenheit hatte nur dazu gedient, die Wißbegierde des Fürsten zu reizen. Um sie zu befriedigen, beschloß derselbe, einen eigenen Boten nach Aethiopien zu senden, und war froh, als ihm Ludolf nach zehn Jahren in dem Orientalisten Johann Michael

Wansleb aus Erfurt einen Mann vorschlug, der zu solcher Sendung passend sei. Wansleb, der 1663 abreiste, erhielt die genauesten Anweisungen über Alles, wonach er sich zu erkundigen habe; davon aber, daß er etwa Mission treiben solle, war gar keine Rede; die Abessynier wurden durchweg als rechtgläubige Christen betrachtet. Nur dahin gieng einer seiner Aufträge, zu melden, daß der Herzog und andere evangelische Potentaten geneigt seien, das Reich der Abessynier auf alle Weise zu fördern, „damit sie Gelegenheit bekämen, auch die christliche Religion unter einer so großen Menge umherwohnender unchristlicher Völker auszubreiten." Aber Wansleb erreichte das Ziel seiner Reise gar nicht; er kam nur bis Oberägypten, wenn überhaupt die Schreiben, die er als aus Aegypten datirt einsandte, echt sind und nicht etwa in Rom geschmiedet wurden. Jedenfalls hatte Ludolf sich sehr in ihm getäuscht. Wansleb blieb auf der Rückreise in Rom und ließ von dort dem Herzoge melden, daß er zum Papismus übergetreten und Dominicaner geworden sei.

So verdient dieser ganze Vorgang in der Missionsgeschichte kaum eine Stelle. Er hat nicht mehr Recht darauf als die berühmte Gesandschaft, die 1635 vom gottorfschen Hofe nach Persien geschickt ward und deren Erlebnisse ebensosehr durch die treffliche Beschreibung des Adam Olearius wie durch die Gedichte Paul Flemings in ganz Deutschland bekannt wurden. Man könnte etwa nur sagen, daß sie die Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit des Missionirens wenigstens unter den muhamedanischen Völkern befestigten. Ein anderer Schluß war kaum möglich aus den Nachrichten, die von den Verschiedensten aus diesen Ostländern mitgebracht wurden, wie wenn z. B. ein etwas späterer Reisender Samson seine Erfahrungen an den Persern dahin zusammenfaßt: „wenn ein Missionarius sie endlich überwiesen hat, so ist der ganze Nutz seines Sieges dieser, daß sie ihn loben und wünschen, daß er von ihrer Religion wäre, welche an ihm einen sehr geschickten Vertheidiger finden würde."

Die Thatsache bleibt stehen, daß die lutherische Kirche Deutschlands sich damals am Missionswerke nicht betheiligte. Aber man hüte sich, daraus zu schnelle und zu schwere Vorwürfe gegen sie abzuleiten, wie es so oft geschehen ist und noch vielfach geschieht. Sie sind unbillig. Daß lange nicht Alles in der Kirche so stehe, wie es solle, das fühlten die lebendigen Glieder, und unter den Klagen, welche sie laut werden ließen, ertönte auch wohl die über Mangel an Mission. Als z. B. Balthasar Meisner in Wittenberg um 1625 seinen Zuhörern etwas über die Schäden der Kirche

dictirte, erwähnte er unter diesen Schäden auch den „Mangel an Missionen unter Juden, Türken und Heiden." Aber in der ersten Hälfte des Jahrhunderts fehlte es abgesehen von allem Anderen geradezu an Kräften, auswärts Mission zu treiben. Es war die Zeit des furchtbaren Krieges, der fast ganz Deutschland verwüstete und besonders die Zahl der Geistlichen in erstaunlichem Maße verminderte. War doch diese Zahl z B. allein in Würtemberg von 1046 auf 338 herabgesunken. Da hatten die übrig Gebliebenen genug damit zuthun, die arg zerrütteten und oft gänzlich zersprengten Gemeinden wieder zu sammeln und zu erziehen. Gleich nach dem Kriege gab es in Deutschland kaum überflüssige und für die Mission verfügbare geistliche Kräfte. Und die dann wieder nachwachsende Generation litt unter der Roheit, welche durch den Krieg an den Universitäten heimisch geworden war und viel edles Leben in der studirenden Jugend, auch der theologischen, vergiftete und verderbte.

Die Behauptung, daß damals in der lutherischen Kirche nicht einmal Sinn für die Mission vorhanden gewesen sei, ist unrichtig. Man verweist hiefür wohl auf die Erlebnisse des Justinianus von Welz, zieht aber dabei aus diesen häufig falsche Schlüsse. Die Nachrichten, welche wir über diesen Justinianus Ernst Freiherr von Welz haben, sind nur dürftig, so daß ein abschließendes Urtheil über ihn für uns noch ebenso unthunlich ist, wie es dem ihm der Zeit nach so nahe stehenden Spener erschien. Ueber die frühere Zeit dieses 1621 geborenen österreichischen Adeligen wissen wir gar nichts. Zum ersten Male begegnet uns sein Name 1641 auf dem Titel einer kleinen Schrift „über die Tyrannei", in welcher er mit edlem Freimuthe den Großen der Welt die Wahrheit sagt, die Tyrannei schildert und auf ihre Strafen hinweist. Aus dem Büchlein erhält man den Eindruck eines gottesfürchtigen Edelmannes, der selbst mit Entschiedenheit der Welt abgesagt hat und nun als ein tapferer Streiter Christi furchtlos alles Böse bekämpfen will, eines Mannes, der auch im Besitze einer für einen Adeligen jener Zeit nicht gerade gewöhnlichen Bildung ist. Die Haltung der Schrift ist eine maßvolle. Nur Eins tritt dem Leser in auffälliger Weise entgegen: es ist der unbesiegbare Reformationsdrang des Verfassers. Er zählt erst 20 Jahre, so daß er für seine geringe Erfahrung um Entschuldigung bitten muß, und dennoch fühlt er sich gedrungen mit einer solchen Sittenrüge, zu der gerade für ihn keinerlei äußere Veranlassung ersichtbar ist, hervorzutreten. Dann verschwindet er wieder für geraume Zeit aus der Oeffentlichkeit. Aber geruht hat er während dieser Zeit nicht. Der ihm innewohnende Reformationsdrang gestattete ihm keine Ruhe, sondern ließ ihn auf Mittel sinnen, mit

denen der an so manchen Schäden krankenden Kirche zu helfen sei und führte ihn herum zu den Männern, die mit Ernst gegen die Sünden der Zeit zeugten und die evangelische Kirche zur Buße riefen. Für seine Ueberzeugung, daß die Kirche einer gründlichen Erneuerung bedürftig sei, fand er viele mündliche und schriftliche Zustimmung seitens der bedeutendsten Theologen und ward, wie er selbst sagt, von vielen aufgefordert, die Sache bei den evangelischen Reichsständen zu betreiben. Er verfaßte zu dem Ende mehrere Schriften, in denen er seine Gedanken niederlegte. Zuerst erschien: „Von dem Einsiedler-Leben, wie es nach Gottes Wort und der alten Heiligen Einsiedler-Leben anzustellen sei," eine ernste und eindringliche Bußpredigt mit wahrhaft volksthümlicher Beredtsamkeit, die bei einigen Uebertreibungen viel Wahres und Treffendes enthielt und von den Zeitgenossen wohl hätte gehört werden dürfen. Sie berührte die Mission noch gar nicht. Gleich darnach aber gab er zwei andere auf diese bezügliche Schriften heraus. Die erste hieß: „Eine christliche und treuherzige Vermahnung an alle rechtgläubigen Christen der augsburgischen Confession, betreffend eine sonderbare Gesellschaft, durch welche nächst göttlicher Hülfe, unsere evangelische Religion möchte ausgebreitet werden, von Justiniano." Der Titel der anderen war: „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahl und Vorschlag zu einer Christerbaulichen Jesusgesellschaft, behandelnd die Beßerung des Christenthums und Bekehrung des Heidenthums, wohlmeinend an Tag gegeben durch Justinianum." In der ersteren legte er neben dem Vorschlage, eine Jesusgesellschaft zu gründen, den Lutheranern drei auf die Mission bezügliche Fragen vor: „Ist es recht, daß wir evangelische Christen das Evangelium allein für uns behalten und dasselbige nirgends suchen auszubreiten? Ist es recht, daß wir allerorten soviel Studiosos Theologiä haben, und geben ihnen nicht Anlaß, daß sie anderwärts in dem geistlichen Weinberg Jesu Christi arbeiten helfen, lassen sie auch viel lieber drei, sechs und mehr Jahre auf einen Pfarrdienst warten oder gar deutsche Schulmeister werden? Ist es recht, daß wir evangelische Christen auf allerlei Kleiderpracht, Wohlleben in Essen und Trinken, mancherlei unnöthige Kurzweil, kostbare Gebräuche soviel Unkosten wenden, aber zu Ausbreitung des Evangelii noch bisher auf keine Mittel bedacht gewesen?"

Mit diesen Schriften begab er sich 1664 nach Regensburg, um selbst bei den Vertretern der evangelischen Reichsstände, die ja eben angefangen hatten, als Corpus Evangelicorum eine Art kirchlicher Gesammtbehörde zu bilden, die Durchführung seiner Pläne zu betreiben, und man wies ihn auch keineswegs kurzweg ab. Seine

Schriften wurden gelesen, seine Vorschläge mit Anerkennung seines Eifers besprochen und über die Verhandlungen mit ihm in den officiellen Protokollen berichtet. Aber als es dann zum Handeln kommen sollte, gieng es, wie der Gesandte des Herzogs Ernst von Gotha vorausgesagt hatte; Keiner wollte ernstlich angreifen. Auch die befragten Theologen unterstützten ihn nicht, trotzdem daß er sich auf die Billigung seiner Missionsbestrebungen durch Männer wie Johann Gerhard in Jena, Balthasar Bebel und Dannhauer in Straßburg, Michael Havemann, Generalsuperintendent von Bremen und Verden, Johann Michael Dillherr in Nürnberg und Andere berufen konnte. Dieser Miserfolg verstimmte ihn tief, so daß er beschloß, nichts mehr über die Heidenbekehrung zu veröffentlichen, sondern an einem einsamen Orte ein von der Welt abgesondertes Leben zu führen, wie er es in jenem Büchlein „Vom Einsiedlerleben" beschrieben hatte. Aber es litt ihn nicht in der Einsamkeit. Er glaubte aus sicheren Merkmalen zu erkennen, daß es Gottes Wille nicht sei, das Bekehrungswerk einzustellen. Daher veröffentlichte er noch in demselben Jahre eine „Wiederholte, treuherzige und ernsthafte Erinnerung und Vermahnung die Bekehrung ungläubiger Völker vorzunehmen. Allen evangelischen Obrigkeiten, christlichen und Jesus-liebenden Herzen überschickt von Justiniano." Hierin nun führte er eine schärfere Sprache. Das Werk der Bekehrung ungläubiger Völker könne keinen rechten und beständigen Fortgang gewinnen, wo nicht die rechtgläubige Kirche und dero Regierer die rechte Antreibungspeitsche wieder in die Hände bekommen, welche ihnen falsche Lehrer mit List aus der Hand genommen haben. Da müsse er also helfen. Zu diesem Zwecke erläuterte er die Worte Matthäi am Letzten, die von etlichen Gelehrten, faule und gute Tage suchenden Geistlichen falsch erklärt seien. Diejenigen irrten, welche vorgäben, Christus habe nur den Aposteln befohlen, in alle Welt zu gehen, und weil es erfüllt sei, so gehe der Befehl die heutigen Christen und Geistlichen nichts mehr an. Der Auftrag treffe noch die heutige christliche Kirche, daß sie zum Reisen tüchtige, gelehrte Männer unterhalten solle, und ihnen befehlen, zu gelegener Zeit in fremden Ländern das Evangelium zu predigen. Paulus zeige 1 Cor. 12, daß bei einer vollkomnen christlichen Gemeinde auch der Apostelstand sein müße. Luther habe diesen Apostelstand nicht wiedereinsetzen können wegen vieler Verfolgung der Papisten und anderer großer Hindernisse, aber die jetzigen Evangelischen sollten rechtschaffen sein in der Liebe, weil sie bessere Ruhe hätten, und helfen, daß der Apostelstand als der rechte Arm des Leibes Christi zu Kräften komme. Dann zeigte er, wie er sich die Ausführung vorstellte. „Es dün-

ket mich, eine und die andere evangelische Obrigkeit, welche in ihrem Gebiet eine Universität hat, die sollte ein collegium de propaganda fide anstellen und es zu Anfang nur mit geringen Unkosten versuchen, auch nur drei professores auf ihrer academia mit Besoldung unterhalten als directores dieses Werks, welche neben Berathschlagung, wie der Anfang zu machen sei, auch öffentlich oder privatim die Studenten unterrichten sollten in diesen drei Stücken als 1. in den orientalischen Sprachen; 2. in allerlei Weisen und Manieren, wie man die ungläubigen Völker bekehren könne; zum 3. in Geographie, dabei auch nicht übel stünde historia ecclesiastica und vitae patrum, auch die Reisen Pauli, Severini, Frumentii, Ansgarii. Ingleichen wäre es rühmlich, wenn evangelische Obrigkeiten, Fürsten, Herren und vornehme Reichsstädte etliche Studenten auf Universitäten unterhielten und sie fremde Sprachen lernen ließen, damit man dieselben auf allen Fall gebrauchen könne. Weiter ist in Acht zu nehmen, daß man leicht zu dieser Zeit die türkische Sprache in Schwang bringen könnte, wenn nur Fürsten und Herren einen gefangenen Türken bei Constantinopel gebürtig erkauften und einen gelehrten Mann die Sprache von ihm lernen ließen".

Solches waren die Anweisungen, die Justinianus gab. Aber dabei ließ er es nicht bewenden, sondern fügte als Schlußabschnitt noch eine scharfe an die verschiedenen Stände gerichtete Ermahnung hinzu. Welche Sprache er darin führte, möge ein Abschnitt aus der Anrede an die Geistlichen zeigen. „Vor den Richterstuhl Jesu Christi — heißt es — stelle ich euch, welcher gerechte Richter nicht achtet, ob ihr hoch- und wohlehrwürdige Hofprediger, großachtbare Superintendenten, hochgelehrte Professores genannt werdet; vor diesem strengen Gericht sollt ihr mir Antwort geben auf folgende Gewissensfragen. Ich frage, wer euch Macht gegeben habe, den Befehl Christi Matth. 28 falsch auszulegen? Ich frage euch, ist es recht, daß ihr das Apostelamt aufheben wollt, welches Christus eingesetzt und ohne welches der Leib Christi unvollkommen ist, 1 Cor. 12. Eph. 4.? Ich frage euch aus Matth. 5, warum ihr euch nicht als Lichter der Welt erzeiget und euer Licht nicht leuchten lasset, daß Türken und Heiden eure guten Werke sehen, noch auch dazuthut, daß junge Studenten als Lichter der Welt scheinen möchten? Ich frage euch aus 1 Petr. 2, 12, ob ihr Petri Befehl gefolget und andere junge Leute zu folgen angemahnet, daß sie einen guten Wandel unter den Heiden führen sollten, damit sie eure guten Werke sehen und Gott preisen? Ich frage euch aus 1 Thess. 1, 8, ob ihr zu Wege gebracht, daß das Wort das Herrn auch irgend weiter erschollen wäre als in Deutschland, Schweden und Dänemark, welches Paulus

doch so hoch rühmet an seinen Thessalonichern, nämlich daß von ihnen aller Orten ihr Glaube an Gott ausgebrochen sei? Ich frage, getraut ihr euch zu verantworten, daß ihr weder mit euren Fürsten noch Gemeinden zu Rathe gegangen seid oder noch zu Rath gehen wollet, wie den Ungläubigen das Evangelium geprediget werde, welches doch die erste Kirche gethan und euch so schön vorgeleuchtet hat? Ich frage euch Geistliche, ob ihr nicht wider euer Gewissen handelt, indem ihr bei öffentlicher Gemeinde betet, daß Gottes heiliger Name je länger je mehr ausgebreitet und bei andern Völkern auch erkannt werde, da ihr doch nicht einmal das Eurige dabei thut? Saget an, ihr Gelehrten, ob euch die Papisten unrecht thun, daß sie euch beschuldigen, ihr thut keine Werke der christlichen Liebe, weil ihr die Heiden nicht suchet zu bekehren? Saget an vor Gottes unparteiischem Urtheil, ihr Gelehrten, die ihr euch geistlich nennen lasset, ist es recht, eine Sache auf keinerlei Weise versucht haben und doch sagen, sie sei nicht prakticirlich? Warum überredet ihr denn Fürsten und Herren, die Bekehrung der Heiden sei zu dieser Zeit nicht prakticirlich, welche ihr doch in keinem Lande versucht habt noch auch versuchen lassen. Saget an, ihr Heuchler, wo findet ihr dieses Wort „unprakticirlich" in der Bibel? Haben auch die Jünger und Apostel, als sie Christus aussandte, ihm also geantwortet: Meister, dieses Werk ist zu dieser Zeit nicht prakticirlich? Mußten nicht die Jünger auch denen predigen, welche sie nicht aufnehmen wollten? O der verkehrten Welt! O wehe euch Geistlichen, die ihr wider Gottes Wort und euer eigen Gewissen handelt! O wehe euch und aber wehe, wo ihr nicht dazu helfen wollt, daß Gottes Reich weit in der Welt ausgebreitet werde! Ich will euch zwar nicht verdammen, aber hiermit ernstlich vermahnen, daß ihr inskünftige ja mehr bei dem Werk der Bekehrung ungläubiger Völker thut, als ihr bisher gethan habt." Denen, welche auf diese Ermahnung nicht hören wollen, droht er den Fluch. „So ihr Geistliche nun aus Hoffarth, aus Einbildung großer Weisheit, aus Verachtung aller wohlgemeinten Vermahnungen den Heiden keine Barmherzigkeit erweisen wollt; so ihr, sage ich, ganz nicht gesinnet seid wegen eures wollüstigen Lebens, das Reich Christi zu vermehren helfen und Buße zu thun, so komme über euch und eure Kinder und Kindeskinder all der Fluch im 109. Psalm verfaßet."

Damit hatte Justinianus gethan, was er im Ermahnen leisten konnte. Als er auch hiervon keinen Erfolg sah, begab er sich nach Holland, wo er schon die letzte Schrift hatte drucken lassen müssen, weil, wie er klagte, in Deutschland die Censoren solche Bücher nicht zu drucken erlaubten, welche das laue Christenthum der Oberherren,

Geistlichen und Professoren auf Universitäten etwas deutlich beschrieben. In Zwoll traf er als Pastor der dortigen lutherischen Gemeinde den mit allen festen Gestaltungen in der Kirche zerfallenen und besonders gegen den Lehrstand tief verbitterten Friedrich Breckling, der sich seiner auch in Schriften sofort annahm und seine Missionsermahnungen sehr kräftig wiederholte, wofür Justinianus ihn in die Jesusgesellschaft aufnahm. Hier beschloß dieser, wenigstens selbst zu beweisen, daß es ihm mit seinen Ermahnungen zur Mission Ernst sei. Er bestimmte 12000 Thaler für das Werk und nachdem er vor einem kleinen Kreise von Freunden in einer ergreifenden Rede allen seinen bisherigen Verhältnissen Lebewohl gesagt und auch seinen Freiherrnstand aufgegeben hatte, ließ er sich von Breckling zum Apostel der Heiden weihen. Er begab sich nach Cayenne und Essequibo um die Bewohner dieser holländischen Colonie zu bekehren, und damit verschwand er aus der Geschichte. Sein Unternehmen trug, soweit man weiß, gar keine Frucht. Nicht einmal über sein Ende erhielt man Gewißheit. Noch 1678 konnte Spener nur das Gerücht melden, daß er von wilden Thieren zerrissen sei.

Werden wir nach dieser Darlegung nun etwa doch sagen müssen, es sei damals in der lutherischen Kirche kein Sinn für die Mission vorhanden gewesen? Wenn man alles Hierhergehörige in Rechnung bringt, so wird man sich nicht darüber wundern dürfen, daß Justinianus nicht die Aufnahme und Förderung fand, auf welche er hoffte. Wer will ihm herzliche Frömmigkeit und brennenden Eifer für die Ehre des Herrn absprechen? Aber seine Frömmigkeit hatte etwas Schwärmerisches und sein Eifer war ein blinder. Er ließ sich zu maßlosen und ungerechten Beschuldigungen gegen die ihm nicht Folgenden hinreißen, und die Art, wie er für sich die Schrift verwandte, konnte nüchterne Christen nicht befriedigen noch überzeugen. Seinem wunderlichen Verlangen, das Apostelamt wieder zu erneuern, konnte die Kirche nicht nachgeben, und nach den großen Bewegungen, welche durch die Rosenkreuzerei erregt waren, mußte sein Vorschlag einer Jesusgesellschaft die schwersten Bedenken erwecken, zumal wenn er selbst noch weitern Grund zu Verdacht durch vertrauten Umgang mit Männern wie Johann Georg Gichtel gab. Wie man in der Kirche über die Mission dachte und weshalb man Justinians dringende Ermahnungen zu ihr nicht annahm, zeigt vielleicht am klarsten eine Schrift seines vornehmsten Gegners, die man freilich seit den Zeiten Gottfried Arnolds und durch ihn verleitet meistens falsch gedeutet hat.

Dieser Gegner war Johann Heinrich Ursinus, der treff-

liche regensburger Superintendent, der Justinian schon mündlich widerstanden und gleich darnach die Ausweisung des maßlosen Gichtel, welcher die Geistlichkeit einen Bauchorden nannte, veranlaßt hatte. Er antwortete dem Missionsfanatiker noch im Jahre 1664 in einer im ganzen ruhig gehaltenen Schrift, in welcher er ihm zu zeigen suchte, daß man sein an sich ganz berechtigtes Begehren bisher nicht erfüllt habe, weil es nicht in den Schranken des göttlichen Wortes und der christlichen Vernunft bleibe. Es frage sich, ob denn Justinian ein vernünftiges und göttliches Mittel, die Heiden zu bekehren vorgeschlagen habe? und ferner, ob keine andern Mittel vorhanden, wodurch solches Werk etlichermaßen zu befördern und welche bisher von der Christenheit auch hin und her ergriffen seien? Die Antwort, welche Ursinus gibt, ist für die Zeitanschauung höchst lehrreich. Sollen die Heiden jetzt bekehrt werden, so müssen zuvor drei Hauptmängel abgethan werden: auf Seiten der lehrenden Christen, auf Seiten der zu bekehrenden Heiden, auf Seiten Gottes. Diejenigen, welche die Heiden lehren sollen, müssen ihre Sprache verstehen, um ihnen zu predigen; sie müssen ihre falsche Religion kennen und Grund wissen womit sie ihrem irrigen Wahn begegnen; wie hartnäckig aber die Heiden sind und wie sehr der Teufel sein Reich in den Kindern des Unglaubens befestigt hat, zeigen zur Genüge die neueren Reisebeschreibungen. Sie müssen es ferner im äußern Wandel nach dem Schein der Vernunft den heidnischen Mönchen, Pfaffen und dergleichen nicht nur gleich sondern auch zuvorthun. Denn eben dadurch die Heiden am meisten gefangen gehalten werden in den Stricken des Satans, daß durch seine Hilfe seine Werkzeuge schier übernatürliche Dinge treiben, welche von ihrem Volke für göttliche Wunderwerke gehalten werden; davon schreckliche Sachen zu lesen. Fasten, beten, seinen Leib kasteien ist lauter Kinderspiel. Wer nicht in glühende Oefen gehen, glühende Eisen verschlucken, seinen Leib zerschneiden, verborgene Sachen offenbaren, ja gar sich lebendig in Feuer und Wasser mit Bezeigung großer Freudigkeit seines innerlichen Geistes kann stürzen und dem Teufel durch sein selbst Opferung sich ergeben, der wird nichts geachtet. Sie müssen den politischen Zustand wissen, ob man auch wider die Religion im Lande reden darf. Sie müssen Weg und Steg wissen, zu den Heiden zu kommen und Mittel haben, sicher unter ihnen bis zur fruchtbaren Verrichtung zu beharren. Sie müssen endlich ordentlich gesendet werden und eine einige, allgemeine, gewisse Form, Art und Weise zu lehren haben und halten, damit nicht unter Christi Namen von allerhand Schwärmern und Phantasten aus dem Heidenthum ein anderes Teufelsreich erbaut werde. Was zum Andern

die zu bekehrenden Heiden betrifft, so müssen sie nicht wilde Leute sein, welche schier nichts Menschliches an sich haben als die äußerliche Gestalt, wie die Grönländer, Lappen, Samojeden, Menschenfresser; sie müssen nicht grausam und tyrannisch sein, die keinem Fremdling unter ihnen zu wohnen und zu wandeln gestatten, wie die äußersten Tartaren jenseits des kaspischen Meeres, die heutigen Japanesen, in Amerika noch auf diesen Tag gegen Mitternacht ganze Nationen; endlich müssen es nicht halsstarrige Lästerer, Verfolger, Verächter christlicher Religion sein, welche ihre Vorfahren durch ihre abscheuliche Undankbarkeit verloren, sie selbst wohl in der Nähe zu suchen oder zu finden wüßten, aber nicht nur verwerfen, sondern auch wüthiger Weise von sich stoßen und mit aller Macht hintertreiben und zu unterdrücken gedenken. Solchen Hunden und Säuen soll man Gottes Perlen und Heiligthum nicht vorwerfen. Endlich drittens von Seiten Gottes muß man erst vergewissert sein, ob es Gottes Wille sei, daß den Heiden dieser Zeit der Weg zur Seligkeit durch Jesum Christum anders solle gezeigt werden, als nach der gemeinen und sonderbaren Providenz, wie er alle insgemein und etliche absonderlich nach dem Maß seiner Gnaden bisher zu seiner seligmachenden Erkenntnis leiten und bringen wollen. Denn erstlich ist kein Volk unter dem Himmel so gar verwildert, daß ihm Gott nicht sammt der Vernunft noch ein Fünklein seines Rechten hätte lassen überbleiben, dadurch das eigne Herz etwa Gott zu suchen entzündet würde, wie denn auch Himmel und Erde mit ihrem Zeugnis und die mancherlei Strafen Gottes und der Tod selbst allen dazu eine Anmahnung sind. Welche solche erste Zuchtgnade Gottes nicht achten, sind keiner anderen fähig, werden je länger je wilder und dürfen ihre Verdammnis niemand als ihnen selbst zuschreiben und haben also keine Entschuldigung. So ist auch schier kein Land auf Erden, dahin nicht etwan andere vernünftige Nationen, sonderlich aber Christen kommen, von welchen solche Barbaren etwas Mehreres von Gott zu erfahren Gelegenheit hätten. Ueber das ist die Christenheit dieser Zeit so unter die Heiden zerstreuet, daß wenig bewohnte Länder, da keine Christen zu finden. Es stehet also den Heiden die Thür des himmlischen Jerusalems Tag und Nacht offen. Mit dem nicht zufrieden will Justinianus besondere Wege einschlagen, aber auf die Fragen wo? wie? welcher Gestalt? das Werk angreifen giebt er keine vernünftige Antwort. Wo wollt ihr den Anfang machen? redet ihn Ursinus an; auf einmal in der ganzen Heidenschaft geht doch nicht. Wollt ihr zu solchen Völkern, bei denen schon Christen sind, so bedarf man eurer nicht. Bedenkt doch, mitten unter den Türken, Persianern, Arabern, Indianern,

durch Asien mitten durch zu beiden Seiten wohnen viel Millionen Christen, und an den Küsten besonders Europäer, die sich um die Herrschaft des Meeres zanken. In Afrika herrschen weit und breit die abessynischen Christen. Von den Potentaten ist keiner so mächtig, daß er sich eindringen könnte, und eine Handvoll armer Deutschen sollte da Raum finden, Kirchen pflanzen, Städte bauen? wohin? in die Luft? sehet ihr denn nicht, daß euch träumet? — Unter den Türken wohnen viele Angehörige fremder Nationen, aber sie müssen sich alle unter besondern Schutz stellen und dürfen bei Lebensstrafe nichts wieder den Alkoran reden. Was wollt ihr da thun? Meint ihr denn, daß unter so vielen hunderttausend Christen keine seien in solchen Landen, die um der Heiden Heil eifern wie ihr? die zu Gott seufzen, daß er alle Irrigen und Verführten herwiederbringen wolle wie ihr? Zieht zuvor hin und laßt euch von denselben berichten, ob sie daran schuldig, daß die Türken und Heiden nicht bekehrt worden? Habt ihr einen höhern Beruf als sie? bessere Verheißung als sie? bessere Mittel als sie? mehreren Verstand, mehreren Eifer, mehrere Liebe zu Jesu als sie? — Müßt ihr euch also zu den andern Heiden wenden, die von dem Namen Jesu noch nichts gehört haben, wohin denn? Die Japanesen und Chinesen haben in der letzten Zeit die Christen vertrieben. In Afrika können wir Deutsche nicht anländen, müßten eine stärkere Schiffsarmada haben als die Holländer, Engländer, Portugiesen, Franzosen. Durchs Land zu reisen müßten wir uns erst mit den Seeräubern, die die Ufer beherrschen, schlagen; durch die mohamedanischen Königreiche durchdringen; dann kommen wir zu Heiden, die wir nicht kennen, unter welchen wir auch stumm sind, daß wir nicht reden, und taub, daß wir nicht hören können. Und was würden wir da erwarten müssen, was ausrichten? Und wie wollen wir erst in Amerika gedenken an solche Orte, da keine der gedachten Völker, die in solchen Landen sonst so mächtig sind, haben können hinkommen? entweder weil sie so entlegen, jenseits der magellanischen Straße, oder weil die Einwohner so unmenschlich sind? — Lieber Justiniane, hört einmal auf zu träumen! —

Die andere Frage war: ob denn keine andere Mittel vorhanden und ob die Christenheit diese bisher genugsam gebraucht? Von dem, was der barmherzige Gott nach seiner allgemeinen Liebe gegen die Menschenkinder für Mittel braucht, ist schon die Rede gewesen. Sodann kann man auch der zerstreuten Kirche Christi in der Welt nicht schlechterdings zumessen, daß sie nichts zur Bekehrung der Heiden bei 200 Jahre her gethan habe. Auch muß man nicht gedenken, daß die Kirchen, welche an oder unter den Heiden wohnen,

bisher sich ihrer Nachbarn Heil gar nicht hätten angenommen; sonst wären sie keine christliche Kirche. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, wie ihr selbst darauf dringet. Ei so will er kräftige und genugsame Mittel schaffen, daß allen möge geholfen werden, nach dem Maaß seiner Gnaden. Suchet und forschet denn selbst, was und durch wessen Dienst er bisher solche Mittel gebraucht hab und lästert nicht Gott, daß er eure Vorschläge, die doch nichts sind, bisher nicht gebraucht habe. — Was den Potentaten der Christenheit, welchen Gott zu Heiden Weg und Stege gebahnt, bisher unterschiedene Theologen ernst und vernünftig, der Heiden Heil zu befördern, gerathen, was sie hin und her dabei gearbeitet und mit Gott ausgerichtet, davon könnten manche Schriften — und es werden besonders jesuitische genannt — zeugen. Es folgt auch nicht: die, welche ganze Länder bekehrt, haben ein unreines Christenthum, nicht ohne allen Irrthum, gepflanzet; also hat Gott durch ihren Dienst gar kein Christenthum gesendet, gar keine Kinder gezeugt. Hat ihm Gott nicht auch vor Zeiten durch die falschen Propheten, wenn sie nur sein Wort predigten, Kinder zeugen können? Und woher wißt ihr, daß die Engländer und Holländer ihre Irrthümer predigen in Ost- und West-Indien und in den Inseln des Meeres? mit wem disputiren sie, ihre Irrthümer auszubreiten? was kann man den Heiden predigen als den einigen Gott Vater Sohn und h. Geist? als Jesum Christum, den Gekreuzigten und was in unserm Kinderkatechismo zu finden und aller Christen allgemeiner Glaube ist? — So haben auch unsere Kirchen, die das Meer nicht brauchen, nicht gar unterlassen, der Heiden Heil zu suchen. Haben wir nicht Juden und Heiden unter uns? wird nicht denselben die neue Lehre Christi besser als sonst unter dem Himmel gepredigt? wollt ihr eine andere predigen, die doch keine andere sein kann? was haben die Apostel anders gepredigt, da sie die Welt bekehrt? will nicht sagen, was für stattliche Bücher vor weniger Zeit von den Unsrigen wider das Juden- und Heidenthum geschrieben worden sind; und wird keiner, der Jesum liebt, weder Hab noch Gut, weder Leib noch Leben sparen, wenn uns Gott Mittel, Weg und Stege zeigen würde. Wenn denn Gott noch alle Tage durch sein heiliges Predigtamt kräftige und genugsame Mittel braucht, die Heiden zu bekehren, Lieber, was mag dann die Ursache sein, daß so viele heidnische Völker im Unglauben verstockt ewiglich verloren werden? Geht durch alle Länder der Heiden, forscht ihr Wesen und Thun: warum sind die wilden Grönländer und Lappländer noch nicht von den Dänen und Schweden, ihren Nachbarn; die Türken, Tartaren und dergleichen noch nicht von den Griechen, Armeniern, chaldäi-

schen Christen, Abessyniern oder Europäern bekehrt worden? Ist Gottes Wort daran schuldig? Haben sie es nicht gehört? können sie es nicht noch hören? Bringen sie sich selbst nicht in alles Verderben? Darum drückt sie auch Gottes gerechter Zorn, daß sie die Wahrheit aufhalten in Ungerechtigkeit. Gott ist nicht schuldig, ihnen anders zu helfen, als er bisher helfen wollen; ist auch dies nicht schuldig. So gnädig als er ist, so zornig kann er sein, uns und aller Welt zum Exempel, daß wir halten sollen, was wir hören; ihn suchen, weil er noch nahe ist. Unterdessen sind freilich alle Christen schuldig, an ihrem Ort alles zu thun, was zur Heiden Heil nach Gottes Wort thunlich ist. Schuldig, die heilige Lehre zu bewahren und soviel an ihnen ist, auszubreiten; schuldig, ihr Licht leuchten zu lassen und einen guten Wandel zu führen unter den Heiden, daß sie niemand ärgerlich sein, jedermann erbauen mögen; schuldig, insonderheit den Heiden, unter welchen und bei welchen sie wohnen, mit aller Uebung des wahren Christenthums Anlaß zu geben zu ihrer Bekehrung; schuldig, alle Aergernis der Abgötterei, der vielfältigen Trennung und anderer mehr denn heidnischer Sünden aus dem Weg zu räumen; ja auch schuldig, mit Hintansetzung und Verlust alles Zeitlichen, auch ihres Lebens selbst, zu aller Zeit und an allen Orten, wo Gott Gelegenheit und Mittel zeigt, Christi Reich zu befördern. Dazu verbindet einen jeden nicht allein das Gebot der Liebe, sondern es treibt ihn auch dazu die Natur des wahren Glaubens und der Geist Christi durch solchen Glauben. Wer nun das nicht thut, wie es freilich viele nicht thun, der ist Christi nicht werth und hat den Glauben verläugnet. Und ob er wohl die Bekehrung der Heiden nicht hindern kann, derer die Gott in Christo versehen, die nach der Wahl der Gnaden werden einmal bleiben und Gott sie schon selig machen, Röm. 11; so verdammt er doch sich selbst. Daß aber ein einiger vernünftiger Christ aus Gottes Gebot schuldig sei, mit euch auf euer Aufbot: laßt uns unter die Heiden ziehen! auf zu sein; seinen sonderbaren Beruf, dessen er gewiß ist, zu verlaßen; oder den Phantasten die sich ohne alle christliche Vernunft, ohne alle Mittel und Gaben, dazu möchten anerbieten, Hülfe und Mittel zu schaffen, zu reisen, da ihr selbst nicht sagen oder wissen könnt, wohin? weder Wege noch Gelegenheit ersinnen könnt; auch keiner unter allen den Theologen, darauf ihr euch beziehen wollt, erdenken kann bis auf diese Stunde: das sollt ihr lehren und beweisen". —

Absichtlich sind ganze Abschnitte aus Ursins Schrift wörtlich mitgetheilt, um seine Beweisführung unmittelbar wirken zu lassen. Und was entnehmen wir seinen Worten? Die Missionspflicht der

Kirche erkennt er unumwunden und unbedingt an; Mission ist eine der natürlichsten Lebensäußerungen der Kirche. Ueber die Ausübung dieser Pflicht giebt er die gesundesten Regeln, deren Richtigkeit eine nüchtere Missionspraxis bestätigt hat und immer wieder bestätigen wird. Er verlangt, daß die Mission nicht Sache des Belieben Einzelner, auch nicht des wohlmeinendsten, sei, sondern Sache der Gemeinde, die durch ihre Organe dies Werk zu treiben habe. Und auch sie solle in Bezug auf Ort und Zeit nicht Willkür walten lassen, sondern fragen, wo und wann Gott ihr Gelegenheit zur Arbeit gebe. Er weist darauf hin, daß Gott die Geschicke der Völker dem Gange seines Reiches dienstbar mache, und daß man in ihrem Verhalten zum Christenthume wie Zeichen seiner Gnade, so auch Spuren seines Zornes erkennen und achten müße. Der lutherischen Kirche Deutschland fehle es für jetzt an einem deutlichen Fingerzeige Gottes, in die Arbeit einzutreten, indem sie von den Heidenvölkern abgeschnitten sei und keinen Zugang zu ihnen habe. Dies zu ändern stehe nicht in ihrer Macht, sondern sie müße warten, bis Gott ihr Bahn mache; und sie könne dies um so ruhiger, da Gott ja durch den Dienst anderer Völker sein Reich ausbreite und den Heiden die Thüre des Heiles öffne. Freilich schrieb er dabei der orientalischen Christenheit viel zu viel Leben zu und legte besonders der römischen Mission zu große Bedeutung bei, während er mit seinem Urtheile über die Zustände der Heidenwelt natürlich ganz unter dem Einfluße der damals von dorther kommenden, oft fabelhaften, Berichte stand.

Wir werden fortan das Auftreten des Ursinus, welchen Tholuck mit vollstem Rechte unter die Lebenszeugen der lutherischen Kirche jener Zeit gereiht hat, gegen den Freiherrn Justinianus von Welz nicht mehr als ein Zeugnis dafür gelten laßen, daß damals in unser Kirche kein Sinn für die Mission vorhanden gewesen sei. Aber soviel ist allerdings richtig, daß es schon viele gab, denen dieser Sinn fehlte, und deren Zahl nahm zu, obwohl die wachsende Thätigkeit der römischen Kirche und bald auch der reformirten von Holland aus wenigstens den Wunsch, mitzuarbeiten, hätte wecken und lebendig erhalten sollen. Man beruhigte sich vielfach zu gern bei der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, eigene Missionare auszusenden, und es soll auch nicht geleugnet werden, daß von Theologen, welche ihre Hauptaufgabe darin sahen, die strengste Orthodoxie zu hüten, mislungene Versuche gemacht wurden, die Unthätigkeit in der Heidenbekehrung dogmatisch zu begründen und zu rechtfertigen. Aber daneben gab es doch Viele, welche diesen Mangel nicht nur fühlten und erkannten, sondern ihn auch laut und

offen beklagten und nach einer Besserung sich sehnten. Michael Dunte in Reval, dessen treffliche Casualtheologie in demselben Jahre mit den eben geschilderten Vorgängen erschien, hatte noch eine, wenn schon sehr kurze Anweisung gegeben, wie man es machen solle, wenn man einen Heiden bekehren wolle. Er gedachte also wenigstens der Aufgabe. Sonst aber beginnen schon bei hervorragenden Zeitgenossen Ursins die lauten Seufzer darüber, daß man ihrer zusehr vergesse. Es wird — sagt Michael Havemann, Generalsuperintendent von Bremen — und Verden zu unsern Zeiten die Begierde, das Evangelium fortzupflanzen, gar eiskalt; wir wenden viel auf Kriege, Vanitäten und Eitelkeiten; wir suchen freie Commercien, Handel und Wandel in Asia und Afrika, darinnen die herrlichsten Kirchen von den Aposteln und deren Nachfolgern gepflanzet sind, und ist Alles ums Geld zu thun. Wie man aber Christum daselbst besser möge bekannt machen und den Völkern aus ihrer alkoranischen und heidnischen Finsternis heraushelfen, darum bemühet man sich wenig." Eine gewisse Hoffnung klingt aus den Worten des straßburger Dannhauer: „Der Allerhöchste wolle unsere evangelischen Fürsten und Potentaten erleuchten, daß sie die Riegel der Hindernisse abstoßen, Seminaria und Schulen anstellen, darinnen auch fremde und barbarische Sprachen erlernt werden, heilsame Organe aufzuziehen und derselben Personen einen guten Vorrath sammeln und andere Mittel verschaffen, dadurch nicht nur die Wilden in der neuen Welt, sondern auch Türken und Juden vermitteltst der Commercien ersucht und gewonnen würden: so sollte wohl der Unsrigen Arbeit mehr gesegnet und den päbstlichen Aufschneidern und Hohnsprechern nicht viel nachgegeben werden." Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Spener sah sich wieder veranlaßt, in einer Himmelfahrtspredigt die Lauheit der Kirche zu rügen: „Die gesammte Kirche ist verbunden, hierin zu thun, was sie kann, und solche Leute, wie sie ja immer unter sich solche finden wird, die dazu tüchtig sind oder tüchtig gemacht werden können, dazu zu brauchen und zu senden. Da haben sonderlich die beiden obern Stände, Obrigkeit und Prediger, als die das Meiste thun können, darauf bedacht zu sein, wie solches geschehe, nach solchen Leuten zu trachten und mit nothwendigen Mitteln, die so ein großes nicht erfordern, zu versehen und sie dann zu dergleichen Gebrauch auszusenden. Wir müßen leider zu schlechter unserer Ehre gestehen, daß bisher man so säumig bei unserer evangelischen Kirche in diesem Stück gewesen und sich noch wenig darinnen beflißen habe. Unsere Nachlässigkeit aber macht nicht, daß darum wir dasjenige nicht zu thun schuldig seien, ob wir wohl auch nicht in Abrede sein wollen, daß viel schwere Hindernisse

es ins Werk zu setzen im Weg gestanden seien. Was aber versäumt worden, sollt mit so viel mehrerem Ernst künftig verbessert werden. Die Papisten gehen uns hierin also vor, da sie ihre falschen Apostel aller Orten aussenden, ihre Kirche immer weiter auszubreiten, daß wir uns solches Exempels nicht anders als mit Scham erinnern können und uns nicht allemal damit entschuldigen dürfen, daß die Kinder dieser Welt in ihrem Geschlecht klüger seien als die Kinder des Lichts, als welches diesen nicht rühmlich und immer in einer Säumigkeit liegen zu bleiben zuletzt immer weniger verantwortlich ist. Warum will die Kirche sich einiges Rechts begeben, so sie an die ganze Welt hat? Behält sie also solches, warum thut sie dann nicht Alles nach Möglichkeit, was sie in wirklichen Besitz desselben setzen könnte? Wir können ja nicht sagen, daß Gott solchen armen blinden Leuten solche Hülfe und Gnade versagt habe: warum trachten wir denn nicht, sie dessen theilhaftig zu machen, was ihnen von göttlicher Barmherzigkeit versagt zu sein Niemand gern vorgeben wird?" — So die Klage und Mahnung des ehrwürdigen Vaters des Pietismus, und mit ihm stimmte Christian Scriver zusammen, wenn er in seinem Seelenschatze schrieb: „O wie wenig mögen sein, die daran gedenken, Gott zu bitten, daß er treue geistreiche und eifrige Leute verwenden und sie als Apostel zu den Heiden senden wolle! Es sind leider die Christen emsig genug gewesen, durch Schifffahrt, Handel und Wandel der Ungläubigen Länder zu besuchen und ihr Gold, Silber und andere Schätze an sich zu bringen; wie wenig aber ist man darauf bedacht gewesen, daß man ihnen den Seelenschatz des Evangelii in Christo wiederum mittheilen möchte! Es haben etliche den armen Leuten mit ihrem unersättlichen Geiz und Golddurst, mit ihrer Grausamkeit und andern Uebelthaten ein Aergernis und Anstoß gelegt und sie von Christo abgeschreckt; etliche haben den christlichen Namen auf eine Zeitlang und so lange sie in solchen Landen gewesen, gar verleugnet, nur daß sie frei darin handeln und wandeln und ihren Gewinn suchen möchten. Also haben sie bezeuget, das es ihnen nicht um die Seelen, sondern um den Mammon zu thun sei, daß es Gott erbarme! Nun ihr christlichen Seelen, erwäget künftig hin die Sache fleissiger und betet mit mehrerem Nachdenken die Worte der Litanei: den Satan unter unsere Füße treten, treue Arbeiter in Deine Ernte senden, Deinen Geist und Kraft zum Wort geben, aller Menschen Dich erbarmen; erhör uns, lieber Herre Gott!" — Und der treffliche Geschichtschreiber der Reformation, Veit Ludwig von Seckendorf, erklärte: „ich will wahrlich die Faulheit und Nachlässigkeit derer unter den Evangelischen nicht entschuldigen, die von

den römischen Irrthümern längst befreit, weder Fleiß noch Mittel, wie sie sollten und könnten, anwenden, daß die reine evangelische Lehre zu den barbarischen Völkern komme." Solche Lutheraner seien entartete Söhne ihrer Väter, die mit allem Eifer die Ausbreitung der evangelischen Wahrheit betrieben hätten; sie sollten sich doch die so treffenden Ermahnungen Speners gesagt sein lassen.

All dies Klagen und Mahnen half noch nichts; es blieb bei der bisherigen Unthätigkeit, und zwar stand es darin bei Orthodoxen und Pietisten ziemlich gleich. Die letzteren glaubten genug mit der Erweckung der erstarrten Kirche zu thun zu haben. Es war eine ähnliche Erscheinung wie in den Anfangszeiten der Reformation. Wie damals von Wittenberg die Sendboten ausgegangen waren, um das Licht der evangelischen Wahrheit in der in Dunkelheit versunkenen Kirche anzuzünden, so sah man jetzt die Sendlinge schaarenweise Halle verlassen, besonders in der Gestalt von Hauslehrern, um in der Kirche, die sie wie eine große Sammlung von Unwiedergeborenen betrachteten, hallische Missionsstationen zu errichten und hallisches Christenthum zu verbreiten. Dies erachteten sie als ihre Hauptaufgabe; hierüber kamen sie nicht dazu, der Heiden ernsthaft zu gedenken.

Wohl verfolgten die lutherischen Christen mit einer gewissen Theilnahme die Missionsunternehmungen anderer Kirchen. Schon der Vorwurf unchristlicher Trägheit, der ihnen von den Römischen oft gemacht ward, hatte sie dazu veranlassen müßen. Aber diese Theilnahme blieb eine kalte und gieng nicht in Nachahmungstrieb über. Man las die vielen Schriften über die maßlos übertriebenen Erfolge der Jesuiten und berichtete über sie in den Literaturblättern, aber dann begnügte man sich damit, die Missionsmethode der Jesuiten zu kritisiren und verwies auf den Hader, der eben über die Mission unter den römischen Mönchsorden ausgebrochen war. Man freute sich über die Thätigkeit Eliots in Amerika, der schon damals der Apostel der Indianer genannt ward, und staunte über die gleichfalls stark übertreibenden Berichte der Niederländer von den Erfolgen ihrer Missionare in den asiatischen Kolonien. Man sah es gern, daß hierdurch die Eifersucht der Römischen erweckt ward; aber man ließ sich nicht selbst dazu treiben, ernsthaft zu fragen, ob man denn nicht auch endlich in das kirchliche Werk der Heidenbekehrung mit eingreifen könne. Wohl finden wir am Ende des Jahrhunderts Missionsgedanken, die sich auf ein bestimmtes Ziel richteten, von einem hervorragenden Mann mit Nachdruck ausgesprochen. Leibnitz war es, der von Deutschland aus, und zwar mit Benützung des Landweges durch Rußland, China evangelisiren

wollte und davon entscheidende Einwirkung auf das ganze Heidenthum erwartete. Mit Zähigkeit hielt er an diesem Gedanken fest und veranlaßte sogar, daß in den Stiftungsbrief der 1700 gegründeten berliner Akademie der Wissenschaften die Mission als eine der Aufgaben mit aufgenommen ward. Aber dies waren nur die doch noch ziemlich unklaren Gedanken eines Einzelnen, hinter welchem hierbei die Kirche nicht stand, und sie blieben aller Verwirklichung fern.

Nicht wenige der lutherischen Christen seufzten und beteten, daß Gott doch auch der armen Heiden sich erbarmen möchte, und daß es ihnen vergönnt werde, auch mitzuhelfen zu deren Errettung, so daß, als die ersten lutherischen Missionare ausgezogen waren, sie wohl ein Recht hatten zu sagen, der Beginn ihrer Arbeit sei die Erhörung zahlreicher inbrünstiger Gebete, die seit langem zum Himmel aufgestiegen seien. Aber die Kirche in ihrer Gesammtheit und als organisirte Gemeinschaft verharrte noch theilnahmlos und es war gar nicht abzusehen wie, wann und wo sie aus ihrer Unthätigkeit heraustreten würde.

Wer wollte leugnen, daß dies ein Misstand war, der auf Schäden in der Kirche hindeutete? Aber dabei muß für eine gerechte Beurtheilung doch noch einmal daran erinnert werden, daß die lutherische Kirche Deutschlands in gar keiner unmittelbaren Berührung mit Heidenländern stand und daß sie daher keine so klare und bestimmte Weisung zur alsbaldigen Ausübung der allgemeinen Missionspflicht hatte, wie sie der römischen und der reformirten Kirche durch die Kolonien der ihren Bekenntnissen anhängigen Völker gegeben ward.

Vierter Vortrag.

Anderthalb Jahrhunderte waren vergangen, seitdem die lutherische Kirche in Deutschland einen rechtlich anerkannten und reichsgesetzlichen Bestand erlangt hatte, und noch war sie noch nicht dazu gekommen, mit der Erfüllung ihrer Missionspflicht auch nur einen entschiedenen Anfang zu machen. Jener Friedensschluß zu Augsburg 1555 setzte ihrer Ausdehnung in Deutschland ziemlich feste Grenzen; aber die Einschränkung erweckte in ihr nicht, wie man solches

von der römischen Kirche behauptet hat, den Trieb, nun alsbald nach anderer Seite hin, in den neu entdeckten Heidenländern, um so mehr sich auszudehnen. Der Erweiterungstrieb war natürlich auch in ihr vorhanden, aber er schlummerte fort, und wir sahen, wie er zum guten Theil durch den Umstand am Erwachen gehindert ward, daß Deutschland nicht an den Länderentdeckungen theilnahm und also auch die deutsche Kirche in kein unmittelbares Verhältnis zu der heidnischen Bevölkerung solcher Länder trat. Auf Beseitigung dieses Hindernisses war nun freilich gar keine Aussicht; aber die lutherische Kirche war ja auch nicht auf Deutschland beschränkt. In den skandinavischen Reichen hatte sie das Herz seefahrender Völker gewonnen, die, wenn schon in geringerem Maße, an dem allgemeinen Länder-Suchen und Erobern sich betheiligen konnten, auf welches seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die europäischen Völker ausgiengen. Dänemark besonders hatte seine Kolonien in Ostindien und seit 1672 auch in Westindien sowie Christiansburg an der afrikanischen Goldküste, und mit diesen kleinen Gebieten waren neue Heiden zu den lappischen und grönländischen unter das Scepter der dänischen Könige gekommen. Aber die dänische Kirche nahm sich der neuen Heiden ebensowenig an wie der alten, und die Könige Dänemarks, welche mit der ganzen Strenge ihrer Zeit darüber wachten, daß der lutherische Glaube ihrer Unterthanen nicht durch Einschleppen von Irrlehren und Sectirerei gefährdet werde, dachten nicht daran, diejenigen ihrer Unterthanen, die noch außerhalb der Kirche standen, zum Glauben zu führen.

Die dänische Kirche pflegte bei ihrer Entwickelung im Ganzen der deutschen nachzufolgen, aber so, daß sie einige Jahrzehnte zurückblieb. Auch in ihr war im 17. Jahrhunderte die Orthodoxie zur vollsten Herrschaft gelangt. Diese hatte in dem Bischof Brochmand † 1652 einen ebenso frommen wie gelehrten Vertreter gehabt; aber sonst kann man nicht sagen, daß damals schon von der evangelischen Kirche in durchgreifender Weise eine sittliche Erneuerung der dänischen Nation gewirkt worden sei. Das Volk lebte unter dem schwersten Drucke, der Geistlichkeit fehlte es an innerem Leben, der Adel ergab sich einem üppigen und rohen Treiben, und am Hofe des seit 1660 zu ganz unumschränkter Gewalt gelangten Königs suchte man wie leider an den meisten Höfen Ludwig XIV nachzuäffen. Seit langem schon hatte in Dänemark auch deutsches Wesen Eingang gefunden und dieser Einfluß des Deutschen stieg durch das Ansehen des Hofes, besonders der meist aus Deutschland kommenden Königinnen, rief aber natürlich einen wachsenden Widerstand des nationalen Dänischen hervor. Man begreift diesen, wenn man hört, daß

Christian V, 1670—1699, als Kronprinz nicht einmal die Sprache seines Volkes zu reden vermochte.

Die Schriftsteller jener Zeit, leider auch die theologischen Berichterstatter über das Missionswerk, die Missionare nicht ausgenommen, rühmen so viel von der Frömmigkeit der damaligen dänischen Könige. Allein dieser Ruhm besteht nicht mit der Wahrheit. Man darf an die Großen der Erde, wenn es sich um Frömmigkeit handelt, keinen anderen Maßstab legen, als an alle andern Christen, und am wenigsten geziemt es Theologen, ihr Urtheil bestechen zu lassen und Hand und Mund zum Schmeicheln herzugeben. Der Weihrauch, den die Missionare und ihre Freunde den Königen angezündet haben, darf uns den Kopf nicht einnehmen; ein unbefangenes Forschen bestätigt auch hier die Wahrheit des Wortes, welches der derbe aber grundehrliche Luther mehr als einmal ausgesprochen hat, nämlich daß ein wahrhaft frommer Fürst ein seltener Vogel auf Erden sei. Christian V war ein Mann von schwachem, unselbständigem Charakter, der wohl Lobenswerthes that, wenn er gut geleitet ward, sonst aber der Vergnügungssucht fröhnte und den offenen Verkehr mit seiner Beischläferin und ihren Kindern dem Umgange mit seiner rechtmäßigen Gemahlin vorzog. Die Erziehung seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich, vernachlässigte er vollständig. Weder für dessen wissenschaftliche Ausbildung noch für die Veredlung seines Charakters geschah etwas. Man ließ ihn wild wachsen und die Folgen davon zeigten sich. Auf der Reise nach Italien, die er als Kronprinz machte, knüpfte er eine Liebschaft mit einer Gräfin an, und auch späterhin nach seiner Vermählung mit einer Prinzessin von Mecklenburg bewahrte er dieser die eheliche Treue nicht, sondern ließ sich endlich sogar die Tochter eines preußischen Generals als Kebsweib antrauen. Das stimmt ebenso schlecht zu dem in den damaligen Missionskreisen gewöhnlichen lauten Rühmen der Frömmigkeit des Königs wie die Aeußerung in einem Privatbriefe eines der Bischöfe, daß der König dem Sündendienste ergeben sei. Dennoch ist dieser Fürst, der als Regent seinem Volke manche Wohlthat erwies, in der Hand Gottes das Mittel geworden, die lutherische Kirche in die Missionsarbeit einzuführen, und daß er sich hierfür finden ließ und den an ihn ergehenden Ruf hörte, soll ihm nicht vergessen werden.

Der Anfang der evangelischen Missionsthätigkeit von Dänemark aus ist schon mit Sagen überwachsen. Noch immer läßt es sich nicht mit voller Gewißheit feststellen, von wem der erste wirklich auch thatkräftige Gedanke hierzu ausgegangen sei. Friedrich IV soll sich schon als Kronprinz darüber gewundert haben, daß man in

der evangelischen Kirche keinen Versuch mache, die Heiden zu bekehren. Er soll dann nach seiner Thronbesteigung mehrfach daran gedacht haben, dies selbst anzuregen und zu fördern. Aber von solchen Gedanken ward jedenfalls damals nichts laut. Das Versuchen begann erst, als 1704 Franz Julius Lütkens Hofprediger in Kopenhagen geworden war, und schon das scheint darauf hinzuweisen, daß die erste wirksame Anregung von diesem ausgieng. Lütkens, ein geborener Lauenburger, hatte vorher 17 Jahre als Probst an St. Petri in Berlin segensreich gewirkt. Dabei war er in gutem Vernehmen mit Spener gewesen, während zwischen ihm und den Hallensern kein näheres Verhältnis bestand; diesen galt er als noch nicht wiedergeboren. Auf sein Scheiden von Berlin wirkte vielleicht sein entschiedenes Auftreten für das Bekenntnis der lutherischen Kirche, welches er durch die Unionsbestrebungen des brandenburgischen Hofes gefährdet sah. So gehörte er also zu den nicht blos rechtgläubigen, sondern auch lebendigen Dienern der Kirche, vom Pietismus angeregt und ihm befreundet, aber kein Zögling der eigentlichen Pietistenschule.

In Kopenhagen gewann Lütkens durch seine Predigten bald sowohl in der Gemeinde als beim Hofe großes Ansehen, und er benutzte darauf hin die Gelegenheit, welche seine Stellung ihm bot, den König auf die Missionspflicht der dänischen Kirche gegenüber der heidnischen Bevölkerung des Reiches aufmerksam zu machen. Diese Ermahnung fand ein williges Ohr; der König beauftragte seine drei Hofprediger, sich nach geeigneten Sendboten umzusehen, der Absicht, wie es scheint, in den verschiedenen heidnischen Gebieten seines Reiches zugleich das Werk in Angriff zu nehmen. Aber alsbald zeigten sich die Schwierigkeiten. Lütkens stand schon nicht ohne Gegner da. Der Beifall, mit dem er aufgetreten war, hatte ihm schnell Neider erweckt, und das hemmte ihn schon jetzt. Seine Collegen, Dr. Jespersen aus Drontheim und Dr. Masius aus Mecklenburg, versagten zu dem von ihm angeregten Unternehmen ihre Mitwirkung, und es ist gar kein Zweifel, daß die ganze erste Zeit hindurch diese persönliche Misstimmung die Mission gedrückt hat. Auch mochten jene beiden, selbst Anhänger der orthodoxen Partei, Lütkens für einen Pietisten ansehen und dadurch ihre Zurückhaltung vor ihrem Gewissen für gerechtfertigt erachten. Genug, von ihrer Seite geschah nichts, was den Absichten des Königs entsprach. Lütkens hingegen, hierdurch unbeirrt, wandte sich, wie er angewiesen war, an den Bischof Bornemann von Seeland, um sich von ihm zur Mission taugliche Leute bezeichnen zu lassen. Allein auch dieser gab ihm keine erwünschte Antwort, sondern suchte die ganze Sache

sich fern zu halten. Er entschuldigte sich damit, daß er unter den dänischen Candidaten keine zu dem bezeichneten Zwecke brauchbaren kenne und soll dabei Worte gesprochen haben, die, wenn sie so lauteten, wie sie berichtet werden, auf den damaligen Zustand der dänischen Geistlichkeit ein schlimmes Licht werfen. So schien es, als sollten alle Bemühungen von Lütkens vergeblich sein. Die dänische Kirche war dasjenige Glied der lutherischen Kirche, welches vor allen andern die Völkerverhältnisse zur Erfüllung der Missionspflicht aufforderten. Lange genug hatte sie die in den Verhältnissen gelegene Aufforderung überhört. Jetzt war durch den Mund eines deutschen Theologen eine ausdrückliche Ermahnung an sie gelangt. Aber auch diese stand in Gefahr, überhört zu werden, theils auf Veranlassung kleinlicher Eifersüchteleien und kirchlicher Parteiungen, theils weil in der dänischen Kirche dasjenige Leben noch nicht vorhanden war, welches jener Ermahnung freudig und mit Erfolg hätte nachkommen können. Da bot sich eine Hülfe durch die Verbindung mit Deutschland, und wir werden nun in der Berufung von Lütkens nach Kopenhagen ein sichtbares Zeichen göttlicher Leitung der Kirche erkennen, denn durch ihn war ja die Verbindung gerade mit dem lebendigen und zu werkthätigem Glauben erweckten Theile der deutschen Kirche, dessen Mitarbeit man in Dänemark bedurfte, hergestellt. Lütkens erhielt vom Könige den Auftrag, sich in Deutschland nach Missionaren umzusehen und ganz natürlich wandte er sich nun an seine beiden früheren Collegen, die berliner Prediger Johann Lysius und Christian Campe. So hieng es von dem Erfolge ihrer Bemühungen ab, ob es jetzt zu einer lutherischen Mission kommen werde, und sehen wir nun, wo sie suchten und wen sie fanden, so tritt uns abermals aufs Klarste entgegen, wie Gottes Hand hier wirkte und der Kirche für die Aufgabe, welche er ihr gab, die rechten Werkzeuge selbst bereitete.

Die beiden berliner Prediger beriethen sich, als die Bitte aus Kopenhagen kam, mit den gleichgesinnten Geistlichen in der Stadt und beschlossen, den sozusagen zufällig in der Nähe weilenden jungen Candidaten Ziegenbalg zur Annahme des Rufes aufzufordern. Und in ihm trafen sie den rechten Mann. Nach einigen Bedenken folgte er der Aufforderung und die Wirksamkeit, welche er dann entfaltete, hat eine fast normgebende Bedeutung für die lutherische Mission erlangt. Diese seine Bedeutsamkeit rechtfertigt ein etwas näheres Eingehen auf seine früheren Lebensverhältnisse, von denen her dann wieder manches Licht auf seine Thätigkeit und seine Geschicke als Missionar fällt.

Bartholomäus Ziegenbalg ward am Johannistage d. J.

1683 zu Pulsnitz in der Oberlausitz geboren. Seine frommen Eltern verlor er früh: doch machten noch manche ihrer Worte, die in seiner Seele haften blieben, einen tiefen Eindruck auf ihn; und der wies ihn himmelwärts. Die frühe Verwaisung hatte für ihn die üble Folge, daß seine wissenschaftliche Ausbildung eine mangelhafte blieb; dafür aber nahm Gott ihn so recht in die Zucht des Lebens. Er stand in seinem sechszehnten Jahre, als er in Görlitz durch einen ältern Studenten dazu geführt ward, ernsthaft an das Heil seiner Seele zu denken. Seine Bekehrung war eine aufrichtige, so daß er stark genug ward, den Spott der Mitschüler über seine „Phantasterei und Singularität", ja selbst das Mistrauen seiner Lehrer zu ertragen. Um so mehr zog es ihn aber zu Männern, die ihn im Kampfe stärken und innerlich fördern könnten. Er wandte sich an A. H. Francke in Halle und mit dessen Empfehlung an den Rector des Friedrich-Werderschen Gymnasiums in Berlin, Joachim Lange. Dieser ließ ihn zu sich kommen, um seine weitere Ausbildung zu leiten; doch war der berliner Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Kränklichkeit führte Ziegenbalg in die Heimat zurück und nöthigte ihn, seine Studien einige Zeit allein fortzusetzen. Aber er war nun doch mit den Häuptern des Pietismus in Verbindung getreten und diese Verbindung ward eine noch innigere, als er im Frühling 1703 die Universität Halle bezog. Seines Herzens Wunsch war Theologie zu studiren, um als Prediger des Wortes Gott an dem Baue seines Reiches zu dienen. Mit rastlosem Fleiße und ernstlichem Gebete arbeitete er, um sich hierfür tüchtig zu machen, aber bald schien es, als werde er auf die Erreichung dieses Zieles verzichten müssen. Das „liebe Kreuz" folgte ihm auf seinen Wegen, ein Vorbereitungsmittel, welches Gottes Weisheit gerade ihm für nöthiger erachtete als Gelehrsamkeit; es sollte ihn noch weiter beugen und den starken Eigenwillen seines natürlichen Menschen, den er selbst als Fehler erkannte, aber noch nicht genug bekämpfte, brechen. Von Neuem erfaßte ihn in Folge seines eifrigen Arbeitens die Krankheit. Dazu trat ihm nun die Größe und Verantwortlichkeit des geistlichen Berufes so recht vor die Seele, und beides zusammen drängte ihn zu dem Gedanken hin, dem Studium zu entsagen. Es ward ihm sehr schwer, diesen Entschluß, der seinem Lebensgange eine ganz andere Wendung geben sollte, zu fassen, und um nicht selbst endgültig entscheiden zu müssen, wandte er sich mit der Bitte um Rath an seinen Lehrer, den Abt Breithaupt. Bei der nun stattfindenden Unterredung fiel von Ziegenbalgs Seite die Aeußerung, „daß ja einige in fremde Lande geschickt würden, allwo man diejenigen Wissenschaften, so nächst der Theologie

pflegten erlernt zu werden, und auf welche er sich wegen seiner kränklichen Constitution nicht recht appliciren können, eben nicht sonderlich von nöthen hätte". Er fragte, ob man dazu nicht auch ihn werde brauchen können. Breithaupt, der ihn aufzurichten suchte, sprach bei der Erwiederung Worte, deren Ziegenbalg später noch oftmals gedenken mußte. „Wenn man — sagte er — Eine Seele unter dergleichen Völkern rechtschaffen zu Gott führete, so wäre solches eben soviel, als wenn man in Europa hundert gewönne, indem diese täglich genugsame Mittel und Gelegenheit zu ihrer Bekehrung hätten, jenen aber dergleichen mangelten", Worte, welche uns zeigen, daß in Halle die Missionsgedanken nichts ganz Fremdes waren; hatten doch auch schon einige Jahre früher Francke und Leibnitz im Briefwechsel ihre Hoffnungen und Wünsche für die Mission ausgetauscht.

Das Ergebnis jener Berathung war, daß Ziegenbalg bei der Theologie beharrte; ja seine Lehrer führten ihn, nachdem er nur ein halbes Jahr unter ihren Augen studirt hatte, schon in die praktische Thätigkeit ein, indem sie ihm in Merseburg und dann in Erfurt eine Lehrerstellung verschafften. Hier übte er sich im Unterrichten wie bald darauf in der Heimat im Predigen und beides trug dazu bei, ihn auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten. Im Uebrigen aber war diese frühe Wirksamkeit für ihn eben nicht wohlthätig, sondern stärkte gerade das Fehlerhafte seines Charakters. Es ist ja natürlich, daß Jünglinge, die zum lebendigen Glauben an den Herrn gekommen sind, sich gedrungen fühlen, von dem, was ihnen am Herzen liegt, Zeugnis abzulegen. Aber wenn sie sich dann dazu hinreißen lassen, zu schnell als Lehrer der Gemeinde aufzutreten, so gerathen sie leicht in die Stricke der Selbstgefälligkeit und gefährden ihre Seele. Dazu nahm die Frömmigkeit, zu welcher in Halle erzogen ward, mehr und mehr ein ganz eigenthümliches Gepräge an und doch ward dies von den Jüngern der hallischen Schule als das alleinige Zeichen wahrhaft christlicher Gesinnung angesehen. Wenn sie hinauskamen in's Leben, so suchten sie nach diesem, und wo sie es nicht fanden, da sahen sie eitel Welt. Nur zu schnell hielten sie alle die, welche nicht „hällisch" waren, für Ungläubige und sahen sich für berufen an, bei ihnen die Buß- und Erweckungsprediger zu machen. Es war natürlich, daß dieser jugendliche, oft unbesonnene Eifer ihnen Widerspruch zuzog und wo es nicht von selbst zu diesem kam, suchten sie ihn wohl hervorzurufen. Denn sie sehnten sich nach der Verfolgung durch die Welt als dem Zeichen der Gotteskindschaft und warteten nicht immer, bis Gott sie für reif halten würde, solche Leiden ohne Schaden zu er-

tragen, sondern beeilten sich, selbst sie herbeizurufen. — Auf diesen Wegen wandelte auch Ziegenbalg, ein treuer Zögling der hallischen Schule. Man darf seiner damaligen Versicherung glauben, daß er ernsthaft an sich gearbeitet hat und über der Bekehrung Anderer seine eigene Seele nicht vergaß. Aber sein Eifer ließ ihn kaum die Gefahr, in welcher er sich befand, recht erkennen. Sein bisheriger Lebensgang hatte bewiesen, daß er Thatkraft und einen festen Willen besaß, aber in diesem blieb noch zu viel ungebrochener Eigenwille, und daß es ihm an der vollen und einfältigen Demuth fehlte, zeigte sein Auftreten gegen Andersdenkende, besonders gegen solche, die er noch für ungläubig hielt.

Als „hällischer" Bußprediger hatte er einige Zeit in der Heimat nicht ohne Erfolg gewirkt und dachte nun daran, um seine Ausbildung zu vollenden, noch einmal nach Halle zurückzukehren: da ergriff ihn Gottes Hand und stellte ihn auf das Ackerfeld, auf welchem er den Ernst seines Vorsatzes, im Dienste des Reiches Gottes sein Leben zu verzehren, bewähren sollte. Er war im August d. J. 1705 zum Besuche nach Berlin gegangen und hatte sich dort auf einige Wochen zur Vertretung eines benachbarten Geistlichen verwenden lassen. Während dieser Zeit traf in Berlin die Bitte des Hofprediger Lütkens um Missionare, die der König nach Westindien senden könne, ein und sogleich dachten die berliner Geistlichen an Ziegenbalg. Er beantwortete ihre schriftliche Anfrage zuerst zaghaft und unschlüssig, ja ausweichend. Dennoch unterhandelte man von Berlin aus weiter für ihn und bald kam von Kopenhagen die Aufforderung, die beiden empfohlenen Candidaten, denen nun die Küste von Guinea als Arbeitsfeld angewiesen werden solle, zu senden. Es war nämlich in Berlin gelungen, noch einen zweiten Arbeiter ausfindig zu machen in dem sieben Jahre älteren Heinrich Plütschau aus Mecklenburg-Strelitz. Ueber dessen früheren Lebensgang ist uns fast nichts bekannt; nur soviel wissen wir, daß er in Berlin Langes Schüler gewesen und mit Ziegenbalg schon in Halle bekannt geworden war. Er entschloß sich freudigen Glaubens, dem Rufe zu folgen, obwohl er eine betagte Mutter unversorgt zurücklassen mußte; Gott werde, des war er überzeugt, dieselbe inmitten der Christenheit keinen Mangel leiden lassen. Seine Freudigkeit erleichterte auch Ziegenbalg den Entschluß. Am 1. October 1705 erklärten die beiden jungen Männer den versammelten Geistlichen ihre Bereitwilligkeit und schon acht Tage darnach verließen sie Berlin, um am 15. in Kopenhagen einzutreffen.

So waren denn endlich die Männer gefunden, deren man bedurfte, um das von Lütkens angeregte und vom Könige beschlossene

Werk evangelischer Mission in Angriff zu nehmen. Aber noch ehe es zur Aussendung der beiden Boten kam, erhoben sich neue Schwierigkeiten. Beide nämlich waren weder examinirt noch ordinirt und konnten deshalb noch nicht ohne Weiteres als Organe der kirchlichen Lehrthätigkeit verwendet werden. Das Erste also, was ihnen in Kopenhagen bevorstand, war ein theologisches Examen und gleich dies verwickelte sie theils ohne, theils aber auch durch ihre Schuld in Unannehmlichkeiten. Es mußte schon erwähnt werden, daß Lütkens mit seinen Missionsplänen bei seinen Collegen im Hofpredigeramt und bei der dänischen Geistlichkeit überhaupt kein freundliches Entgegenkommen gefunden hatte, und die Stimmung der Gegner ward durch den Nachdruck, mit welchem er die Sache betrieb, natürlich nicht gebessert. Schon er war mit einem gewissen Mistrauen, als sei er Pietist, betrachtet, und nun berief er Missionare, die nicht nur in Halle studirt hatten, sondern auch ihre pietistische Richtung geflissentlich zur Schau trugen. Dadurch gewann die in Dänemark herrschende Orthodoxie noch mehr Anlaß zum Widerspruche. Auch empfand man es übel, daß die beiden Candidaten Deutsche waren. Dies enthielt an sich schon einen Vorwurf gegen die dänische Kirche, als welche die nöthigen Arbeiter nicht habe stellen können. Und dazu begann der nationale Gegensatz von dänisch und deutsch sich zu rühren. Kurz die Mission kam von Anfang an als eine Parteisache zu stehen und bereits in den ersten Wochen, in denen die Missionare in Kopenhagen weilten, zeigte sich der schädliche Einfluß des Gegensatzes von dänisch und deutsch, orthodox und pietistisch, der dann auf weit hinaus den gedeihlichen Fortgang des Werkes störte, ja diesem zeitweilig den Untergang drohte.

Lütkens, der die Sachlage kannte, erbat sich vom Könige die Erlaubnis, die Candidaten examiniren und ordiniren zu dürfen, allein Dr. Bornemann, der Bischof von Seeland, erklärte dies für einen Eingriff in seine Rechte und erwirkte, daß jenem Verlangen keine Folge gegeben ward; nicht einmal soviel setzte der Hofprediger durch, daß er beim Examen zugegen sein durfte. Der erste Erfolg war der, welchen er gefürchtet hatte. Der Bischof erklärte die beiden jungen Theologen für untüchtig und verweigerte ihnen die Ordination. Und man braucht dies nicht blos auf bösen Willen seinerseits zu schieben. Es war natürlich, daß er Kenntnis der einmal kirchlich angenommenen orthodoxen Theologie verlangte und dieser Forderung geschah nach seinem Urtheil kein Genüge. Dabei müssen wir uns des erinnern, daß Ziegenbalg wenigstens nur eine sehr kurze Zeit auf der Universität studirt hatte, und die Theologie beider

stammte durchweg aus der pietistischen Schule. Dies kehrte vorzüglich wieder Ziegenbalg sehr scharf hervor. Ueberhaupt war sein Auftreten nicht ein solches, wie es sich für seine Verhältnisse und seine jungen Jahre geziemt hätte. Auch als er vor dem Könige über Apostelg. 26, 17—18 zu predigen hatte, machte er den pietistischen Bußprediger. Geflissentlich sammelte er Alles, was man den Pietisten als Absonderliches vorwarf, zusammen, und legte es selbst darauf an, im ersten Anstürmen entweder zu siegen oder gleich zurückgewiesen zu werden. Wir können es dem Bischof nicht sosehr verübeln, wenn ihn solch herausforderndes Benehmen abstieß. — Dennoch gelang es Lütkens, seine Schützlinge für das Werk zu erhalten, ein Zeichen des großen Vertrauens, das er seitens des Königs genoß. Dieser ordnete an, die Candidaten sollten noch einmal in des Hofpredigers Hause und in seiner Gegenwart examinirt werden, und als sie nun bestanden, befahl der König dem Bischofe, sie zu ordiniren. So erreichte Lütkens sein nächstes Ziel, denn Dr. Bornemann fügte sich dem Begehren des Königs, aber es ist begreiflich, daß gerade durch diese Vorgänge die Stellung der dänischen Kirche und ihrer Diener zur Mission keine freundlichere ward. Die Theilnahme an ihr und der Eifer für sie beschränkte sich zunächst fast ganz auf den Hof und die von diesem beeinflußten Kreise. Der König entsandte die beiden Prediger als sogenannter oberster Bischof der dänischen Kirche, um in dem Gebiete der ostindischen Kolonie und den angränzenden Gegenden den Heiden das Evangelium zu verkündigen, weshalb sie sich auch stets „königlich dänische Missionarien" nannten. Aber ihr Verhältnis zur dänischen Kirche war ein unklares und dies erwies sich bald als ein rechter Uebelstand. Die letztere war in der Kolonie nicht ohne amtliche Vertreter. Es war dafür gesorgt, daß stets ein oder zwei dänische Geistliche dort von der Companie für die Europäer gehalten wurden, die nach einer gesetzlich bestimmten Zeit zurückkehren durften. Sie waren die Pastoren der dortigen christlichen Gemeinde. Da wäre zu erwarten gewesen, daß den nachgeschickten Missionaren, die doch auch als im Dienste der dänischen Kirche arbeiten sollten, klar und scharf die Stellung bezeichnet wäre, die sie zu jenen einzunehmen hatten; aber dies geschah nicht, und so war vorauszusehen, daß es zu Mishelligkeiten kommen würde. Ebenso erwies es sich als nachtheilig, daß der König versäumt hatte, mit der ostindischen Compagnie, der eigentlichen Besitzerin der Kolonie, zu verhandeln. Er beauftragte allerdings den Commandanten, die Missionare zu schützen und ihr Werk zu fördern; aber die Aussendung geschah im Grunde gegen den Willen der Compagnie. Daher ertheilte diese ihren Beamten

andere Befehle und das hatten die Missionare bald schwer zu empfinden. —

Ueberhaupt macht die ganze Betreibung der Sache in dieser Anfangszeit den Eindruck einiger Uebereilung und läßt Sachkenntnis und reifliches Ueberlegen vermißen. Denn wie soll man es sonst bezeichnen, daß auch die Missionare ähnlich wie sonst die dänischen Prediger auf fünf Jahre hinausgesandt wurden, von denen zwei für Hinfahrt und Rückkehr in Abzug kamen? Was mochte man sich unter der Missionsarbeit unter einem fremdsprachigen Volke denken, zu welcher die der Sprache noch unkundigen Missionare nur je drei Jahre verwendet werden sollten?

Man sieht, auch als Gottes Zeit gekommen war, in welcher Er die lutherische Kirche an die Missionsthätigkeit führen wollte, und als Er Alles so gelenkt und bereitet hatte, daß das Werk wirklich begonnen werden konnte, da versahen die Menschen, auch die wohlmeinenden, so viel, daß durch sie das Ganze wieder ernstlich gefährdet ward. Wenn es jetzt doch zu einer lutherischen Mission kam und wenn diese trotz aller Hindernisse bald aufblühte, so war das allein der göttlichen Gnade zu danken.

Die Hindernisse, welche sich in Kopenhagen erhoben hatten, wurden immerhin ziemlich schnell überwunden. Am 15. October waren Ziegenbalg und Plütschau in der dänischen Hauptstadt gelandet; am 11. November wurden sie ordinirt und am 29. desselben Monats stachen sie auf dem Schiffe Sophia Hedwig in See. Das Ziel ihrer Reise war Trankebar auf der ostindischen Küste Coromandel, nicht, wie man ihnen noch in Berlin gesagt hatte, die dänische Kolonie in Guinea. Es läßt sich nicht mehr nachweisen, was die Ursache war, daß ihnen jetzt eine andere Arbeitsstätte angewiesen ward, aber darin, daß es geschah, hat man eine wohlthätige Fügung zu erkennen. Unter den Missionsfeldern, welche der lutherischen Kirche in Aussicht standen, konnte ihr kein günstigeres zuertheilt werden. In Westindien besaß Dänemark ein Paar kleine Inseln, also ein sehr beschränktes Gebiet, von dem aus eine Erweiterung der Mission kaum zu erwarten war. Die afrikanische Küste drohte den europäischen Sendboten durch ihr mörderisches Klima ein baldiges Ende, und es war sehr fraglich, ob der Eifer des Königs in dem Falle stark genug gewesen wäre, um das Werk aufrecht zu erhalten und fortzusetzen. In Ostindien war zwar auch das dänische Gebiet kein sehr umfangreiches, aber immerhin wohnten auf ihm doch schon über 30,000 Heiden, und diese waren nur ein kleiner Bruchtheil einer umwohnenden in Sprache, Religion und Sitte verwandten Bevölkerung. Faßte die Mission in Trankebar

festen Fuß, so war Hoffnung da, daß sie von da aus sich weithin würde verbreiten können, und von vornherein ward daher auch das Arbeitsfeld nicht als auf das Gebiet der Kolonie beschränkt gedacht. Dazu kam die Bedeutung des Volkes, welchem jetzt die Heilsbotschaft gebracht werden sollte. Die Tamulen, denn um sie handelt es sich, bewohnen ein weitgestrecktes, nach außen ziemlich abgeschlossenes Territorium auf der südlichen Ostküste Indiens und den nördlichen Theil der Insel Ceylon. Weit mehr aber als durch ihre Zahl zeichnen sie sich durch ihre Cultur aus. Als die Mission unter dem Volke begann, lag der Höhepunct seiner Entwickelung schon weit zurück. Aber aus jener Blüthezeit hatten sich zahlreich literarische Denkmäler erhalten, die noch immer der Cultur im Volke zur Stütze dienten und ihm eine hervorragende Stellung unter den umwohnenden Völkern sicherten. „In ganz Südindien wenigstens — sagt Graul — giebt es kein Volk, das ihm an geistiger Bedeutung gleichkäme oder gar den Rang abliefe." Und derselbe fügt hinzu: „wie die Tamulen das geistig bedeutendste Volk in ganz Südindien darstellen, so sind sie auch das dem Evangelio zugänglichste." Dies letztere ist keineswegs so zu verstehen, als hätten sie sich durch besondere sittliche Vorzüge ausgezeichnet; vielmehr trat auch an ihnen die entsittlichende Macht des Heidenthums den Missionaren auf das Abstoßendste entgegen. Wohl aber war von Wichtigkeit, daß bei den Tamulen der Buddaismus durch Jahrhunderte hin bis gegen Ende des Mittelalters die Herrschaft behauptete. Denn wenn dieser auch an sich vermöge seiner skeptischen Tendenzen nichts weniger als dem Evangelio förderlich war, so arbeitete er doch der Mission insoweit in die Hand, als er die Schroffheit des Kastenunterschiedes bis zu einem gewissen Grade ermäßigte und namentlich auch das Ansehen der Brahminen erschütterte.

Kurz überall, in der Bestimmung des Zeitpunctes zum Anfange der Mission, in der Zuweisung der Arbeiter, in der Wahl des Arbeitsfeldes, war die leitende Hand Gottes sichtbar. Und in der That, mit dieser Aussendung der ersten lutherischen Missionare, in welcher unsere Kirche ihre Pflicht zu erfüllen anhob, begann ein Werk, das ihr selbst wieder vielen Segen brachte und dem vielleicht für die Zukunft noch eine größere Bedeutung beschieden ist. Die Mission ist ein wichtiges und wirksames Moment in der Geschichte der lutherischen Kirche geworden.

Fünfter Vortrag.

Nicht zwei Monate waren zwischen dem Entschlusse Ziegenbalgs und Plütschaus, dem Missionsdienste sich zu widmen, und ihrer Abfahrt nach Ostindien verflossen. Ohne alle Vorbereitung für ihren neuen Beruf hatten sie das Schiff bestiegen und auch die Reise, wie lang sie dauerte, brachte ihnen natürlich für diesen Zweck keine Frucht. Wer hätte sie unterweisen sollen? Als sie am 9. Juli 1706 bei Trankebar ans Land stiegen, waren sie in der Kenntnis des Missionswesens nicht geförderter als bei ihrer Abreise. Aber konnten sie sich denn nicht an ihre Vorgänger anschließen und deren Verfahren zum Muster nehmen? Die römischen Missionare hatten ja schon seit fast zwei Jahrhunderten, die reformirten aus Holland seit 60 Jahren in Ostindien gearbeitet und auf beiden Seiten rechnete man die aus dem Heidenthume Bekehrten nach Hunderttausenden. Das schien ihre Arbeit zu empfehlen und ihre Arbeiter als Vorbilder hinzustellen. Und doch, die beiden Ankömmlinge erwiesen sich als ächte evangelische Missionare gerade dadurch, daß sie jenen Vorgängern nicht nachfolgten; ein Haupttheil ihrer Bedeutung bestand darin, daß sie andere und richtigere Wege des Missionirens einschlugen.

An den römischen Missionen hatten schon seit langem die Evangelischen viel Grund zum Tadeln gefunden. Man warf ihnen mit Recht vor, daß sie Papisten aber keine Christen machten. Das Verfahren der meisten Missionare war ein viel zu äußerliches, als daß es wirkliche Bekehrungen hätte zur Folge haben können. Tausende waren getauft und hatten eine Anzahl von Ceremonien gelernt, aber sie waren unwissend in den einfachsten Wahrheiten des Christenthumes. Die Missionare, welche der Mehrzahl nach ihre Sprache nicht verstanden, hatten es versäumt, sie vorher irgend genügend zu unterrichten und kümmerten sich auch nachher um ihre Unterweisung fast gar nicht. Was die bedeutendsten unter den römischen Missionaren von ihrem Verfahren erzählten, machte in Europa mit der Verwerflichkeit desselben bekannt und als die evangelischen Sendboten auf die Missionsplätze kamen, sahen sie mit eignen Augen Vieles, was jenes verwerfende Urtheil bestätigte. Der große Jesuitenmissionar Franz Xavier fand 1543 auf der ostindischen Fischerküste an 20,000 neue Christen, die vor 10 Jahren innerhalb weniger Tage von Franziscanern getauft waren, aber dabei noch in heidnischer Unwissenheit steckten. Er hat uns beschrieben, wie er es anfieng, sie zur christlichen Erkenntnis zu bringen, nachdem er den

Glauben, das Gebet des Herrn, das Ave Maria und die 10 Gebote ins Tamulische übersetzen lassen und selbst auswendig gelernt hatte. „Ich gieng mit einer Glocke in der Hand umher, versammelte alle, die ich traf, Männer und Kinder, und unterrichtete sie in der christlichen Lehre. Die Kinder lernten sie innerhalb eines Monates mit Leichtigkeit auswendig, und wenn sie dieselbe verstanden, so beauftragte ich sie, ihre Väter und Mütter, ihre ganze Familie und selbst ihre Nachbarn darin zu unterweisen. An Sonntagen versammelte ich die Männer und Weiber, die kleinen Knaben und Mädchen in der Kapelle. Alle kamen mit unglaublicher Freude und dem heißesten Verlangen, das Wort Gottes zu hören. Ich begann mit dem Bekenntnis, daß Gott nur Einer an Wesen, dreieinig aber an Person sei. Darauf sagte ich mit lauter Stimme das Gebet des Herrn, den englischen Gruß und den apostolischen Glauben. Alle sprachen mir nach und man kann sich kaum vorstellen, was für ein Vergnügen ihnen das machte. Nun wiederholte ich den Glauben deutlich und frug, indem ich bei jedem einzelnen Artikel stehen blieb, ob sie auch wirklich daran glaubten. Sie betheuerten mir mit lautem Geschrei und über die Brust gelegten Händen, daß sie fest daran glaubten. Mein Brauch ist, sie den Glauben öfter als die übrigen Gebete wiederholen zu lassen und ihnen zu gleicher Zeit zu erklären, daß die, welche fest daran glauben, wahre Christen sind. Vom Glauben gehe ich zu den 10 Geboten über und gebe ihnen zu verstehen, daß das christliche Gesetz in diesen Vorschriften befaßt ist, daß der, welcher sie seiner Pflicht gemäß hält, ein guter Christ und daß ihm das ewige Leben bestimmt ist, daß dagegen der, welcher eines dieser Gebote verletzt, ein schlechter Christ ist und, dafern er seine Sünden nicht bereut, ewiglich verdammt wird. Die neuen Christen sowohl als die Heiden bewundern unsere Gesetze als heilig, vernünftig und in sich zusammenhängend. Nun pflege ich mit ihnen das Gebet des Herrn und den Gruß des Engels zu wiederholen. Noch einmal sprechen wir den Glauben und bei jedem Artikel mischen wir außer dem Vaterunser und dem Ave Maria ein kurzes Gebet dazwischen; dann nachdem ich den ersten Artikel laut gesprochen, fange ich so an und sie sagen mir nach: ‚O Jesu, Du Sohn des lebendigen Gottes, gieb mir Gnade, daß ich diesen ersten Artikel fest glaube; zu diesem Ende bringen wir dieses Gebet dar, dessen Urheber Du selber bist.‘ Sodann fügen wir hinzu: ‚Heilige Maria, Mutter unsers Herrn Jesu Christi, erlange es uns von Deinem geliebten Sohne, daß wir diesen ersten Artikel ohne alles Zweifelsgefühl glauben.‘ Dieselbe Methode wird bei allen andern Artikeln beobachtet und in fast gleicher Weise gehen wir auch die 10 Gebote

durch. Nachdem wir zusammen das erste Gebot wiederholt haben, das von der Liebe zu Gott handelt, beten wir: ‚O Jesu Christe, Du Sohn des lebendigen Gottes, verleihe uns Deine Gnade, daß wir Dich über alle Dinge lieben.' Gleich darauf sagen wir das Gebet des Herrn und fügen dann hinzu: ‚Heilige Maria, Mutter Jesu, erlange es für uns von Deinem Sohne, daß wir die Gnade haben mögen, dieses erste Gebot zu halten.' Darnach sagen wir das Ave Maria. Dieselbe Weise beobachten wir in Bezug auf die andern 9 Gebote mit solchen kleinen Abänderungen, wie sie Sache selbst fordert."

So glaubte Xavier dem Mangel, den er vorfand, abgeholfen zu haben und nun zum Jubel über die Massenbekehrungen vollkommen berechtigt zu sein. „Wie groß — rief er aus — die Zahl derer ist, die in die Hürden Christi gesammelt werden, zeigt sich darin, daß ich in Folge der Anstrengung vom Taufen meiner Hände nicht mehr mächtig bin. Denn ich habe ein ganzes Dorf an einem Tage getauft und durch die oftmalige Wiederholung des Glaubens die Stimme und alle Kraft verloren." — Die weitere Entwicklung der römischen Mission ward, trotz der bedeutenden Männer, die hinausgesandt wurden und die zum Theil Sprache und Leben des Tamulenvolkes mit großem Erfolge studirten, eine noch verwerflichere. Die Missionare, besonders die jesuitischen, ließen sich eine lügenhafte Anbequemung an Sitten und Gebräuche des Heidenthumes zu Schulden kommen, die zuletzt selbst den Pabst zum Einschreiten nöthigte. Und auch was die ersten lutherischen Missionare mit eignen Augen sahen, war nicht geeignet, sie zu den römischen in die Schule zu führen. Es mußte ihnen auffallen, daß diese wieder meistens die Landessprache nicht kannten, sondern sich zum Unterrichte, soweit sie solchen für nöthig hielten, der höchst unwissenden eingebornen Katecheten bedieneten, daß sie die Predigt fast ganz verabsäumten, daß sie dem Schulwesen so wenig Sorgfalt zuwandten. Von den Massenbekehrungen konnte Ziegenbalg bald ein selbsterlebtes Beispiel erzählen. „In der im vorigen Jahre gewesenen theuern Zeit, schrieb er 1710, konnten sich vor der Hungersnoth viele Malabaren nicht erhalten, daher eine große Menge wegstarben und andere mußten sich als Leibeigene verkaufen. Weil nun die portugiesische papistische Gemeinde hier sehr volkreich ist, so hatten ihrer sehr viele solche Heiden für 20, und aufs Höchste für 40 Fano (kleine Silbermünze) zu ihren Sclaven gekauft. Als nun davon eine Menge von 40 Personen angewachsen ist, hat der Pater Vicarius ohne vorhergegangene Unterrichtung im Christenthum alle diese Sclaven dazu ernennet, daß er sie zusammen auf einen Tag taufen wollte. Nachdem solcher

Tag gekommen, sind diese Täuflinge in einer Procession mit malabarischen Trommeln und Pfeiffen, welche die Heiden hier bei ihrem Götzendienst gebrauchen, sowohl wenn sie in ihren Pagoden sind als wenn sie die Götzen auch öffentlich herumführen, in die Kirche geführt und dabei auch einige Fahnen getragen worden. Bei dem Taufactus ist kein Täufling gefragt worden wegen seines Christenthums, sondern man hat sie alle nacheinander ohne vorhergegangenes Examen getauft. Als nun diese mit Trommeln und Pfeiffen wieder aus der Kirche geführt worden sind, hat der Pater viele Kas, deren 20 auf einen Fano gehen, unter das Volk werfen lassen."

Die römische Mission zeigte in den meisten Stücken, wie wahrhaft christliche Missionare ihr Werk nicht anzufangen hätten, und auch von dem, was die Holländer als ihre Missionsarbeit bezeichneten, war bisher nichts Sonderliches zu rühmen, ohne daß darum die Versäumnisse der Holländer irgend der reformirten Kirche hätten zugerechnet werden dürfen. Sie hatten einzelne tüchtige Missionare hinausgesandt, aber die Mehrzahl der Sendboten war ihrem Berufe nicht gewachsen. Einige ganz zweckmäßige Einrichtungen waren getroffen, aber der Erfolg ward durch andere große Misgriffe vereitelt. Was etwa durch die Anstrengungen der Kirche hätte erreicht werden können, ward durch das rohe Verfahren der Kolonialregierung unmöglich gemacht. Als einen besonders schweren Misgriff mußten es die lutherischen Missionare erkennen, daß man in den holländischen Kolonien, wie sie schon auf dem Cap sahen, für die Zwecke der Evangelisation die Bevölkerung zwang, die holländische Sprache zu lernen; selbst die hinausgesandten Geistlichen machten diesen Misbrauch mit und billigten ihn dadurch. Von den 97 niederländischen Missionaren, die von 1642—1725 in Südindien wirkten, hatten nur 8 die Landessprachen, 4 das Tamulische und 4 das Cingalesische gelernt!

Als am Ende des Jahrhunderts die niederländische Missionsgesellschaft entstand, schrieb diese an die Vorsteher der Francke'schen Stiftungen unter Anderem: „Francke's Andenken ist auch uns heilig. Wir verehren den großen Mann und seine würdigen Nachfolger, indem wir das große und edle Werk bewundern, welches sie angefangen und bisher so schön fortgesetzt haben, und wir erkennen gern, daß Alles, was während dieses Jahrhunderts in der protestantischen Kirche in Absicht auf die Fortpflanzung des Christenthums unter den Heiden ausgerichtet worden ist, als eine Folge ihres eifrigen Bestrebens und eine Frucht ihres großen Beispiels anzusehen ist. Wir Niederländer müssen mit Scham bekennen, daß

in dieser wichtigen Sache bisher nur wenig durch uns geleistet worden ist, indem wir des ermunternden Beispiels anderer Völker unerachtet zu einer Zeit, wo wir mehr Kräfte und Gelegenheit dazu hatten als jetzt, fast gar stille saßen und träge waren. Wir überließen Anderen unsere Arbeit und wurden durch die geringsten Widerwärtigkeiten immer aufs Neue abgeschreckt." — Nachdem dann von der Gründung der Gesellschaft berichtet ist, heißt es weiter: „Und ob wir gleich jetzt unsere Errichtung und diesen Anfang unmittelbar unsern Brüdern in England zu danken haben, so fühlen wir doch, daß auch deren Unternehmungen so wie die des übrigen protestantischen Europas ihre Entstehung hauptsächlich Ihrem Missionswerke und dem, was in Deutschland darauf erfolgte, verdanken."

Also auch bei dem, was in der holländischen Mission getrieben war, durften die lutherischen Sendboten nicht verbleiben; es mußten neue Wege eingeschlagen werden und sie selbst hatten diese zu suchen. Sie wußten, wohin sie sich um Hülfe zu wenden hätten. „Weil wir sahen — schreiben sie — daß es hierin allein auf die Erbarmung, Gnade und Macht Gottes ankommen müsse, so stellten wir unter einander eine tägliche Betstunde an, darin wir Gott unser Vorhaben ernstlich vortrugen. Und müssen wir bekennen, daß das Gebet das allerkräftigste Mittel gewesen, unser so hohes und wichtiges Amt mit Freudigkeit und im Segen anzufangen, auch keine Mühe noch Gefahr zu scheuen. Denn da wir keine solche Männer zur Hand hatten, die wir hätten um Rath fragen können, auf was Art und Weise dieses oder jenes anzufangen sei, so sind wir stets zu unserm lieben Vater im Himmel gegangen und haben ihm Alles in unserm Gebet vorgetragen, sind auch von ihm erhöret und mit Rath und That begnadigt worden." Sie faßten klar und richtig das Ziel ihrer Arbeit ins Auge und wurden dadurch zur Erkenntnis der rechten Mittel geführt. Die Liebe aber, die sie nach Indien getrieben hatte, gab ihnen die Kraft, auch vor den größten Schwierigkeiten, die sich nun zeigten, nicht zurückzuschrecken. Als evangelischen Christen konnte es ihnen nicht darauf ankommen, durch leichtfertige Verwaltung des Gnadenmittels der Taufe nur die Zahl der Getauften zu vermehren; sie wollten dem Herrn Jesu Seelen gewinnen, d. h. die Heiden zum persönlichen, lebendigen Glauben an ihn führen. Dies war aber nicht möglich ohne kräftige und gewandte Handhabung des Wortes. Daraus ergab sich ihnen zuerst, daß es nicht genüge, die Eingeborenen etwa zur Erlernung des Deutschen zu bewegen, sondern daß sie damit anfangen mußten, selbst Lernende zu werden. Sie stellten es als einen so zu sagen selbstverständlichen Grundsatz auf, daß der evangelische Missionar zunächst die Sprache des Volkes, unter wel-

chem er wirken wolle, sich anzueignen habe. Und sie zögerten nicht, dem Folge zu geben. Am 9. Juli waren sie gelandet und schon am 15. begannen sie mit der Erlernung des Portugiesischen. Einen Augenblick nämlich konnte es ihnen scheinen, als ob sie damit ausreichen würden. Diese Sprache war in allen europäischen Kolonien bekannt und ward beim Verkehre der Europäer mit den Eingebornen gebraucht. So erlernten sie denn das reine Portugiesische aus Büchern und das verderbte Indisch-Portugiesische durch Umgang und tägliches Anhören. Aber bald mußten sie erkennen, daß sie damit ihrer Wirksamkeit viel zu enge Grenzen ziehen und sich den Zugang zur eigentlichen Masse des Heidenvolkes versperren würden. Es galt, die wirkliche Landessprache, das Tamulische, zu lernen. Freilich ward ihnen dies als unendlich schwer geschildert und sie wußten auch nicht, woher einen irgend brauchbaren Lehrer nehmen. Aber es mußte geschehen und so faßten sie gläubigen Muthes den Entschluß, die Schwierigkeit zu überwinden und ließen das Loos unter sich entscheiden, wer zu diesem Zwecke auf immer oder wenigstens auf längere Zeit im Lande bleiben sollte; denn es war klar, daß für drei Jahre, welche zu bleiben sie sich verpflichtet hatten, die in Aussicht genommene Arbeit eine unverhältnismäßig große sein würde und daß sie in so kurzer Frist noch nicht die erwünschten Früchte bringen könnte. Das Loos entschied ungünstig, indem es den minder begabten Plütschau traf. Doch ward dies bald wieder gut gemacht, denn der Eifer ließ Ziegenbalg keine Ruhe; auch er entschloß sich, auf die Rückkehr nach drei Jahren zu verzichten. So begann er denn gleichfalls mit der Erlernung des Tamulischen, und sein Sprachtalent wie seine schon früher erprobte nachhaltige Thatkraft ermöglichte ihm staunenswerthe Fortschritte. Sehr bald hatte er den Genossen in der Erlernung dieser schwierigen Sprache überholt.

Schon am 3. September hatten sie angefangen, sich wenigstens mit dem Klange der Landessprache etwas mehr bekannt zu machen. Durch Bezahlung vermochten sie einen alten Schulmeister dazu, in ihrem Hause Schule zu halten. Dadurch wollten sie die Unterrichtsweise der Heiden kennen lernen und die Abneigung der Kinder, in ihrem Hause aus- und einzugehen, überwinden. Besonders aber war es ihnen um Sprachkenntnisse zu thun. Um sie zu gewinnen, scheuten sie sich nicht, selbst unter die Kinder sich zu setzen und mit ihnen erst die Buchstaben, dann ganze Worte in den Sand zu malen. Aber sie kamen damit nicht weit; denn wenn sie auch lesen und schreiben lernten, so erfuhren sie doch, da der Schulmeister kein Portugiesisch verstand, von keinem Worte die Bedeutung. Größere Fortschritte wurden erst möglich, als sie am 12. October einen ge-

wandten Dolmetscher Aleppa in ihre Dienste nehmen konnten. Von da an drang besonders Ziegenbalg mächtig vorwärts. Durch den Dolmetscher kam er in den Besitz eines ziemlichen Wortschatzes und in der Auffindung der tamulischen Grammatik bewährte sich das ihm eigene Sprachtalent; doch ward er bei letzterer Arbeit allerdings auch durch einen kurzen Aufsatz eines älteren portugiesischen Missionars unterstützt, den der Commandant ihm mittheilte. Unermüdlich übte er sich durch Uebersetzen aus einer Sprache in die andere und durch fleißiges Lesen. Drei Jahre hindurch legte er soweit möglich alle deutschen und lateinischen Schriften beiseite und las fast nur tamulische Bücher. Um sich in den Besitz solcher zu setzen, beschäftigte er eine ziemliche Zeit sechs eingeborne Schreiber, die für ihn abschreiben mußten, und weil dies zu kostspielig ward, sandte er Beauftragte Tagereisen weit ins Land hinein, die von Brahmanenwittwen um ein Billiges Bücher für ihn zu kaufen hatten. Schon 1708 konnte er an Francke ein Schriftchen: Bibliotheca malabarica schicken, in welchem er über 150 tamulische Bücher, die er gelesen hatte, Bericht erstattete. Die deutliche und richtige Aussprache lernte er dadurch, daß er täglich von Tamulen sich vorlesen ließ oder selbst las und ihnen auftrug, ihn dabei zu berichtigen. Und um den Klang und Gebrauch der Sprache im täglichen Leben zu erfassen, mischte er sich unter die Heiden und achtete auf ihre Reden unter einander. Dadurch begriff er die Eigenthümlichkeit der Sprache und ward ihrer Herr, so daß er bald selbst sich ihrer bedienen konnte, und zwar mit Geschick und Geschmack. Denn er wollte kein Stümper bleiben, sondern zum Vollbesitze gelangen, weshalb er es auch über sich gewann, solche Bücher, die durch ihren Stil sich ihm empfahlen, wohl hundertmal sich vorlesen zu lassen, so daß er sie fast auswendig wußte.

Aber mit alledem erlangte Ziegenbalg erst eine Kenntnis der Sprache, wie sie im Volke lebte. Ein Anderes war es, sie für die Missionszwecke dienstbar machen, d. h. sie der umbildenden und heiligenden Kraft des heiligen Geistes unterstellen, von dem schon Luther sagte: „eine neue Sprache schafft er und doch sind es die natürlichen Sprachen aller Völker, in denen er redet. Die Laute bleiben, aber die Rede, welche entsteht, ist eine neue, da die Worte einen andern Sinn erhalten.“ Um das Verhältnis des Profantamulischen zum biblischen Sprachgeiste handelte es sich, aber weniger um ein darauf beruhendes christliches Tamulische, das schon bestand, als um eins, das erst werden sollte. Wohl waren hierfür, wie Ziegenbalg mit Dank anerkannte, die tamulischen Schriften einiger älterer römischer Missionare zu benutzen, aber theils hatte er gerade

ihren christlichen Sprachgebrauch noch bedeutend zu reinigen, theils war derselbe noch nicht durchgebildet und umfassend genug. Ziegenbalg sah sich hier auf ein Erforschen angewiesen, welches unmittelbar in Erzeugen und Schaffen übergieng.

Und Sprachkenntnis war nicht das Einzige, was er bei diesen literarischen Studien erstrebte und gewann. Graul schreibt einmal: „Das ist nur die formelle Seite der Sache. Der Missionar hat an der Kenntnis der Literatur des Volks, unter welchem er arbeitet, auch ein materielles Interesse. Dort findet sich der Geist des Volkes krystallisirt; dort lassen sich die herrschenden Gedanken und Neigungen belauschen; dort liegen die Volksirrthümer klar gesponnen an der Sonne, und dort zeigen sich auch am deutlichsten die rothen Fäden der Wahrheit, die selbst das lügenhafteste Heidenthum durchziehen und dem Boten des Evangeliums willkommene Anknüpfungspuncte gewähren. Wie könnte sich ein Missionar alle diese Vortheile entgehen lassen, die das Studium des betreffenden Schriftenthums bietet, zumal wenn ihm etwa die besondere Aufgabe geworden ist, für die Zwecke der Mission in irgend einer Weise auch literarisch zu wirken! — Und noch ein Punct, der von der größten Bedeutung ist. Der Missionar, der sich mit der Literatur des Volkes, welchem er seine Kräfte widmet, vertraut macht, ist nicht blos in den geistigen Bollwerken desselben zu Hause, kennt nicht blos deren schwächste Puncte und weiß, wohin und wie er das Geschütz des göttlichen Wortes zu richten hat; man ist auch im Ganzen viel williger, sich von ihm aufs Korn nehmen und treffen zu lassen, als von Jemandem, der mit den geistigen Erzeugnissen des Volkes unbekannt ist. Unter den eigentlich Gebildeten vollends wird ein irgend wie bedeutendes Wirken anders kaum möglich sein. Nicht als ob es dabei auf eigentliches Disputiren abgesehen wäre. Der Missionar wird dies eher zu meiden als herbeizuführen haben, indem sehr selten etwas Rechtes dabei herauskommt. Das aber wird allemal von Vortheil sein, wenn der Bote des Evangeliums sich mit den Volksirrthümern und mit deren Scheingründen vollkommen vertraut zeigt. Einem so Gewappneten wird man eben das Disputiren am allerliebsten ersparen und Niemand kann ihm zurufen: studire erst unsere heiligen Bücher und komm dann wieder! Man wird ihm das Recht, sich zu einem Lehrer der Unwissenden aufzuwerfen, nicht leicht bestreiten."

Was hiermit Graul als nothwendig verlangt, das ward sogleich auch von Ziegenbalg erkannt; „ich bemühe mich, den Grund ihres Götzendienstes aus ihren eigenen Büchern zu fassen und aus denselben ihre Irrungen zu widerlegen." Und er gab sich der ihm

damit gestellten Aufgabe nicht nur mit solchem Fleiße, sondern auch mit solchem Verständnisse hin, daß er nach einiger Zeit sagen durfte, er habe der Heiden Lehrsätze weit besser inne und könne weit umständlicher von ihrem ganzen Heidenthume discutiren als sie selbst, und daß die Schriften, in welchen er die Ergebnisse dieses Studiums zusammenfaßte, noch jetzt zu den besten Darstellungen tamulischen Volksthumes gerechnet werden. —

Es ist zuletzt fast nur von Ziegenbalg die Rede gewesen. Dies geschah nicht ohne guten Grund. Denn die eigentlich tamulischen Studien wurden vorzugsweise von ihm betrieben; hier war er der Bahnbrecher. Als man daher mehr in die wirkliche Missionsarbeit hineinkam und erkannte, daß es zweckmäßig sei, sie zu theilen, geschah dies am 22. März 1707 so, daß Ziegenbalg vorzugsweise das Malabarische oder Tamulische übernahm, während Plütschau seine Hauptkräfte dem Portugiesischen zuwandte. Die Verschiedenheit der Sprachen war die Ursache, daß sozusagen zwei unterschiedliche Gemeinden neben einander entstanden, eine portugiesische und eine tamulische, deren jede ihren Seelsorger hatte; doch ward diese Unterscheidung nicht eine so scharfe, daß nicht jeder der Missionare sich auch um die andere Abtheilung hätte zu kümmern gehabt. Die Arbeit und Sorge blieb eine gemeinsame; und in der Gemeinschaft wie zum Werke stärkten sie sich, indem sie die schon auf dem Schiffe begonnene Uebung fortsetzten, allabendlich zusammen eine Betstunde zu halten. Sie erfuhren es schnell, wie sehr der stete Verkehr mit Ungläubigen abkältet und geistig abgespannt und wie nothwendig es deshalb ist, Missionare mindestens selbander auszusenden. Die Betstunden waren ihnen vom Anfang an ein wahrer Segensquell und wurden es noch mehr, als sie auf Bitten mehrerer von den zahlreichen Deutschen und mit Genehmigung des Commandanten denselben gestatteten, an ihrer Hausandacht theilzunehmen. „Wir können mit Wahrheit wohl sagen, daß wir uns recht freuen, wenn fünf Uhr herannahet, um daß wir uns ein wenig wieder sammeln und erquicken können, da man sonsten den ganzen Tag über fast mit lauter Sprachen zu thun und oftmals lauter solche Sachen zu verrichten hat, die lauter Zerstreuung des Gemüths mit sich führen. Ueberdies stoßen uns fast täglich allerlei harte Prüfungen zu, welche aber solcher Gestalt sehr können erleichtert werden, wenn man nicht nur allein für sich, sondern auch in Gegenwart vieler andern das Wort Gottes stets betrachtet und sich allezeit mit dem Gebete wappnet."

An Eifer also, rechte evangelische Missionare zu werden, nachdem sie erkannt hatten, was dazu gehöre, ließen Ziegenbalg und

Plütschau es nicht fehlen. Und erstaunlich ist, wie schnell sie dazu kamen, das zu beginnen, was sie als das Hauptstück ihres Berufsthuns ansehen mußten. Denn darüber konnte ihnen ja kein Zweifel sein, daß sie vor allen Dingen lehren und predigen müßten. Am 15. Juli 1706 hatten sie angefangen, portugiesisch zu lernen, und schon am 6. November wagten sie es, täglich zwei Stunden in dieser Sprache zu katechisiren. Die ersten tamulischen Buchstaben hatten sie am 3. September 1706 gelernt und am 22. Januar 1707 ward eine tägliche zweistündige Katechisation eingerichtet. Schon mit dem ersten rückkehrenden Schiffe im September 1706 hatten beide an die heimischen Freunde von dem Vorhaben eine Schule zu errichten, geschrieben und dringend um Geldunterstützung gebeten. „Es ist höchst nöthig, daß wir vor allen Dingen eine Schule aufrichten, darinnen 18—20 Knaben von den Heiden erkaufet, beständig in allen Dingen nothdürftig unterhalten und sowohl in der malabarischen als deutschen Sprache nebst der christlichen Lehre mit allem Fleiß unterrichtet würden. Hierzu gehört aber ein großes Capital." Zu einer förmlichen Schulgründung kam es damals freilich noch nicht, aber die Unterweisung der sich meldenden Katechumenen wurde fleißig fortgesetzt, nachdem man die dazu nöthigen Bücher, besonders Luthers kleinen Katechismus in beide Sprachen übersetzt und mehrfach hatte abschreiben lassen. Und der Erfolg blieb nicht aus. Schon am 5. Mai 1707 hatten sie die Freude, die ersten fünf portugiesisch redenden Katechumenen, Sklaven der europäischen Einwohner, in der dänischen Zionskirche taufen zu können, ohne daß man sie einer Uebereilung hätte zeihen dürfen. Sie nahmen es mit dem Unterricht sehr genau und ließen nur solche zur Taufe zu, von denen sie überzeugt waren, daß sie es ernst meinten, und die wenigstens von den Hauptstücken der christlichen Heilswahrheit eine sichere Erkenntnis hatten. „Diejenigen, so man unter den Katechumenen zur Annehmung der h. Taufe für tüchtig erkennet, werden einen Monat und länger vorher ganz besonders von der Ordnung des Heiles und rechten Art des Christenthums informiret und zur h. Taufe zubereitet. Auch wird ihre Taufe 8 Tage vorher abgekündigt und die Gemeinde ermahnt, für solche Personen Gott herzlich anzurufen."

Damit war der Anfang einer Gemeindebildung gemacht, und dies führte sie weiter. Sie sahen sich genöthigt, mit einem Gedanken Ernst zu machen, den sie schon länger bei sich erwogen hatten. Ihre Wohnung war keine paßende Stätte für den Unterricht der Katechumenen. Daher waren sie schon früher willens gewesen, für diesen Zweck ein eigenes Gebäude zu errichten; aber besondere Hin-

dernisse verzögerten bisher die Ausführung des Vorhabens. Jetzt ward das Bedürfnis um Vieles dringender; die Gemeindesammlung hatte begonnen, die Zahl der Katechumenen mehrte sich und die tamulischen unter ihnen scheuten sich vor der Taufe in der den Europäern gehörenden Kirche. So säumten sie denn nun nicht, Hand ans Werk zu legen, obwohl das eben aus Europa angelangte Schiff weder Briefe noch Geld für sie mitgebracht hatte und viele in der Stadt daraus schließen wollten, daß man in Dänemark der Sache überdrüssig sei und sie gar nicht mehr unterstützen wolle; obwohl es ihnen an dem nöthigsten Baukapital fehlte. Durch alles dies ließen sie sich nicht beirren. Um dem letzteren Mangel abzuhelfen, fügten sie selbst zu dem wenigen gesammelten Gelde die Hälfte ihres auf je 200 Thaler festgesetzten Gehaltes hinzu, und während des Baues erhielten sie noch einige andere kleine Geschenke. Freudigen Glaubens legten sie am 14. Juni 1706 im Namen des dreieinigen Gottes auf dem vom Commandanten ihnen angewiesenen Platze den Grund zu einem kleinen Gotteshause, welches aus Ziegelsteinen aufgeführt werden sollte und am 14. August durften sie das vollendete Gebäude, dem sie den Namen Neu-Jerusalem gaben, im Beisein einer großen Anahl von Christen, Muhammedanern und Heiden zum gottesdienstlichen Gebrauche einweihen. Einige dreißig Heiden hatten täglich daran gearbeitet; dadurch war die schnelle Beendigung des Baues möglich geworden, und die geringen Mittel hatten ausgereicht, weil das Material billig und der Arbeitslohn niedrig war.

So hatte die werdende Gemeinde eine Heimat gewonnen. Das hielt sie zusammen und mehrte die Freudigkeit ihrer Hirten. Und fleißig ward in der neuen Kirche das Wort Gottes getrieben. Die Missionare hatten schon früher angefangen zu predigen, Plütschau portugiesisch, Ziegenbalg tamulisch. Dieser hatte zu Anfang 26 Predigten über den christlichen Glauben seinem tamulischen Schreiber in die Feder dictirt und dann auswendig gelernt. Dies vermehrte seine Sicherheit und Fertigkeit in der Sprache so, daß, als die Arbeiten sich häuften und zum Concipiren keine Zeit mehr war, er es wagen konnte, blos nach sorgfältiger Meditation tamulisch zu predigen. Sonntäglich ward so in der Kirche zweimal und bald dreimal das Wort Gottes verkündigt, morgens von 7 — 9 Uhr tamulisch, von 9—10½ Uhr portugiesisch, und nachmittags von 3—5 wieder tamulisch; es sollten die Evangelien und Episteln erklärt werden. Am Freitag und bald auch noch am Mittwoch ward der lutherische Katechismus durchgenommen und zu alledem kam für die ersten Jahre noch eine deutsche Mittwochspredigt in der Zionskirche, zu welcher die Missionare sich durch den Wunsch der Deutschen unter

Einwilligung des Commandanten und der dänischen Prediger hatte bestimmen laßen.

Der Same des lautern Evangeliums war noch nie so reichlich unter die ostindischen Heiden in ihrer Sprache ausgestreut worden; und bald zeigten sich auch die ersten Früchte dieser Sämannsarbeit. Am 15. September 1707 wurden in der neuen Kirche die ersten tamulisch redenden Heiden getauft und empfiengen das h. Abendmahl, einen Monat später folgte die erste Trauung und am Schluße des Jahres sahen die Missionare eine Gemeinde von 35 Bekehrten um sich versammelt. So hatte Gott ihre Treue gesegnet.

Und zusehends wuchs das Werk und damit ihre Arbeit. Denn die Neubekehrten erforderten noch sorgfältige Pflege; die Menge der Katechumenen nahm zu und auch die Zahl der Kinder, die zu beiden gehörte, war schon eine beträchtliche. So mußten die Missionare sich denn jetzt, am Ende des zweiten Jahres, entschließen, Schulen zu errichten. Sie begannen im November 1707 mit einer portugiesischen und einer dänischen Schule da sie auch um die letztere von den Eltern der dänischen Kinder dringend gebeten waren. Eine tamulische Schule folgte bald nach, als man unter den Getauften einen paßenden Lehrer fand. Damit war ihnen ein Arbeitsfeld eröffnet, auf welches sie mit großen Hoffnungen schauten und dem sie darum sonderliche Sorgfalt zuwandten. „Die Erfahrung hat uns gelehrt — schreibt Ziegenbalg — daß wenn man gute Christen haben wolle, man fleißig mit dem Worte Gottes an der Jugend arbeiten müße. Denn obgleich die Alten, unter welchen gar selten Einer lesen und schreiben kann, oftmals einen guten Vorsatz haben, auch einen feinen Anfang zum Christenthum machen, so hält es doch sehr schwer, daß sie ohne lesen und nachforschen göttlichen Wortes durch blos mündliches Informiren zu einem reichen Maß lebendiger Erkenntnis der göttlichen Wahrheiten gebracht werden können. Und wenn man auch ihre äußerlichen Umstände betrachtet und mit was für Mühe sie täglich ihre Nahrung suchen müssen, so kann man sie nicht wohl zu einer täglichen Besuchung der öffentlichen und besondern Handlungen göttlichen Wortes anhalten, sondern man ist gerne zufrieden, daß sie bei ihrem Gesuch des leiblichen Unterhalts wöchentlich nur einigemal sich einfinden, welche Versäumnis man aber bei aller Gelegenheit durch Privatunterredung oder durch Katecheten zu ersetzen gesucht. Jedoch werden diejenigen, so bei diesem Werk in unsern Diensten stehen, dazu angehalten, daß sie keine Kirche oder Privatkatechisationen versäumen. Daher sie auch im Wachsthum des Guten andere übertreffen. Was aber die Schuljugend anlanget, so kann man sie nach seiner Hand ziehen und bei solchen zarten Gemüthern einen tiefen Grund mit der Lehre

Christi zum Guten legen; wie uns denn solcher Pflanzgarten gute Hoffnung machet, daß wir aus selbigem nicht allein gute Christen, sondern auch gute Lehrer, Katecheten und solche Leute werden bekommen, die inskünftige als gesegnete Werkzeuge zur Beförderung solches Werkes werden gebraucht werden können."

Aus den Kindern wollten sie sich einen tüchtigen Gemeindekern und Mithelfer heranziehen; darum scheuten sie für die Arbeit an ihnen weder Kosten noch Mühe. An Kosten fehlte es nicht; denn die Kinder wurden zwar nicht, wie anfänglich in einem Briefe angedeutet war, gekauft, aber sie mußten doch meistens von den Missionaren unterhalten werden und 1709, als die Schulen wuchsen, ward der Ankauf und Ausbau eines größern Hauses nöthig, in welches man dann auch die Wohnung der Missionare verlegte. Kosten und Mühe verursachten die Unterrichtsmittel, denn als solche waren Bücher nöthig, die aber erst übersetzt und dann vervielfältigt werden mußten. So übertrugen sie denn die nöthigsten Schriften, darunter auch einige evangelische Kirchenlieder, ins Portugiesische und Tamulische und ließen dies vielfach abschreiben. Bald aber regte sich in Ziegenbalg der Wunsch, noch Größeres zu thun. Er dachte daran, wenigstens das neue Testament seiner tamulischen Gemeinde in ihrer Sprache zu geben. Die Schwierigkeit des Unternehmens erkannte er und verhehlte sie sich nicht. Er sah, daß er bei diesem Werke ganz auf sich allein angewiesen sein würde, da keiner der ihm bekannten Christen oder Tamulen richtig und fließend übersetzen könne. Darum beschloß er zu warten, bis er selbst der Sprache ganz mächtig sei und dies durch Abfassen einiger tamulischer Schriften bewiesen habe. Dann aber griff er die Arbeit muthig an. Am 17. Oct. 1708 begann er, indem er vom Grundtexte ausgieng und dessen richtiges Verständnis durch Befragung mehrerer anderer Uebersetzungen und einiger Commentare sich zu sichern suchte, und am 31. März 1711 hatte er das ganze neue Testament in tamulischer Sprache fertig vor sich liegen. Nun war die Freude bei den Missionaren groß, groß auch bei den Missionsfreunden in Europa. Aber gleich zeigte sich eine neue Verlegenheit. Die Uebersetzung half wenig, wenn man sie nicht billig vervielfältigen konnte. Ziegenbalg hatte nun schon früher, um nicht auf das Abschreiben so viel Geld verwenden zu müssen, um eine Druckerei gebeten. Diesem Wunsche gab, was er jetzt gethan, Nachdruck und sicherte ihm eine baldige Erfüllung. Aus England kam eine portugiesische Druckerei als Geschenk und die deutschen Missionsfreunde sandten Beiträge nach Halle, um dort nach dem Muster der aus Indien geschickten Schrift tamulische Lettern gießen zu lassen. Schon 1712

konnte diese Druckerei nebst einer beträchtlichen Menge Papier den Missionaren übersandt werden, die derweilen auch unter den Soldaten der Compagnie einen Drucker gefunden hatten, der bereit war, in den Missionsdienst zu treten. Und nun machte man sich mit Rüstigkeit auch an diesen Theil der Arbeit. In beiden Sprachen ward gedruckt. In der tamulischen erschien 1713 Ziegenbalgs Schrift: vom verdammlichen Heidenthum und Luthers kleiner Katechismus. Am 25. September des nächsten Jahres war der erste Theil des neuen Testamentes fertig gedruckt, d. h. die Evangelien und die Apostelgeschichte, deren Uebersetzung Ziegenbalg noch einmal sorgfältig durchgesehen hatte.

Dieser Anfang des Bücherdruckens und das Erscheinen des neuen Testamentes war für das Missionswerk ein Fortschritt von höchster Bedeutung. Jetzt kam es erst zur rechten Befestigung des schon Gewonnenen. Man konnte für den Unterricht und die Bibelstunden den Kindern und den des Lesens Kundigen den Text in die Hand geben und dadurch die Erklärung unterstützen und das Verständnis erleichtern. Man konnte 1715 ein tamulisches Gesangbuch, welches 48 Lieder enthielt, drucken, und machte damit den sangeslustigen Tamulen ein ebenso nützliches wie erwünschtes Geschenk. Nun sangen sie sich erst recht in die evangelische Wahrheit hinein. Und nicht blos für die Befestigung der Gemeinde erwies sich die Druckerei ungemein werthvoll, sondern reichlich ebensosehr für die Ausbreitung. Das erste tamulische Buch, welches gedruckt ward, war Ziegenbalgs Schrift „Vom verdammlichen Heidenthum" gewesen, ein für die Heiden bestimmtes, welches ihnen über sich selbst und ihre Religion die Augen öffnen und sie dadurch für das Christenthum vorbereiten sollte. Solches Verbreiten christlicher Gedanken in der tamulischen Heidenwelt war jetzt erst möglich, während ihm früher die Kostspieligkeit des Abschreibens sehr im Wege stand. Und doch hielten die Missionare es mit Recht für sehr wichtig und mußten es zu befördern wünschen.

Natürlich hatten sie von Anfang an gesucht, möglichst viel mit Heiden in Berührung zu kommen. Sie machten kurze Wanderungen in die Ortschaften außerhalb der Stadt, zuweilen auch über die Grenzen des Compagniegebietes hinaus und luden dann die Heiden, mit welchen sie in Verkehr getreten waren, zu weiteren Gesprächen zu sich ein. Sie begaben sich dann und wann mit ihren Schülern an Plätze des öffentlichen Verkehres und katechisirten sie dort, um so die Aufmerksamkeit der älteren Heiden zu erregen und ihnen Gelegenheit zum Hören zu geben. Als sie erst in ihrem Kirchlein predigen durften, standen allsonntäglich an den Fenstern

und in der Thür Heiden, die sich scheuten hereinzutreten, aber doch hören wollten, und auf die sie darum Rücksicht nahmen. Aber alles dies genügte ihnen, genügte insonderheit Ziegenbalg nicht. Um mehr zu wirken, versuchte er im September 1709, ob er sicher in das Reich des Königs von Tandschur würde reisen und dort das Evangelium von Christo verkündigen können. Er legte seine europäischen Gewänder ab und kleidete sich ganz nach der Landessitte. Nach einem starken Marsche von morgens 6 Uhr bis nachmittags 1 Uhr kehrte er mit seinen ermüdeten tamulischen Begleitern in einem Städtchen ein, in dessen Ruhehaus er eine ziemliche Versammlung von angesehenen Heiden traf. Er sah, daß sie schon von ihm gehört hatten als dem jungen Priester in Trankebar, der malabarisch predige, und fand auch einige, die ihn bereits gesehen hatten und unter seinen Zuhörern gewesen waren. Sie wunderten sich sehr, daß er es wage, soweit ins Land zu kommen und als sie gar vernahmen, daß er noch weiter vordringen wolle, baten sie ihn auf das Entschiedenste, hiervon abzustehen, denn er würde nichts erreichen, sondern sich nur ins Verderben bringen. Er weigerte sich dessen, aber was sie dann zur Begründung ihrer Bitte vorbrachten, war so einleuchtend und schlagend, daß Ziegenbalg es anerkennen und ihnen nachgeben mußte. Nach kurzer Rast machte er sich auf den Rückweg und kam noch spät abends zum großen Erstaunen seiner Amtsgenossen wieder in Trankebar an. Der Versuch nach dieser Seite hin war also mislungen; dagegen gelang es besser an der Küste auf und abwärts. Noch in demselben Monate begab er sich mit Gründler, einem neuen Collegen, nach dem nur etwa vier Meilen gegen Süden gelegenen holländischen Orte Negapatam und sie hatten sowohl unterwegs wie in dieser Stadt viele Gelegenheit, mit den Heiden zu reden. Zu Anfang des nächsten Jahres reiste Ziegenbalg nordwärts nach der englischen Colonie Madras und in dem Berichte über diese Reise heißt es: „am neuen Jahre (d. h. zu Neujahr) habe ich an die heidnischen Malabaren einen längeren Brief gemacht und darin ihnen alle Mittel zu ihrer Bekehrung vorgestellt. Diesen habe ich vielmal abschreiben lassen und ihn unterwegs unter die Heiden ausgetheilt. Auch habe ich den Evangelisten Matthäum und die Abhandlung der christlichen Lehre oder die Theologie unterschiedliche Male den Brahmanen gegeben. Es ist fast keine Stunde vorbeigegangen, da ich nicht unterwegs mit den Heiden zu reden Gelegenheit gehabt. Wir sind durch große Städte gereist und haben oftmals selbst bei Brahmanen im Hause logirt, bei Tag und bei Nacht, die uns alle Liebe erwiesen und der Verkündigung göttlichen Worts in den meisten Puncten Glauben

beigemessen. Deren Namen habe ich aufgeschrieben und bin willens, hinfort Briefe mit ihnen zu wechseln." Die Reise brachte eine gewisse Bewegung unter der tamulischen Bevölkerung hervor. Um sie im Gange zu erhalten und zu steigern, knüpfte Ziegenbalg, wie er auch schon früher gethan hatte, mit hervorragenden heidnischen Gelehrten einen Briefwechsel an, und für noch zuträglicher hielt er die Vertheilung von Schriften, deren er manche eigens zu diesem Zwecke verfaßt hatte. Das konnte nun freilich, so lange sie abgeschrieben werden mußten, nur in beschränkterem Maße geschehen; aber als erst die Druckerpresse anfieng zu arbeiten, nahm die Schriftenverbreitung sehr zu und die Missionare gewannen Einfluß auch auf solche Gegenden, welche zu betreten ihren Füßen noch versagt war.

Wie war doch das Werk der lutherischen Mission schon in den ersten sieben Jahren unter dem Segen Gottes und durch die treue Arbeit der Missionare in die Tiefe und in die Weite gewachsen! Der eine der ersten Boten, Plütschau, kehrte zwar in die Heimat zurück; aber Ziegenbalg war längst entschlossen, sein ganzes Leben der Heidenbekehrung zu widmen. Und schon waren zwei neue Boten in die Arbeit eingetreten, ein Zeichen wenigstens davon, daß es in der Heimat noch solche gab, die einem Missionsrufe zugänglich waren. Als Ziegenbalg im Herbst 1712 dem zurückkehrenden Schiffe einen ausführlichen Bericht über den bisherigen Verlauf der Mission mitgab, zeigte er auch den damaligen Bestand der Gemeinden an. Darnach waren in der tamulischen Gemeinde 117 Getaufte und 15 Katechumenen, in der portugiesischen 35 Getaufte und 4 Katechumenen. In der portugiesischen Schule wurden 17 Kinder unterrichtet, 39 in den beiden tamulischen und 14 in der dänischen. Das waren allerdings keine solchen Massen wie die, deren die römische Kirche sich rühmte, aber die Missionare durften bei diesen wenigen nun auch hoffen, sie wirklich ihrem Heilande gewonnen zu haben. Sie durften sich sagen, daß die Gemeinde der Getauften bei aller Schwäche in Wandel und Erkenntnis doch den Vergleich mit vielen Gemeinden in der Heimat nicht zu scheuen brauche. Ferner zählte Ziegenbalg in jenem Berichte 38 tamulische Schriften auf, die zum Besten der Mission geschrieben oder übersetzt waren und nun des Druckes harrten, darunter das neue Testament; ebenso fünf Bücher in derselben Sprache, die er vom papistischen Sauerteige gereinigt und für die Evangelischen brauchbar gemacht hatte, und 17 portugiesische Bücher, welche die Missionare entweder selbst übersetzt oder geschrieben oder von andern Orten her bekommen hatten. Das waren wohl Erfolge, die zum Lobe und Danke gegen Gott aufforderten.

Als die beiden ersten Boten hinauszogen, Zeugenfreudigkeit und Kampfesmuth im Herzen, da giengen ihre Gedanken und Hoffnungen vielleicht noch höher. Aber bald bemerkten sie, daß das Reich der Finsternis in der Heidenwelt ein sehr fest gegründetes sei und nicht dem ersten Anlaufe weiche. Sie lernten sich bescheiden und sich gedulden. „Bei dieser jetzigen Bekehrung — schrieb der ihnen folgende Gründler 1709 — erkennt man freilich noch nicht, daß es diejenige Segenszeit sei, in welcher der wahrhaftige Gott die Fülle der Heiden sammeln und in seine Gemeinschaft eingehen lassen will; daß aber Gott diese unsre arme und unwürdige Arbeit zu einem kleinen Vorspiel auf jene Segenszeit brauchet, und sich einen kleinen Anfang und Vorbereitung macht, das ist sonder Zweifel die Wahrheit. Wir unwürdigste sind durch die Gnade geringe Vorboten Gottes, bis der Herr die völlige Eröffnung seines Gnadenreichs den Heiden wird kund machen. Die Zeugnisse und Spuren des lebendigen Gottes, die bei diesem Werk vorgegangen sind, zeugen gar zu offenbar, daß seine Hand es angefangen und bis hierher erhalten und fortgeführt habe." —

Gewiß, solcher Zeugnisse und Spuren bot die Anfangsgeschichte der lutherischen Mission nicht wenige, das mußte den Muth und die Freudigkeit der Arbeiter immer wieder heben und ihnen über die vielen Schwierigkeiten hinweghelfen. Bei so manchen Drangsalen der Gegenwart durften sie im Vertrauen auf Gott hoffnungsvoll den Blick auf eine bessere Zukunft richten. „Wir hoffen, schrieb Ziegenbalg 1713, daß nunmehr die schweren Lehrjahre bald überstanden und in Kurzem die schweren Hindernisse dieses Werkes durch die Hülfe Gottes und seines Gesalbten werden aus dem Wege geräumt werden, daß wir getrost lehren und das Werk erst recht mit erwünschter Frucht und Nutzen anfangen können."

Sechster Vortrag.

Der Missionsliteratur hat sich leider manche Zeit hindurch eine noch nicht überall geschwundene Schönfärberei bemächtigt. Es war menschlich, daß die Missionare sich sehnten, bald etwas von den Erfolgen ihrer aufopferungsvollen Arbeit berichten zu können; es war begreiflich, daß die Missionsfreude mit Begierde günstigen Berichten entgegensahen; und durch beides kam es dann zu Darstellungen und Auffassungen, welche nicht immer der Wirklichkeit entsprachen und die nüchterne Wahrhaftigkeit verletzten. Besonders gewöhnte man sich in der heimischen Christenheit an zu hohe Erwartungen von den

neubekehrten Christen und neugegründeten Gemeinden und umkleidete die Missionare zu schnell mit einem gewissen Heiligenscheine. Man bedachte nicht genug, wieviel dazu gehört, auch in den einzelnen Seelen die Macht des Heidenthums zu brechen und bei den jungen, der Verführung noch so vielfach ausgesetzten Gemeinden christliche Sitte zu einer wirklichen Lebensmacht zu erheben. Man vergaß zu oft und zu schnell, daß auch die Missionare Menschen sind, in denen das Fleisch doch immer noch lebt und die gerade durch ihre Arbeit fern von der tragenden und stärkenden Gemeinschaft der heimatlichen Kirche gar mancher Versuchung, ja Gefahr für ihr inneres Leben blosgestellt werden.

Auch die Mission der lutherischen Kirche war von diesem Fehler anfänglich nicht frei; erst allmählich trat die rechte Nüchternheit ein, daß man die Dinge nahm und gab, wie sie waren. Wenn man die weitläufigen Berichte der Missionare aus der ersten Zeit, wie sie von Halle aus veröffentlicht wurden, durchliest, so bekommt man den Eindruck, als ob das Werk in stetem, fröhlichem Fortgange begriffen gewesen sei. Wohl werden Hindernisse erwähnt, aber als solche sind dann die Hartnäckigkeit der Heiden und der ärgerliche Wandel der Christen bezeichnet; dagegen die besonderen Schwierigkeiten eben dieser Mission werden nicht zur Sprache gebracht, wenigstens lange Zeit hindurch nur ganz leise, leise angedeutet. Volles Licht ist über diese erst durch die neuesten Veröffentlichungen Germanns aus den Missionsarchiven verbreitet, weshalb denn auch die früheren Bearbeitungen unserer Missionsgeschichte, welche meistens auf den gedruckten Quellen allein beruhen, zum guten Theile veraltet sind. — An dieser Verschweigung der Wahrheit trugen nun freilich jene ersten Missionare im Ganzen keine Schuld, sondern sie fiel ihren Freunden und Gönnern in der Heimat zur Last. Ihre Briefe wurden nicht so veröffentlicht, wie sie aus Indien kamen, sondern in Halle beschnitten und so zugerichtet, wie man glaubte, daß sie ohne Anstoß und Gefahr für die Sache von den heimischen Christen gelesen werden könnten. Aber an den Hindernissen und Widerwärtigkeiten selbst, welche die Mission in Trankebar trafen, waren die Missionare nicht so ganz schuldlos. Die wirklichen Erfolge, an denen wir uns schon erfreuen durften, waren eine gottgesegnete Frucht ihrer treuen und unermüdlichen Arbeit; aber während der Geist Gottes sich an ihnen und durch sie stark bewies, ruhte andererseits auch ihr Fleisch nicht ganz. Der natürliche Mensch in ihnen trat ihnen manches Mal in den Weg und störte sie in ihrem Werke. Und wie sie nicht ohne Verfehlung arbeiteten, so zeigten sich auch, wie bereits angedeutet, bei

den Missionsfreunden der Heimat und ihrer Mitarbeit gar manche Schwächen und Schattenseiten. Die Widerwärtigkeiten, mit welchen die Kirche ringen mußte, als sie sich aufgemacht hatte, um das Reich der Finsternis in Indien zu bekämpfen, kamen ihr nicht blos von außen und von den Feinden her, sondern auch aus der Sünde in ihr selbst.

Um das Bild der Gründung der lutherischen Mission durch Eintragung der Schatten und dunkleren Züge zu vervollständigen und wahr zu machen, müssen wir bis zu den ersten Tagen zurückgehen, welche Ziegenbalg und Plütschau in Ostindien verlebten. Das Gerücht ihrer Ankunft war ihnen schon vorausgeeilt, aber nicht, um ihnen einen freundlichen Empfang zu bereiten. Vielmehr waren ihre ersten Erlebnisse auf indischem Boden nichts weniger als tröstlich. Der Capitän ihres Schiffes, den sie sich durch eine verdiente Rüge verfeindet hatten, suchte sie bei der Landung möglichst zu belästigen, und als sie das Land betraten, begegnete ihnen die europäische Bevölkerung zuerst mit Mistrauen, ja Abneigung. Keiner wollte sie aufnehmen, nur mit Mühe fanden sie am späten Abende ein Unterkommen. Und als sie dann mit den rückkehrenden Schiffen die ersten Briefe nach Hause schickten, hatten sie schon hinreichend erkannt, daß gerade diese europäische Bevölkerung eines der schwersten Hindernisse für die Mission sein werde. So berichtete Plütschau, so schrieb Ziegenbalg. „An unserer Seite ist das Schlimmste, daß die Christen mit einem ärgerlichen Leben wandeln. Daher auch die Heiden mehrmals kommen sind und haben gesagt: sollen wir uns zu der Religion begeben, darinnen ja mehr Sünden ausgeübt werden, als bei uns? Ja wir denken nicht anders als ob die Christen in ihren Kirchen zu solchen Lastern angeführt würden; denn sobald die Kirchen aus sind, sehen wir sie hingehen zum Saufen, Spielen, Tanzen und andern bösen Dingen.“ Mehrere Male erklärte er: „wir haben oftmals gewünscht, daß wir an einem solchen Ort unter diesen Heiden uns aufhalten und das Evangelium verkündigen könnten, allwo niemals Christen gewesen und wohin niemals das Gerücht vom ärgerlichen Leben der Christen gekommen wäre, in Hoffnung, daß an einem solchen Ort die Verkündigung des Evangelii bessere Frucht schaffen sollte, als an denjenigen Oertern, allwo die Christen mit ihrem bösen Leben Alles schon verdorben und den Namen Christi verlästert gemacht haben.“ Er wünschte, man möge in der Heimat dafür sorgen, daß ferner nicht „die Hefe des Volkes“ hinausgesandt würde. Und in der That, zur Hefe gehörte, sittlich beurtheilt, die Mehrzahl derer, welche damals in den Kolonieen Europa vertraten. Bei denen in Ostindien

war es ein ganz geläufiges Sprüchwort, daß sie ihr Christenthum am Cap gelassen hätten; sie lebten draußen in der heidnischen Umgebung, auch von allen Fesseln des heimischen Anstandes befreit, wo möglich noch ärger als die Heiden. Daß sie die Missionare nicht mit freundlichen Blicken ansahen, begreift sich. Sie hätten billig Vorposten der christlichen Kirche in deren pflichtmäßigem Kampfe gegen die Gewalt der Finsternis sein sollen; in Wirklichkeit waren sie mit dem Christennamen gedeckte Vorposten des Teufels gegen die Streiter Christi.

Natürlich mußten die Missionare schon um ihres besondern Werkes willen darauf bedacht sein, das Hindernis zu beseitigen, indem sie die europäischen Bewohner der Kolonie auf bessere Wege führten, und als „Hallische" konnten sie keinen Augenblick daran zweifeln, daß es ihr Beruf sei, hier die Buß- und Erweckungsprediger zu machen. Zwar drängten sie sich nicht auf, sondern ließen diejenigen, welche noch Heilsbedürfnis in sich verspürten, an sich herankommen, und gaben im December 1707 das Versprechen einer wöchentlichen deutschen Predigt am Mittwoch Morgen in der Zionskirche erst dann, als der Commandant es dringend gewünscht und ihnen die Genehmigung der beiden dänischen Pastoren erwirkt hatte. Aber diese empfanden es doch übel als einen thatsächlichen Vorwurf gegen sich selbst und als ein Eindringen in ihr Gebiet. Sie hatten gleich zu Anfang die Missionare nicht als aufrichtige Freunde begrüßt und aus der anfänglichen Kälte ward immermehr volle Gegnerschaft. Als im Herbste 1709 der Commandant eine Anklageschrift gegen Ziegenbalg und Plütschau nach Kopenhagen abschickte, hatten offenbar sie ihm bei manchen Stellen die Feder geführt. Wieweit sie geradezu Anlaß gaben zu Klagen über ihr Leben, wissen wir nicht; aber soviel ist sicher, daß die beiden Missionare sich ganz als hallische Pietisten gegen sie stellten und sie es fühlen ließen, daß sie sie als Unwiedergeborene betrachteten. „Unser Leben und Wandel — heißt es — ist ihnen ganz unerträglich, weil sie denken, sie müßten um ihrer Gemeinde wegen gleichfalls in dergleichen Fußtapfen treten." Der große Streit, welcher damals die lutherische Kirche in Europa zerriß, wiederholte sich im Kleinen an diesem fernen Puncte und störte die Arbeit der Kirche. Denn natürlich, die dänischen Pastoren vertraten nun die Orthodoxie und brachten gegen die Ankömmlinge einen guten Theil der Vorwürfe vor, mit denen man anderswo die Pietisten zu belasten pflegte, vorzüglich den der Irrlehre und Sectirerei. Ebenso machte sich auch hier wohl der Gegensatz von deutsch und dänisch geltend; wenigstens wurden die Missionare von ihren Gegnern mehrfach in üb-

lem Zusammenhange als die „deutschen Priester" bezeichnet, und Plütschau berichtete hiewieder als Aussage eines tamulischen Heiden: „der Portugiesen und der Dänen Glaube ist gar nicht gut, aber der Deutschen ihr Glaube der wäre wohl sehr gut, wenn er nur nicht bei den Andern so verfolgt würde."

Endlich ist daran zu erinnern, daß man es versäumt hatte, den beiden Heidenboten ein klares und festbestimmtes Verhältnis zu den Ortsgeistlichen anzuweisen. In diesem Versäumnis allein wäre schon ein fruchtbarer Keim zu Mishelligkeiten gegeben gewesen, und alles vereint wirkte darauf hin, daß bald Streitigkeiten ausbrachen und es dann auf lange hinaus zu keinem gedeihlichen Zusammenwirken kam. Die Diener derselben Kirche im gleichen Amte befehdeten und schwächten sich, statt einander zu fördern; wie darf man sich dann darüber wundern, daß der Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse sich auf diesem Außenpuncte ebenfalls sehr zum Schaden der Mission geltend machte?

Aus der früheren Zeit schon gab es auch in der dänischen Kolonie eine ziemliche Anzahl von römischen Christen, für die ein eigner Priester angestellt war, der sie aber sehr vernachlässigte, auch des Tamulischen nicht mächtig war. Nun hatte sich allmählich die wunderliche Anschauung gebildet, daß die portugiesischen Diener und Sklaven der Christen nebst allen ihren Angehörigen zur römischen Gemeinde gehören müßten; auch die Behörden sahen es so an und der Pater betrachtete es als einen unveränderlichen Rechtszustand. Er war daher sehr ärgerlich, als die Missionare sich auch der portugiesisch redenden Heiden annahmen und widersetzte sich ihnen, wo er konnte. Schon nach einigen Wochen hatten sie diese anfänglich verstockte Feindschaft bemerkt und bald bezeichneten sie ihn als ihren „größten Feind und Verhinderer". Doch ließen sie sich durch ihn nicht beirren; waren sie doch zur Predigt unter den Heiden allgemein ausgesandt und ihnen in ihrer Bestallung keine solche Schranken gezogen. Wir hörten, wie sie eine kleine portugiesische Gemeinde sammelten, die Plütschau als Seelsorger bediente. So war er es denn auch, der vorzugsweise den Kampf nach dieser Seite hin auszufechten hatte. Sie baten den Commandanten um den Befehl, daß alle evangelischen Einwohner angehalten seien, ihnen zwei Stunden des Tages ihre Sklaven zuzuschicken, damit sie im Christenthum unterrichtet und getauft würden; und es schien als würden sie sogar dies erreichen. Sie verlangten den weitern Befehl, daß alle Sklavenkinder in der lutherischen Kirche getauft werden sollten, ein Verlangen, das auch die dänischen Pastoren sich bald aneigneten; und nach einigem Zögern seitens der Behörden erfolgte dieser Befehl am

27. Febr. 1707. Darnach stellte Plütschau für sich den Satz auf, weil die Israeliten nicht Macht gehabt hätten, eine Sklavin ihrer Religion unter ein fremd Volk zu verkaufen, so dürften auch evangelische Christen lutherische Sklaven an andere Religionsverwandte, sonderlich Papisten und auf auswärtige Plätze nicht verkaufen. Mit aller Kraft wollte er diesen Grundsatz durchführen und zog sich dadurch große Widerwärtigkeiten zu. Der Commandant und andere Einwohner verkauften nun geflissentlich Sklaven nach auswärts, wo sie geistlich verkommen mußten. Am 8. Nov. 1708 ward Plütschau sogar in rohester Weise vor Gericht geschleppt, weil er ein Kind von einem dänischen Soldaten zur Pflege und Erziehung in seiner Gemeinde angenommen hatte, welches diesem von einer Heidin geboren war und das dann der römische Priester gegen den Willen des Vaters in aller Eile getauft hatte.

Solche Gewaltthätigkeiten wären nicht möglich gewesen, wenn die Behörde sich freundlich oder wenigstens unparteiisch zu ihnen gestellt hätte. Aber dies war durchaus nicht der Fall. Die Behörde bestand aus dem Commandanten, der unter dem Directorium der ostindischen Compagnie als seiner „vorgesetzten Obrigkeit" stand, und einem ihm zur Seite gesetzten Secretrathe von 4 Personen. Mit großer Eifersucht hielt die Compagnie darauf, daß ihre Macht ihr nicht verkümmert ward, und auch der Commandant, der draußen eine ziemlich unbeschränkte Gewalt übte, wollte sich nicht drein reden lassen. Seitens der Compagnie, der alles Interesse für die Seelen der Heiden fern lag, hatte man es sehr ungern gesehen, daß die Missionare unmittelbar vom Könige ausgesandt waren, und hatte den Commandanten angewiesen, sie sorgsam zu beaufsichtigen und nicht zu fördern. Commandant war damals Johann Sigismund Hassius, ein kluger, aber ungemein heftiger Mann, der in der Hitze des aufwallenden Zornes sich gar nicht beherrschen konnte, sondern sich zu den gewaltthätigsten Uebereilungen fortreißen ließ.

Es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß der Commandant in den ersten Monaten die Missionare immerhin mit ziemlichem Wohlwollen behandelte, ja sie sogar gegen manche ihrer Gegner beschützte. Aber diese Gesinnung hielt nicht Stand. Der römische Pater war bei ihm sehr in Gunst und so kam es, daß als zwischen diesem und den Missionaren der Streit ausbrach, der Commandant sich nicht immer unparteiisch hielt. Schon damals begann sich eine Abneigung gegen sie bei ihm zu bilden, die durch die verschiedenen Kämpfe, in welche die Missionare nach und nach verwickelt wurden, nur wuchs. Da ist es nicht zu verwundern, daß wir auch hier bald von offenem Streite hören. Den Anlaß zu diesem gab der von den Missionaren

gewünschte Bau einer eignen Missionskirche, der allerdings durchaus nothwendig war, wenn ihr Werk Fortgang haben sollte, den der Commandant aber auf alle Weise zu hindern suchte; und daß er hiermit ganz im Sinne seiner besondern Behörde, des Directoriums handelte, zeigte sich später, als ihm diese es zum schweren Vorwurfe machte, daß er endlich doch noch in den Bau willigte. Wir begreifen es, daß die Missionare diesen Widerstand schwer empfanden und in ihm nur eine Unbilligkeit, ja eine Feindschaft wider die Verkündigung des göttlichen Wortes sehen konnten. Darin hatten sie Recht; aber nicht so können wir ihnen auch in ihrem ganzen Auftreten Recht geben. Die Verhältnisse lagen höchst ungünstig für sie, das ist wahr; aber dennoch trugen diese und der böse Wille der Gegner nicht allein die Schuld an den Leiden, welche über sie kamen; auch sie selbst waren nicht schuldlos. Sie ließen es zuweilen an der Weisheit und Mäßigung fehlen, die auch dem unerschrockenen Bekenner Jesu wohl ansteht.

Am 1. Juni 1707, als der Commandant noch immer den Bitten um Genehmigung des Kirchenbaues widerstand, sagte Plütschau in der Predigt, welcher jener beiwohnte, unter Anderem: „Ihr, die ihr im Steuer des Regiments sitzt, prüfet euch, ob ihr das, was euch anbefohlen ist, treulich verrichtet, ob ihr das Werk des Herrn mehr sucht zu befördern als zu hindern, und ob ihr mehr auf die Ehre Gottes sehet, als auf euren Nutzen"; eine Aeusserung, welche den Gewalthaber so erbitterte, daß er, als am Nachmittage die Missionare zu ihm kamen, in seiner Leidenschaft sich nicht schämte, Ziegenbalg mit eigner Hand zu mishandeln. Es fragt sich immerhin, ob es schon nöthig gewesen wäre, ihn so öffentlich anzutasten. Einen unangenehmen Eindruck macht auf alle Fälle die Art, wie die Missionare sich immer der Behörde gegenüber auf die Autorität des Königs steiften. Sie betrachteten sich, wie sie sich auch nannten, als „königlich dänische Missionarien", die als Beamte des Königs sein Werk trieben und Erfüllung der Forderungen beanspruchten, die sie als in seinem Namen stellten. „Wer nicht mit dem allergnädigsten König ist — sagten sie einmal bei einer solchen Verhandlung zum Commandanten — der ist gegen ihn." Sie drohten dem Commandanten, ihn bei „ihrem lieben Könige" verklagen zu wollen und vergassen im Vertrauen auf solchen Rückhalt selbst gereizt dann und wann wohl den Ton, in welchem sie mit jenem zu reden doch schuldig waren. So heißt es z. B. in der Beschwerdeschrift über einen Schiffscapitän, durch dessen Schuld, wie sie annahmen, Missionsgelder verloren waren: „auf diese wenigen Fragen bitten wir eiligst zu antworten und zwar nicht in Ansehung unserer Person,

sondern in Ansehung unsers allergnädigsten Königs und in Ansehung unsers Amts, als welches sehr verhindert werden würde, wo man uns hierinnen nicht beistehen und hülfreiche Hand leisten wollte." Mit derartigen Ansprüchen und diesem stetigen Berufen auf den König forderten sie den Commandanten nur um so mehr heraus, seine Macht an ihnen zu probiren. Vorzüglich Ziegenbalg verfehlte sich hierin. Wir kennen bereits seinen entschiedenen Willen und seine durchdringende Thatkraft. Beides befähigte ihn ungemein für die Arbeit in dieser schwierigen Lage; aber sowie es zum Kampfe kam, lag in seinem Charakter auch eine Versuchung für ihn. Zu schnell entfuhren ihm harte Worte, wie selbst sein Genosse Plütschau zugiebt, und auch seine hallischen Gönner sahen sich bald veranlaßt, ihn hierauf aufmerksam zu machen. „Meines Herzens Gedanken — schrieb ihm Francke — kann ich euch auch darin nicht verhehlen, daß mir zwar herzlich wohlgefällt, daß ihr in allerlei zugestoßener Gefahr und Trübsal unerschrocken, freudig und muthig euch erwiesen, aber daß nach meiner Erkenntnis in manchen Fällen mehr Sachtsinnigkeit, Leidsamkeit, Leidigkeit, Geduld und Langmüthigkeit sammt einer sittigen Freundlichkeit und Bescheidenheit hätten sollen erwiesen werden, wodurch nach meinem Bedünken mancher Zusammenstoß entweder ganz vermieden oder doch bald temperirt und eher wieder gut gemacht werden können. Tapferkeit und Muth ist gut und nöthig im Werk des Herrn, aber die Wege des liebreichen und geduldigen, auf des Herrn Hülfe harrenden Glaubens gehen am allertiefsten und sind am beständigsten. Tapfere und muthige Jünglinge fallen, aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft." Und ganz in gleichem Sinne schrieb Ch. Michaelis: „So hart und übel auch der Herr Commandant mit Ihnen umgegangen ist, so deucht uns doch, man hätte ihm hie und da mit noch mehr Bescheidenheit, Glimpf, Demuth und Vorsichtigkeit begegnen können. Die an denselben abgefaßten Memoriale, so bei den Acten verwahrlich beibehalten werden, sind ja zuweilen etwas hart und als bedrohend, welches die Obrigkeit nicht leidet."

So urtheilten die hallischen Freunde und Lehrer nicht etwa auf Grund der unwahren und verläumderischen Anklageschrift, welche der Commandant nach Kopenhagen geschickt hatte, sondern nach den eignen Berichten der Missionare. Dies alles entschuldigt die Ungerechtigkeit, ja Rohheit, mit welcher die Compagniebehörde die Heidenboten behandelte, keinen Augenblick; aber es mußte doch erwähnt werden, um zu einem ganz billigen Urtheil zu führen, und es kann zeigen, wie solche, die der Leiden um Christi willen gewürdigt werden, doppelt und dreifach Ursache haben, auf sich zu achten.

Die Widerwärtigkeiten steigerten sich fort und fort. Im Sommer 1707 hatten die Missionare den Commandanten noch einmal auf ihrer Seite, als sie mit einer kaum zu rechtfertigenden Hartnäckigkeit an den ihnen übertragenen deutschen Mittwochspredigten in der Zionskirche festhielten. Die dänischen Pastoren wollten nach der Erbauung der Jerusalemskirche ihr Gotteshaus wieder für sich allein haben, aber die Missionare wichen nicht, offenbar deshalb, weil der deutsche Gottesdienst bisher von einem unwürdigen Subjecte versehen war, denn sie selbst hatten von dieser Predigt nur Mühe ohne irgend einen Vortheil. Bei der Versammlung vor dem Secretrathe erklärten sie den dänischen Pastoren gerade heraus: den Aposteln wäre es eine Freude gewesen, wenn sie viel Gehülfen hätten haben können. Da sie denn nun diesen Sinn nicht hätten, sondern wollten ohne alle Ursache ihnen das Predigen verwehren, so gäben sie zu erkennen, daß sie rechte Miethlinge wären und nur Ehre und der Schafe Wolle suchten, nicht aber was ihre Erbauung schaffte. — Wieder gieng hierin ihr Eifer weiter als ihr Recht. Wenn dennoch der Commandant diesmal zu ihnen hielt, so geschah dies seines Vortheils wegen, denn er mußte sich wohl sagen, daß er, der Deutsche, mit den Seinen mehr von den Predigten der Missionare habe als von denen des verkommenen Studiosen der Rechte, durch den die dänischen Pastoren sich im Deutschpredigen vertreten ließen. Darum war er aber noch lange nicht ihr Freund. Freilich als sie im Herbste 1707 eine Beschwerde an den König senden wollten, bewog er sie durch verschiedene Anerbietungen, sie zurückzunehmen. Aber als das Schiff abgegangen war und nun so schnell kein Hülferuf nach Europa dringen konnte, begannen die Plackereien bald von Neuem, besonders durch Versagen aller erbetenen Unterstützung.

Das nächste Jahr schien Hülfe zu bringen. Am 1. August 1708 kam ein Schiff mit ermuthigenden Briefen und einer Spende von 2000 Thalern. Aber beim Landen schlug das Boot in der Brandung um und das Geld versank. So waren die Missionare wieder auf lange hinaus ohne Mittel. Und schlimmer noch war, daß dieser Vorfall sie wieder in heftigsten Streit mit dem Commandanten brachte. Sie glaubten dem Capitän jenes Schiffes die Hauptschuld an jenem Verluste beilegen zu müssen und verlangten Ersatz, da es nicht ihr, sondern des Königs Geld sei. Bei diesen Verhandlungen fielen seitens Ziegenbalgs harte Worte, die der jähzornige Commandant mit Faustschlägen zu erwidern sich nicht erblödete. Von da an war er besonders auf Ziegenbalg erbost, in welchem er einen wahren Feind zu sehen glaubte und den er einen Unruhestifter und

Thomas Münzer schmähte. Er suchte nach einer Gelegenheit, ihn seine Macht fühlen zu lassen, und benutzte eine vor ihn gebrachte Streitsache, in der, soweit wir sehen, der Missionar im Rechte war, um ihn auf die empörendste Weise zu mishandeln. Er ließ ihn aus seiner Wohnung abholen und ohne Urtheilsspruch in ein ungesundes Gefängnis werfen, in welchem der Arme vom 19. Nov. 1708 bis zum 26. März 1709 unter strengster Bewachung schmachten mußte. Es war eine That der rohesten Gewalt, so sehr, daß es darüber unter den Gewalthabern selbst fast zum Streite kam, denn die andern Beisitzer des Secretrathes wollten solcher Handlung des Commandanten nicht zustimmen; dieser wagte es in der ganzen Zeit nicht, seinen Gefangenen zu einem wirklichen Verhöre vorzufordern und mußte es sich gefallen lassen, daß Ziegenbalg bei der Entlassung es sich ausdrücklich vorbehielt, über den Vorgang an den König zu berichten. Ziegenbalgs Benehmen während der Gefangenschaft war eines Christen würdig und so, daß es ihm die Hochachtung aller erwerben mußte, die nicht fanatisirt waren. Da er ein gutes Gewissen hatte, drängte es ihn auch seinetwegen nicht, frei zu werden; er hatte beschlossen, in aller Geduld auszuharren. Aber bald sah er, daß die Last der Arbeit für seinen nun allein stehenden Genossen zu groß ward und besonders die kleine tamulische Gemeinde seine Gegenwart forderte. Daher machte er noch einmal einen Versuch zur Verständigung, und so gelang es ihm endlich, seine Freiheit wieder zu gewinnen, nachdem er sich verpflichtet hatte, bis zum Austrage der Sache sich jederzeit wieder stellen zu wollen.

Diese Gefangenschaft Ziegenbalgs war der Höhepunct, aber noch lange nicht das Ende der Leiden, welche durch die Kolonialbehörden über die Mission und ihre Arbeiter kamen. Dieselben giengen, wie wir sehen werden, noch geraume Zeit fort und hinderten das Werk in hohem Grade. Und als ob es an den bereits erzählten Hemmungen und dem zunehmenden Geldmangel noch nicht genug gewesen wäre, so erwuchsen aus dem, was auf Fortführung und Erweiterung des Werkes angelegt war, durch Fehler der Menschen neue Hindernisse.

Am 20. Juli 1709 kamen wieder Schiffe aus der Heimat, die mancherlei mitbrachten. Einmal überbrachten sie Geld aus der Kasse des Königs und zum ersten Male einen ziemlichen Beitrag aus Halle, den die dortigen Freunde durch Veröffentlichung der Missionsnachrichten in den „hallischen Zeitungen", dem Blatte des Waisenhauses, gesammelt hatten. Sodann eine Apotheke als Geschenk aus der 1698 gestifteten Waisenhausapotheke, deren Bedeutung für die hallische Schule aus der Geschichte des Pietismus bekannt ist.

Francke schrieb hierüber, es seien Medicamente, deren Dispensation auch von einem, der kein Medicus sei, ohne Gefahr geschehen könne. Er hoffe, wenn die Medicamente von Gott mit gewünschtem Effect gesegnet würden, denn schaden würden sie Niemandem, so würden die Missionare dadurch mehr Eingang bei den Gemüthern gewinnen, wie manchmal Landprediger den Gemüthern eher beikämen, wenn sie behülflich wären und den Leuten in ihren leiblichen Krankheiten mit guten Arzeneien assistirten. Die Missionare sollten diese kostbaren Medicamente für sich und für die Armen umsonst brauchen und im Uebrigen sie auf Rechnung des Waisenhauses zum Besten der Sache zu verkaufen suchen. Aber diese Speculation des Pietismus schlug fehl; man machte schlechte Geschäfte, weil die Arzeneien von den Gegnern in Verruf gebracht wurden.

Das Dritte, was die Schiffe brachten, waren drei neue Gehülfen, billig der Gegenstand der vorzüglichsten Freude. Die ersten Nachrichten, welche von dem Beginne des Werkes in Dänemark ankamen, hatten den König zur Fortführung desselben bereit gemacht. Wieder beauftragte er Lütkens und zwar ihn allein mit der Erforschung und Auswahl neuer Sendboten. Diese hoffte Lütkens jetzt schon, wenigstens zum Theil, in Dänemark zu finden; aber als es dann zur Entscheidung kam, nahm er doch wieder Deutsche. Er wandte sich zunächst an seine berliner Freunde, welche jetzt bei Francke anfragten, und dieser konnte ihnen gleich einen jungen Theologen nennen, dem er schon seit längerem hatte versprechen müssen, an ihn zu denken, wenn Heidenboten für Indien gesucht würden. Es war Magister Johann Ernst Gründler aus Weissensee in Thüringen, der nach seinen Studien in Leipzig und Wittenberg in Halle erweckt und dort 1702 als Lehrer am Pädagogium eingetreten war. Ihm schloß sich, ohne besondere Aufforderung, Polykarp Jordan aus Mecklenburg, ein älterer Student, an, der auf eigene Kosten reisen mußte, weil der König vor der Hand nur zwei Männer senden und unterhalten wollte. Es gab also jetzt, schon nach wenig Jahren, junge Theologen in der lutherischen Kirche, die auf einen Missionsruf harrten. Der andere „königliche" Missionar war Johann Georg Bövingh aus Westfalen, ebenfalls wie Gründler ein Mann von bereits 31 Jahren. Er hatte 7 Jahre in Kiel studirt und war dann nach Kopenhagen gekommen, wo Lütkens ihn als einen nicht nur wissenschaftlich tüchtigen, sondern auch ernst christlichen Theologen kennen gelernt hatte. Lütkens freute sich, dem Könige einen so guten Vorschlag machen zu können und durfte auch seine beiden Erkorenen absenden, obgleich seitens der dänischen Kirchenbehörden wieder einige Schwierigkeiten gemacht

wurden. Aber wie bald mußte er erkennen, daß seine Wahl keine glückliche gewesen war! Schon die ersten Briefe, die er vom Cap empfieng, zeigten es ihm. Die gemeinsame Seereise, statt die bisher einander unbekannten Missionare zu verbinden, leitete eine Entfremdung ein, die bald zu einem unheilbaren Zwiespalte ward. Der Grund hiervon war kurz gesagt der, daß die neuen Missionare die beiden großen Parteien vertraten, in welche damals die lutherische Kirche sich theilte. Der Kampf zwischen diesen, welcher schon die Anfänge der Mission getrübt hatte, kam auch auf dem engen Raume des dänischen Ostindienfahrers zum Ausbruche und setzte sich auf dem Missionsgebiete fort.

Wir sehen den hallischen Pietisten von reinstem Wasser, wenn der sonst so tüchtige Gründler sich herausnahm, noch von der Reise an Lütkens zu schreiben, es fehle Bövingh noch an der Gnade der Wiedergeburt. Lütkens hatte diesen, den er doch länger kannte, anders beurtheilt; sonst würde er ihn gar nicht als Missionar vorgeschlagen haben. Aber Bövingh konnte sich nicht in die pietistische Form des Christenthums finden, wie er sich z. B. weigerte, bei der gemeinsamen Andacht „aus dem Herzen," d. i. frei zu beten, da ihm solches nicht gegeben sei. Hierdurch hielt Gründler sich für berechtigt, ihm das wahre innere Leben abzusprechen. Von Bövingh darüber befragt, sagte er es ihm geradezu auf den Kopf und sah es für eine Bestätigung seines Urtheils an, daß jener sich verletzt fühlte und sich dasselbe nicht zur Prüfung und Demüthigung vor Gott dienen lasse. Wir begreifen es, daß durch solche Vorgänge eine Spannung entstand.

Jordan hielt schon auf der Reise ganz zu Gründler, während Bövingh sich an den mitfahrenden dänischen Pastor anschloß. Er stand unter den Missionaren ganz einsam, als, wie zu erwarten war, nach der Ankunft Ziegenbalg und Plütschau dem Urtheile ihres hallischen Gesinnungsgenossen beitraten. Wer will ihm sosehr verargen, wenn er, wie es scheint, mistrauischer Natur und von allen seinen Collegen als Unwiedergeborner betrachtet, nun auch seinerseits keinen Versuch machte, in ein richtiges Verhältnis zu ihnen zu kommen? Von vorneherein behandelten sie ihn als einen eigentlich nicht Hergehörigen und suchten ihn auf alle Weise beiseite zu schieben. Dessen wollte er auf sein Recht als angestellter Missionar gestützt sich erwehren; so ward der Zwiespalt immer größer. Und an Anlaß zum Hadern fehlte es nicht; gleich nach der Landung ergab sich ein solcher.

Francke hatte das in Halle gesammelte Geld ausdrücklich und allein zur Verfügung der in Halle ausgebildeten Missionare ge-

stellt und hiermit einen großen Fehler gemacht. Es gab dadurch in Ostindien eine besondere „hallische Casse," die Parteisache war und als solche viel böses Blut machte. Bövingh war nicht nur von ihrer Benützung ausgeschlossen, sondern mußte auch sehen, wie sie zu solchen Unternehmungen verwendet ward, gegen welche er als unrichtige protestirt hatte. Seine Collegen besaßen eine Reservecasse, mit deren Hülfe sie ihre von ihm verworfenen Pläne doch durchführten. Um so mehr hätte er erwarten dürfen, daß sie ihm sein Recht der Mitverfügung an der königlichen Casse, für die er doch auch verantwortlich war, unverkümmert gelassen hätten; aber auch dies geschah nicht. Gleich nach der Ankunft vollzog man gegen seinen Willen um die Summe von 1000 Thalern den Ankauf jenes großen Hauses, welches die Schulen aufnehmen und den Missionaren zur Wohnung dienen sollte. Er unterschrieb den Kaufbrief nicht, und seine Unzufriedenheit stieg, als man während einer längeren Krankheit, die ihn verhinderte, an den gemeinsamen Conferenzen Theil zu nehmen, zu Ausgaben, die er ebenfalls für unnütz hielt, ziemlich tief in die Missionscasse griff. Die Vorbereitung für die Abendmahlsfeier bei der Einführung der neuen Arbeiter schien die Gemüther versöhnt zu haben, aber die Verstimmung kehrte bald wieder. Auch die Vermittelungsversuche, welche Plütschau, der gemeinsame Beichtvater machte, blieben erfolglos. War er doch auch wenig zum Vermitteln geeignet, denn einmal stand auch er als Pietist Bövingh als Parteimann gegenüber und andererseits ward er von dem doch jüngeren Ziegenbalg sozusagen vergewaltigt und dadurch in seinen Berührungen gestört. Man scheute sich nicht, Rechnungen allein zu unterschreiben, wenn Bövingh sich dessen weigerte, und als dieser in den unter Plütschaus Vorsitz gehaltenen Conferenzen durch seine häufige Einsprache den Andern in ihren Plänen hinderlich ward, fuhr Ziegenbalg durch und hob nicht nur die Conferenzen gegen Plütschaus Willen ganz auf, sondern theilte auch die königliche Missionscasse in vier Theile für jeden zu besonderer Verwaltung. Dies eigenmächtige Verfahren störte die Gemeinschaft vollends, denn auch Plütschau ward mehr und mehr verstimmt, da er sich seit Gründlers Ankunft zurückgesetzt fühlte. Gründler nämlich schloß sich ganz an Ziegenbalg an und das scheint diesen in seiner Thatkraft, die wir aber als eine leicht eigenmächtige schon kennen, ungemein gehoben zu haben. Er nahm die Verwaltung der hallischen Casse so gut wie an sich; Plütschau erfuhr es nicht einmal immer, wenn die Gelder ausgegeben waren, geschweige daß er vorher um Rath gefragt wäre. „Ich habe zwar — berichtete dieser demüthig und wehmüthig an Franke — von der Zeit an, daß die Quittung aus

meinen Händen gewesen, das Geld aus Deutschland weder in Händen gehabt noch disponiren helfen dürfen, auch von vielen Ausgaben nichts erfahren, bis ich mich unterschreiben müssen: so habe dennoch ums Friedens Willen gern das Beste gehofft und kein Bedenken genommen, mich zu unterschreiben. — Ich bekümmerte mich auch nicht weiter darum, wieviel man etwa möchte schon davon ausgegeben haben und mit auf Reisen nach Negapatam, wohin der Herr Ziegenbalg mit dem Herrn Mag. J. E. Gründler, und nach Madras, wohin Herr Ziegenbalg allein gereist, genommen worden sein. Nach Wiederkunft des Herrn Ziegenbalg verlangte ich zwar die Rechnung in meine Kammer, damit ich mit desto freudigerem Gewissen mich dermaleinst unterschreiben könnte, aber ich bekam sie nicht; darum gab ich mich auch darein, ließ ihnen Gelder und Rechnung." So der grundehrliche Plütschau, dessen Mismuth über solche Verhältnisse durch diese Worte deutlich genug hindurchklingt.

Doch um ganz billig zu urtheilen, müssen wir uns auch vorführen, was Ziegenbalg zu solchem Handeln bringen konnte, ja ihn bis zu einem gewissen Grade entschuldigte. Er, der weitaus bedeutendste unter den vier Missionaren, hatte sehr bald klar erkannt, einmal daß ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit Bövingh bei ihrer beiderseitigen kirchlichen Stellung auf die Dauer nicht zu erwarten sei und dann, daß Bövingh überhaupt nicht zum Missionar tauge. Daher wünschte er eine möglichst baldige Entscheidung; diese lag im Vortheile der Sache. Es fehlte Bövingh an nachhaltiger Geduld zur Erlernung der tamulischen Sprache, so daß er es zu keiner genügenden Fertigkeit hierin brachte, um mit Erfolg predigen und katechisiren zu können. Er sah es, wie auch Plütschau berichtet, als zu gering an, sich viel mit den Kindern zu beschäftigen und was er mit ihnen anfieng, zeigt, wie wenig er wußte, was für eine Missionsschule die Hauptsache ist. „Sachen, die zur Historie, Geographie und andern Disciplinen gehören" trug er ihnen vor und urgirte sehr, daß man mit ihnen die lateinische, griechische und hebräische Sprache tractiren möchte. Seine Hauptstärke war die theologia polemica. Kurz man erkennt in ihm den auf den Schulen der damaligen Orthodoxie gebildeten Theologen. Unter solchen Umständen war es Ziegenbalgs Pflicht, ihn auf das Nöthige aufmerksam zu machen, aber er that dies in so schulmeisterlicher Weise, daß jener sich dadurch wieder verletzt fühlen mußte. „Ich bat ihn, daß er doch etwas Ordentliches über die biblischen Historien aufsetzen und mir communiciren wollte, welches er that. Aber da er sahe, daß ich nicht allein solche Elaboration dem Stile nach, sondern auch in einigen Stellen der Materie nach corrigirt, so wurde er

sehr empfindlich und hat mir nichts mehr communiciren wollen. Er hatte gesetzt, Cain hätte seine Schwester zum Weibe gehabt, welches eine solche Frage ist, die man den Kindern anjetzt nicht gern beibringt, zumal weil diese Heiden einen sonderlichen Greuel vor der Blutschande haben. Er hatte auch diese Frage: welchen Tag hat Gott die Engel und die Teufel erschaffen? Woraus leichtlich könnte geschlossen werden, daß Gott die Teufel als Teufel erschaffen habe, u. s. w."

Es ist klar, daß Bövingh noch nicht fähig war, eine selbständige Stellung einzunehmen und allein als Missionar zu arbeiten. Dennoch verlangte er solches, und man konnte es ihm kaum abschlagen, nachdem die Casse getheilt war und man auch Gründler ein eigenes Arbeitsfeld angewiesen hatte. Schon im November 1709 nämlich hatte man mit dem hallischen Gelde in dem sehr volkreichen, anderthalb Stunden von Trankebar gelegenen Flecken Poreiar einen großen Garten gekauft und ein Wohnhaus darin erbaut. Hierher zog Gründler im Februar 1710 und gründete eine tamulische Schule als Anfang einer neuen Missionsstation. Dieser Vorgang kam Bövinghs Forderung zu Gute, welche auffälliger Weise auch vom Commandanten sehr befürwortet ward. Derselbe, im Herzen den Missionaren noch keineswegs geneigt, hatte den unter ihnen ausgebrochenen Zwiespalt natürlich bald bemerkt und wollte ihn für sich benützen. Bövingh, der sich ihm und den dänischen Predigern etwas genähert hatte, schien ihm für die Durchführung seines Planes brauchbar und ging ziemlich arglos in die Falle. Denn um eine Falle handelte es sich hier, wie Ziegenbalg gleich erkannte und wie der Ausgang dann bewies. Als von Bövinghs Wunsch etwas verlautete, spielte der Commandant auf einmal den Freund der Mission und befürwortete es dringend, daß für denselben eine neue Station in Tiliali, dem drittgrößten Orte des dänischen Gebietes, hart an der Grenze gegründet werde. Er steuerte Geld dazu, schenkte unentgeltlich einen Platz und wollte selbst den Bau leiten. Sogleich, auch noch im Februar, zog Bövingh hinaus. Aber seines Bleibens war nicht lange, denn der Bau erregte die Heiden jenseits der Grenzen ungemein, so daß sie bald mit Feindseligkeiten begannen. Diese nahmen so zu, daß im April auch Gründler seine Station verlassen mußte und im August ward durch einen plötzlichen Ueberfall der Neubau in Tiliali nebst dem dortigen Eigenthume der Compagnie vernichtet.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der Commandant von Anbeginn an diesen Erfolg beabsichtigt hatte, denn nun konnte er mit scheinbarem Rechte die Mission als ein Werk darstellen, welches den

Frieden der Kolonie störe und der Compagnie großen Schaden bringe. Er begann auf's Neue mit offener Feindschaft. Als im October ein Schiff aus Europa mit einigem Gelde eintraf, wollte er dies mit Beschlag belegen, um die Compagnie schadlos zu halten. Nur der Umstand, daß die Casse eine königliche war, hielt ihn zurück. Als dann aber die Missionare ihre Berichte nach Europa senden wollten, suchte er dies durchaus zu hindern, und behandelte hierbei in seiner Heftigkeit jene so beleidigend und so roh, daß sich selbst Mitglieder der Behörde ihrer annahmen. Er schien entschlossen, die Missionsarbeit um jeden Preis zu vernichten.

Diese Tücken und Gewaltthätigkeiten öffneten Bövingh die Augen. Er hatte gleich nach seiner Ankunft bei der Durchsicht von Ziegenbalg's Tagebuch richtig erkannt, daß dieser in seinem Streite mit dem Commandanten nicht immer die rechte Mäßigung bewahrt habe. Bei seinen eigenen Zwistigkeiten mit den Collegen hoffte er, wie schon bemerkt, beim Commandanten eine Zuflucht und Stütze finden zu können. Aber er mußte bald sehen, daß er sich hierin täuschte. Schon als Missionar war er jenem zuwider und auch sein Christenthum war demselben viel zu aufrichtig und streng. Die Arglist mit Tiliali trieb ihn vollends wieder seinen Collegen zu. Bei den harten Verhandlungen im October stand er ganz zu ihnen und entfremdete sich dadurch den Commandanten um so mehr. Es schien, als sollte die Feindschaft von außen dem Werke ein rechter Segen werden, indem sie den Frieden im Innern herstellte. Aber wie bald wich dieser Schein! Gründler kehrte schon nach einigen Tagen, am 16. October 1710 nach Poreiar zurück; Plütschau arbeitete von Jordan unterstützt an seiner portugiesischen Gemeinde; so sollte denn Bövingh mit Ziegenbalg zusammenarbeiten, mit dem er sich doch am wenigsten verstand und dem es am schwersten ward, ihn richtig zu behandeln. Die Unzuträglichkeit solches Zusammenarbeitens zeigte sich bald. Bövingh wünschte daher, daß die tamulische Gemeinde getheilt und ein Theil ihm übergeben würde; aber natürlich konnte Ziegenbalg auf dies Verlangen nicht eingehen. Er verlangte Unterordnung, wie ja auch in Europa oftmals an einer Gemeinde ohne Zertrennung derselben 6 Priester wären. Auch die Station in Poreiar wollte man ihm nicht übergeben, wie er dann verlangte, weil die dort beginnende Arbeit über seine Kräfte gienge. Kurz nach zwei Monaten war schon wieder der heftigste Streit ausgebrochen. Bövingh drohte, wenn man ihn nicht aus der Casse unterstütze, auf seine Kosten etwas Eignes anfangen und dann die nächsten Gelder aus Europa mit Beschlag belegen zu wollen; und Ziegenbalg schrieb in den letzten Tagen des Jahres an seinen Gön-

ner Prof. Lange in Halle: „Gott erlöse uns von solcher Plage und lasse hinfüro doch die armen Heiden mit solchen Arbeitern verschont bleiben, indem sie selbige eher schlimmer als besser machen werden, wie ich denn Keinen unter unserer Gemeinde kenne, weder unter den großen noch kleinen, der so schlimm wäre als dieser Arbeiter. Dieses aber muß dazu dienen, daß man sowohl in Kopenhagen als in Deutschland bei Heraussendung mehrerer Arbeiter fein behutsam und vorsichtig verfahre, indem einer mehr niederreißen kann, als zehn bauen können." Gewiß ein hartes Urtheil!

Bövingh verließ denn auch mit Beginn des nächsten Jahres das Missionshaus, um allein zu arbeiten. Aber nun stand er auch ganz allein, es hielt niemand zu ihm, als ein ebenfalls den andern Missionaren entfremdeter Schulmeister. Die Missionsarbeit war ihm, trotzdem daß er kein rechtes Geschick zu ihr zeigte, wirklich ernst und so suchte er, da ihm allein nichts gelang, sich den Collegen wieder zu nähern; aber jetzt war kein rechtes Verhältnis mehr herzustellen. Daher entschloß er sich, Trankebar, wo er keine Stätte des Wirkens fand, ganz zu verlassen und gieng im Herbste 1711 nach der dänischen Kolonie in Bengalen.

Zwei Jahre lang hatten diese ärgerlichen innern Streitigkeiten gedauert, die den Fortschritt des Werkes merklich hinderten und alle aufrichtigen Christen tief betrüben mußten. Wer jedesmal bei den einzelnen Anlässen die größere Schuld hatte, läßt sich jetzt schwer oder gar nicht mehr entscheiden. Fehler wurden auf beiden Seiten gemacht und ganz war, wie schon bemerkt, bei der damaligen Lage der Kirche ein Zwiespalt kaum zu vermeiden. Sollte die Missionsarbeit in Frieden weitergehen, so mußte, das hatte sich nun klar gezeigt, dafür gesorgt werden, daß die neu nachzusendenden Arbeiter die kirchliche Richtung der Gründer und Anfänger des Werkes theilten. Und noch eine Lehre konnte man aus den schlimmen Vorgängen der letzten Jahre ziehen, nämlich die, daß bei wachsender Zahl der Missionare es nicht tauge, sie alle ganz gleich zu stellen und in Conferenzen über Vertheilung und Ausführung der Arbeit beschließen zu lassen, sowie auch, daß es nicht wohl möglich sei, alles Einzelne von Europa aus zu bestimmen. Man sah, daß Einem der Missionare eine leitende Stellung eingeräumt, eine höhere Autorität gegeben werden müsse. Beides erkannte Bövingh ebenso gut wie Ziegenbalg, aber es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie dann ihre Wünsche für die Ausführung des gleichen Gedankens aus einander giengen. Bövingh verlangte wiederholt, daß ein rechtgläubiger, in der thetischen und casuistischen Theologie bewanderter Theologe ausgesendet und über das Werk gesetzt würde. Versäumte man

dies, so würde die Mission bald zu Grunde gehen, denn die gegenwärtigen Arbeiter ließen in der Reinheit der Lehre manches vermissen. Er verlangte dänische Arbeiter, wollte jedenfalls die Fortführung der Mission ganz der orthodoxen Schule übergeben wissen. Gerade dies aber wollte Ziegenbalg als das größte Unglück abwehren und schrieb deshalb an seine einflußreichen Freunde in Europa, an Lütkens wie an Lange und Francke. „Wäre ein Oberhaupt unter uns — heißt es in dem Briefe an Lange — so würde man noch vielen Dingen, die Bövingh anfängt, vorbeugen können; allein Herr Plütschau bekennt selbst, daß er diesem Werke nicht gewachsen sei, zumal weil er der malabarischen Sprache nicht mächtig, worauf das Meiste beruht. Ich habe mein Bedenken getragen, mich der Direction dieses Werks ohne königliche Verordnung anzumaßen, daher hat bisher unter uns immer einer so viel zu sagen gehabt als der andere. Es wird aber sehr nöthig sein, daß entweder unter uns einer von seiner königlichen Majestät zum Oberhaupt oder Director dieses Werks erwählt werde oder daß einer von Europa hierzu herausgesendet werde. Das Letzte ist sehr gefährlich, denn wo hierin nicht die rechte Wahl getroffen wird, so würden wir endlich bei diesem Werk sehr müde gemacht werden und bei Zeiten bedacht sein müssen, wo anderswo etwas angefangen werden möchte. Ich habe von dieser Sache ausführlich an Prof. Francke und Dr. Lütkens geschrieben, mit welchen solches zu conferiren. Die Ursache, warum wir nicht alle unter unser vier Namen hiervon geschrieben haben, ist blos um Herrn Böving hs wegen geschehen. Denn würden wir die Sache in der Conferenz proponirt haben, so würde er durch Schreiben sehr vorbeugen, daß keiner aus Halle dazu möchte erwählt werden, sondern daß man einen aus Kopenhagen als Director dieses Werkes herausschicke. Wie er denn schon vorm Jahre eine gewisse Person dazu benennt und an Dr. Lütkens deswegen geschrieben; wir sind aber dazumal mit Gegenschreiben dawider eingekommen. Was er dieses Jahr davon geschrieben, wissen wir nicht, ohne daß wir immer von ihm gehört, daß er verlange, von Sr. königlichen Majestät ein solcher Gouverneur allhier eingesetzt zu werden, der zugleich das Directorium über dies Werk haben solle. Ich habe aber auch in den letzten Briefen an Dr. Lütkens etwas davon gemeldet und gezeigt, was für Difficultäten sich dabei finden. Und weil zu besorgen ist, daß bei Erwählung eines Theologen eine solche Person möchte dazu herausgefordert werden, die diesem Werke mehr schädlich als nützlich wäre, so habe ich darin vorgebeugt und gezeigt, wie es weit besser sei, wenn einer von uns dazu erwählt

würde. Denn gesetzt auch, daß es eine weise und fromme Person sei, so würde doch lange Zeit hingehen, ehe sie die Sprachen erlernte und einen rechten Begriff von diesem Werk bekäme, so daß sie wüßte die Hindernisse zu removiren und zur Beförderung gute Anstalten zu machen. Und ehe nicht einer die Sprachen kann und selbst mit der Gemeinde zu reden vermag, so hat er wenig Autorität."

Man sieht aus diesen Worten deutlich genug, wie Ziegenbalg an sich selbst als den zu bestellenden Leiter der Mission dachte. Das droht nun freilich den Schein der Anmaßung und Herrschsucht auf ihn zu werfen; aber wer will leugnen, daß es Fälle geben kann, in denen auch der Christ der Sache wegen solchen Schein getrost auf sich nehmen muß? daß es eine berechtigte Selbstschätzung und eine falsche Bescheidenheit giebt? Wenn man Ziegenbalgs Gründe erwägt und die Personen, die in Betracht kommen konnten, an sich vorüberführt, so muß man ihm durchaus Recht geben. Aber wie wäre das Wünschenswerthe zu erreichen gewesen? Ziegenbalg erwartete damals (1710) mit dem nächsten Schiffe seine Abberufung. Er wußte, daß in Europa ihm entgegengearbeitet werde und mochte eine ungünstige Einwirkung von den Berichten des Commandanten fürchten. Wie konnte er da auf ein Eingehen auf seine Vorschläge hoffen? Es galt abermals, abzuwarten, wie Gott das Werk führen werde und geduldig auch unter Leiden und Widerwärtigkeiten weiter zu arbeiten.

Bei aller Geduld aber durften und mußten die Missionare doch auf Mittel sinnen, den schlimmsten Uebelständen abzuhelfen. Dies konnte wirksam nur von Europa aus geschehen. Daher hatten sie schon 1707 einen alten zuverlässigen Diener als Berichterstatter abgesandt. Später suchten sie durch wiederholte Berichte ihr Ziel zu erreichen, mußten diese aber mehrfach von Negapatam oder Madras, den holländischen und englischen Kolonien aus befördern, weil der Commandant ihnen die dänischen Schiffe versperrte. Ueber Madras wollte im October 1710 Plütschau heimreisen, aber ein Sturm trieb den schon Eingeschifften zurück. Im nächsten Jahre versuchte Ziegenbalg diesen Weg einzuschlagen, aber obwohl er die Ueberfahrt schon bezahlt hatte, hinderte ein nachgesandter Bote des dänischen Commandanten seine Abreise; nur Plütschau ward es gestattet, die Rückreise anzutreten. Nun war freilich unter den zurückgebliebenen Missionaren Friede, denn mit Gründler konnte Ziegenbalg sich sehr gut verständigen; aber die Feindschaft des Commandanten ruhte nicht. Er enthielt sich roher Gewaltthätigkeit, suchte dann jedoch um so mehr, wo er sonst konnte, den Fortgang

des Werkes zu hemmen. Und wenn es ihn 2000 Thaler kosten werde, soll er gesagt haben, er werde seinen Willen gegen die Mission durchsetzen. Auch einen ausdrücklichen Befehl des Königs, der ihm den Schutz der Missionare zur Pflicht machte, wagte und wußte er als nicht vorhanden zu behandeln. Hierdurch sahen sich die Missionare auf die Pflege der einmal gewonnenen Seelen beschränkt, sowie auf die literarischen Arbeiten, die sie jetzt durch die Druckerpresse verwerthen konnten; und wir wissen, mit welchem Eifer Ziegenbalg denen sich hingab. Wenn sie dennoch in ihren Berichten Hoffnung auf einen guten Fortgang äußerten, so konnten sie diesen nur von dem Zeitpuncte an erwarten, wo der Commandant würde abgerufen sein. Doch auch diese Hoffnung, wenn sie dieselbe hegten, ward getäuscht; denn das erste dänische Schiff, welches nach Plütschau's Abreise im Februar 1714 einlief, brachte ihnen die Weisung eine „Amnestie aufzurichten", d. h. eine Versöhnung mit dem Commandanten zu versuchen. Man hatte in Kopenhagen erkannt, daß eine gerichtliche Verhandlung unendlich weitläufig und in ihrem Ausgange zweifelhaft sei, in jedem Falle aber dem Werke schade; daher wünschte man solche Versöhnung. Nun zeigte sich zwar auch der Commandant, als ihm die Missionare freundlich entgegen kamen, bis zu einem gewissen Grade zur Verständigung bereit, denn er hatte erfahren, daß man am königlichen Hofe sein Auftreten durchaus nicht billige. So war ihm wohl ein Vergessen des Geschehenen sehr erwünscht; aber er wollte sich schlechterdings nicht zu der Zusage verstehen, fortan das Werk schützen und fördern zu wollen. Und was half den Missionaren alle Amnestie, wenn sie dies Versprechen nicht erhielten? wenn ihnen die Aussicht fortwährenden thatsächlichen Widerstrebens blieb? Ihre schlimme Lage war unverändert dieselbe, wohl geeignet, sie zu entmuthigen. Da trat unerwartet eine Wendung ein; der Commandant selbst führte sie herbei. Er lud Ziegenbalg und Jordan, der muthlos heimkehren wollte, zu Gaste und zeigte ihnen die geheimen Befehle, die er von seinen Obern, dem Directorium der Compagnie, erhalten hatte. Hierin war ihm ein Verweis ertheilt für jede Begünstigung, die er je der Mission erwiesen hatte, und zugleich der Auftrag gegeben, künftig die Missionare kräftig zu hindern und ihnen keine Fortschritte zu erlauben. Ziegenbalg sah alsbald, daß dadurch dem Commandanten wie den Missionaren die Hände gebunden seien und daß nun alle Geduld, alles Warten nichts mehr helfe. Nach Verabredung mit Gründler beschloß er daher, selbst heimzureisen, um hierin wo möglich eine Aenderung zu erwirken. Nachdem die Amnestie mit dem Commandanten aufgerichtet war, trat er am 26. Oct.

1714 die Rückreise an, eine Reise, die in seinem Leben wie in der Geschichte der Mission einen Abschnitt bildet.

Siebenter Vortrag.

Als im November 1705 die ersten lutherischen Missionare Europa verließen, wußten in Deutschland wenige von dem kirchlichen Werke, welches nun begonnen werden sollte, und in Dänemark, wo die Zahl der darum Wissenden größer war, begleiteten doch nur wenige die Scheidenden mit theilnehmendem Gebet und mit guten Hoffnungen. Unter diesen wenigen war Dr. Lütkens, menschlich zu reden der Vater des zu beginnenden Werkes, gewiß im Beten der aufrichtigste, im Hoffen der zuversichtlichste. Er zuerst hatte des Königs Neigung zur Sache angefeuert und ihn zur That getrieben; ihm vornehmlich lag es nun ob, seinen Eifer zu erhalten und zu spornen. Und es bedurfte eines solchen Vertreters der Sache auf's Dringendste. Der König hatte ja die Mission so zu sagen als oberster Bischof seiner Landeskirche unternommen; so war sie ihm zur Pflicht gemacht worden und so hatte er sie aufgefaßt. Aber die Theilnahme der dänischen Landeskirche war anfänglich eine äußerst geringe. Die kirchlichen Behörden verhielten sich kühl, ja abweisend; die Missionare waren Deutsche, die Unterstützungen kamen vom Hofe und den dem Hofe nahestehenden Kreisen. So ist es nicht ganz unrichtig, wenn man diese Mission eine Privatsache des Königs und seiner Familie genannt hat. Dies mag auch mit eine Veranlassung davon gewesen sein, daß die Missionare sich so sehr auf den König steiften und von ihm so Großes hofften. Und doch wie schnell wären alle diese auf den Fürsten gesetzten Hoffnungen zu Schanden geworden, wenn nicht Lütkens demselben noch eine Zeit lang als treuer Berather zur Seite gestanden hätte!

Die ersten Berichte aus Indien, welche die Missionare nach einem Aufenthalte von kaum 3 Monaten heimsandten, scheinen im hoffnungsvollsten und zuversichtlichsten Tone geschrieben zu sein. Wenigstens erweckten sie am dänischen Hofe große Freude, die in einer nicht unbeträchtlichen Geldspende ihren Ausdruck fand. Und diese Freude wuchs noch, als im nächsten Jahre die Nachricht von dem wirklichen Beginne des Missionswerkes, den ersten Bekehrungen und dem Baue der kleinen Jerusalemskirche anlangte. Hierauf hin erfolgte der Auftrag an Lütkens, für weitere Missionare zu sorgen und die Erlaubnis, in Kopenhagen eine Hauscollecte zu veran-

stalten, welche die nicht unbeträchtliche Summe von 1027 Thalern betrug. Damit begann die Gemeinde, wenigstens in der Hauptstadt, sich an dem Werke zu betheiligen. Auch gab der König jetzt das Versprechen, die begonnene Mission nicht aufgeben zu wollen; er schützte wieder die aus Deutschland verschriebenen Missionare gegen die Anfechtungen durch die dänischen Kirchenbehörden. Und doch konnte Lütkens bezüglich Dänemarks damals keine sonderlichen Hoffnungen hegen. Er schrieb an Francke: „noch suche ich vor meinem seligen Ende es dahin zu bringen, daß einem redlichen und Gott von Herzen fürchtenden Mann das Condirectorium der trankebarschen Affaire, soviel das angefangene Werk der Heidenbekehrung betrifft, schon bei meinem Leben mit anvertraut werden möge. Dazu weiß ich hier keinen geschicktern, als Herrn Johann Ocksen, meinen lieben Collegen, einen Mann, der den Namen des Herrn in der That und Wahrheit fürchtet, solide Studien hat und einen herzlichen Eifer bei sich hegt, Gottes Ehre allenthalben mit getrostem Muth zu befördern." Ferner war es sein Wunsch, daß Ziegenbalg bald wieder kommen und an der deutschen Gemeinde in Kopenhagen als Prediger angestellt werden möchte, damit man dann durch seinen Unterricht, besonders im Tamulischen und Portugiesischen, immer Leute bereit hätte, die hinausgesandt werden könnten. Er wußte, wie viel darauf ankam, durch solche Personen dem Werke in Kopenhagen einen festen Halt zu geben, denn die Abneigung der Würdenträger in der dänischen Kirche war eher im Wachsen als im Abnehmen. Und der König? Auf ihn war bei allen Gunstbeweisungen noch kein Verlaß. Lütkens schrieb in jenem Briefe: „unser lieber König ist jetzt verreist und Niemand weiß fast wohin. Also kann für jetzt nichts darin geschehen." Es war eine schlimme Reise, von der selbst die Königin vorher nichts wußte; ja sie am wenigsten durfte davon erfahren, denn der Grund derselben war eine Liebschaft mit einer Gräfin Velo in Italien. Die damals in Dänemark gehegte Befürchtung, daß der König in Italien zum Romanismus übergehen werde, erwies sich als grundlos. Aber auf der Rückreise ließ er sich im Sommer 1809 zu Dresden durch den König von Polen zu einem neuen Bündnisse bereden, welches das Land abermals in einen Krieg mit Schweden stürzte. Vor diesem Kriege, zu welchem der Beichtvater Jespersen entschieden rieth, hatte Lütkens dringend gewarnt und schon das zog ihm Ungnade des Königs zu. Noch mehr aber sein treues Zeugnis gegen die ärgerliche Bigamie des Königs. Dieser hatte sich nämlich neben seiner noch lebenden Gemahlin die Tochter eines preußischen General Viereck antrauen lassen, eine Handlung, welche der neue Schwiegervater

schamlos mit den Worten rechtfertigte: „in der Bibel steht kein einzig Wort, daß die Fürsten nur Eine Frau nehmen dürften, besonders wenn sie dazu aus wichtigen Gründen gezwungen werden. Der Ehevertrag zwischen dem Könige und meiner Tochter ist so, daß ihn Gott selbst als recht und gültig betrachten kann." Tiefbekümmert schrieb Lütkens am 11. Dec. 1709 den Missionaren, man habe, obschon noch ohne Erfolg, dem Könige gerathen, das für die Mission in Trankebar bestimmte Geld fortan für die Armen der Hauptstadt zu verwenden; und nachdem er dann den leider erfolgten Ausbruch des Krieges erwähnt, fügte er hinzu: „und was noch das meiste ist, so mag ich davon nichts melden; der Herr unser Heiland steure noch und erhöre die Seufzer seiner rechtschaffenen Kinder und Diener, damit man nicht wieder verliere, was man ererndtet hat. Er gebe auch uns Predigern Weisheit und Muth und Kraft, unser Amt redlich und ohne menschliche Absicht zu führen. Ich habe den lieben König nicht gesprochen in vier Monaten. Man ist mit mir jetzt nicht zufrieden. Aber getrost, was ich geredet habe, ist recht vor Gott."

Solche Worte waren wohl geeignet, den Missionaren ihr anfänglich zu großes Vertrauen auf Fürstengunst zu stören. Auf den König war damals wenig Verlaß. Lütkens fand am meisten Unterstützung bei der Königin und den Geschwistern des Königs, dem Prinzen Karl und der Prinzessin Sophia Hedwig. Und die Schwierigkeit der Lage nahm noch zu, indem der Krieg die verfügbaren Mittel des Königs sehr aufzehrte und die Verbindung mit Ostindien unterbrach. Mehrere Jahre hindurch konnten keine Schiffe abgehen; denn wenn auch der Kriegszustand es wieder erlaubt hätte, so hinderte es die 1710 ausgebrochene Pest, die in Kopenhagen große Verheerungen anrichtete. So schien in Dänemark für die Mission, ehe es auch dort mit ihr wieder aufwärts gieng, wenig zu bleiben, als daß die Missionare von hier noch den staatlichen Schutz und das kirchliche Recht zu ihrem Arbeiten erhielten. Und beides war ja allerdings von Werth. Sie konnten unter den großen Schwierigkeiten nur ausharren, weil sie noch vom Könige beschirmt wurden und als Amtsträger der dänischen Kirche angestellt waren. Dadurch hatten sie einen festen Rechtsgrund unter den Füßen. Aber dies allein hätte ihnen nicht geholfen, wenn nicht noch von anderer Seite wirksame Unterstützung gekommen wäre.

Als der Summepiskopus der dänischen Kirche den Entschluß faßte, unter seinen heidnischen Unterthanen eine Mission zu errichten, hielt sich die Gemeinde in Dänemark diesem Entschlusse ziemlich fern und unter den dänischen Geistlichen fand er weder willige

noch brauchbare Missionare. Diese mußte er in Deutschland suchen und fand sie in den vom Pietismus angeregten Kreisen; und eben dort sammelte sich dann auch die Missionsgemeinde, welche seinem Werke erst den rechten Nachdruck gab.

Ziegenbalg und Plütschau hatten mit dem ersten rückkehrenden Schiffe Briefe voll fröhlicher Hoffnungen wie nach Kopenhagen so auch an ihre deutschen Verwandten und Freunde, besonders an Joachim Lange, geschickt und dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie in Berlin herauszugeben. Dadurch ward man nun auch in Deutschland in weiteren Kreisen mit dem neuen Werke bekannt und die Theilnahme stieg schnell. Schon der Umstand, daß jene Briefe dreimal nach einander gedruckt werden mußten, spricht dafür. Und diese Theilnahme war keine blos genießende. Es erwachte sogleich der Drang, mitzuhelfen und bereits im ersten Herbste nach Veröffentlichung der Briefe konnte Lange eine kleine Beisteuer deutscher Missionsfreunde nach Kopenhagen senden. Im nächsten Jahre veröffentlichte Lange in zwei Briefen Ziegenbalgs eine „Fortsetzung der merkwürdigen Nachricht aus Ostindien" und mehrte dadurch den Missionseifer in Deutschland, unterstützt von Francke, der die Bitte der Missionare um Geldhülfe in den „hallischen Zeitungen" bekannt gemacht hatte. Es dauerte nicht lange, so war eine beträchtliche Summe zusammen gekommen, die Gründler bei seiner Abreise in Herbste 1708 mitnehmen konnte.

Aber die allgemeine Aufmerksamkeit, welche sich in Deutschland der ostindischen Mission zuwandte, war doch nicht überall eine freundliche. Als die erste Kunde davon nach Deutschland gekommen, war die Sache gleich 1706 zu Jena in der damals üblichen Weise in einer akademischen Disputation behandelt und das Unternehmen des dänischen Königs hatte hier große Anerkennung gefunden. Aber die in Berlin veröffentlichten Briefe riefen dann andere Stimmen wach. Die eifrigsten Leser fanden die Missionsberichte unter den Pietisten; bei ihnen öffneten sich zuerst die Hände zum Geben. Und dies war wohl natürlich. Denn nicht nur, daß ihre Führer es waren, welche die Berichte veröffentlichten und der Berücksichtigung der Gläubigen empfahlen; auch die beiden Missionare waren ja aus ihren Reihen hervorgegangen und verläugneten diese Zugehörigkeit wahrlich nicht. Die Briefe waren durchweg in dem damaligen pietistischen Stile geschrieben und athmeten das ganze Selbstbewußtsein der Pietisten gegenüber Allem, was nicht zu ihnen gehörte und was sie daher als Welt ansahen. Die Pietisten erblickten in dem, was in Ostindien geschah, ein Werk ihrer Partei und beeilten sich darum, es zu preisen und zu fördern. Sie waren es, durch welche nun

geschah, wonach „schon vor so langen Jahren so viele fromme und gottselige Theologi unserer reinen evangelischen Kirche beides schriftlich und auch mündlich geseufzet und verlanget haben." Die ganze Missionsarbeit war von vorneherein zur Sache der Einen großen kirchlichen Partei gemacht. Das hat sie zweifelsohne von einer Seite gestärkt und gefestigt; denn die Partei sah es nun als Ehrensache an, sie mit aller Kraft zu fördern und zu halten; aber andrerseits ward so doch auch diese Sache, welche Werk der ganzen Kirche hätte sein sollen und können, gleich in den Hader der Parteien hineingezogen und dadurch getrübt. Viele der Orthodoxen betrachteten sie mit einem durch Parteileidenschaft für alle Mängel der Gegner geschärften Auge und erhoben sich zu Richtern über menschliche Schwächen, statt zuerst herzlich und dankbar sich dessen zu freuen, was doch offenbar Gott wirkte. Es begann ein unerquickliches Suchen nach Fehlern, und wie hätte ein solches Suchen nicht finden sollen?

Schon den strengsten Pietisten war nicht alles recht, was sie in den Briefen lasen. Ziegenbalg hatte in der Beschreibung der Anfänge von gekauften Kindern geredet, die man unterhalte und unterrichte. An der Jugend müße zuvörderst gearbeitet werden. „Sollte man hierzu viele zu erkaufen und zu unterhalten vermögend sein, so würde in Kurzem dieses Werk sich sehr ausbreiten und einen gesegneten Fortgang haben". Aber dazu brauchte man Mittel und deshalb bat er dringend um Geld, „welches Mittel dasjenige ist, so nebst der Gnade Gottes hierbei das Meiste ausrichten kann". Den Brief mit den stärksten Bitten an alle Missionsfreunde, in welchem von einem „großen Capitale" die Rede war, dessen man bedürfe, hatte Lange vorsichtiger Weise schon gar nicht mit abdrucken lassen. Aber auch das, was stehen blieb, erregte bei manchen Freunden Bedenken, ja Unzufriedenheit. Man ward stutzig darüber, daß die Heidenkinder gekauft und die Neubekehrten zum guten Theile von der Mission ernährt werden sollten. Man erstaunte überhaupt über die dringenden Bitten um Geld und scheint es als eine Entweihung der Sache, als einen Mangel an Gottvertrauen angesehen zu haben. Solche Bedenken und Vorwürfe gelangten durch Lange nach Indien und gaben den Missionaren Anlaß zur Vertheidigung. Ziegenbalg zählte 1710 in einem zum Drucke bestimmten Briefe die Anstalten, so Geld erforderten, auf und fügte hinzu: „Es nehmen zwar Widriggesinnte auch wohl daher Gelegenheit zu allerlei ungleichen Nachreden, wenn sie sehen und hören, daß auf dieses Werk so große Kosten verwendet werden, sagend, daß wir die Heiden um Geld zum Christenthum erkauften. Dagegen werden die, welche

wissen, was solche Anstalten für Kosten erfordern, sich wundern, daß wir selbige mit so wenigem Vermögen bis anher unterhalten haben, da doch in Europa oftmals auf ein Armenhaus jährlich etliche Tausend verwendet werden; und können wir versichern, daß wir keine Heiden durch Geld zum Christenthum erkaufen, wiewohl es nicht unrecht gehandelt wäre, wenn Eltern nach hiesiger Landesart ihre Kinder ohnedem als Sklaven verkaufen wollten und man selbige um ein geringes Geld annähme, daß sie unsrer Kirchen eigen wären, wie ich mich erinnere, daß wir zwei dergleichen Kinder in unserer Schule haben, die sich sehr fein anlassen und Gelegenheit gegeben haben, daß auch selbst ihre Eltern gewonnen sind". Noch öfter kamen die Missionare auf diesen Geldpunct zurück und beklagten sich darüber, daß sie „von der Welt" übel beurtheilt würden, „welches uns desto weniger wundert, weil wir wissen, daß es die Welt auch mit andern rechtschaffenen und treuen Knechten Gottes also machet."

Aeußerten in dieser Weise schon Pietisten Bedenken, wie wäre es zu erwarten gewesen, daß die Orthodoxen hätten schweigen sollen? Bald genug ertönten aus ihren Reihen Vorwürfe und Anklagen, die ebenso verschieden an innerer Berechtigung wie an Schärfe waren.

Ziegenbalg hatte berichtet: „Wir giengen gestern ein wenig ins Land hinein spaziren und kamen zu einer Pagode, darin ihres großen Gottes Jssparä Weib als eine Göttin verehrt wird. Vor selbiger stunden sehr viel aus Porcellan gemachte Götter. Wir voll göttlichen Eifers stießen einige um, einigen schlugen wir die Köpfe ab, dabei den armen Leuten zu zeigen, daß solche ohnmächtige nichtige Götzen wären, die weder sich selbsten noch viel weniger ihren Dienern einige Hülfe thun könnten. Hierauf antwortete uns ein Wathyjan oder Lehrer, daß diese keine Götter, sondern nur Gottes seine Soldaten wären." Auf diese Worte hin trat ein Prediger Georg Nitsch in Wolfenbüttel mit einem Schriftchen Mysta fervidus hervor, in welchem er untersuchte, ob der Missionar recht daran gethan habe, oder nicht. Und dieser Georg Nitsch gehörte keineswegs zu den starren Orthodoxen; er war einer der trefflichsten Geistlichen der lutherischen Kirche in jener Zeit. Noch im Jahre 1709 kam er als Generalsuperintendent nach Gotha und gerieth hier bald in den Ruf eines Pietisten. Der Widerspruch, welchen er gegen einen Misgriff der Missionare erhob, gieng nicht aus einem blinden Parteifanatismus hervor. Und Aehnliches gilt von den warnenden Bemerkungen, zu welchen V. E. Löscher, damals wohl der bedeutendste Vertreter gesunder kirchlicher Theologie, sich ge-

drungen fühlte. Er zeigte 1708 in den von ihm herausgegebenen Unschuldigen Nachrichten die Missionsbriefe an und bemerkte dazu: „es wäre ja wohl herzlich zu wünschen, daß Gott nach seinem heiligen Gefallen die Herzen der Regenten und vornehmsten Lehrer seiner Kirche erwecken möchte, den blinden Heiden mehreren Zutritt zu den Mitteln seiner Gnade zu verschaffen und ist dieses Werk, woferne es ordentlich angefangen und geführet wird, an und für sich allerdings hoch zu loben und werden alsdann die Personen, so dabei arbeiten, billig auch ihr großes Lob verdienen. Man wird aber Keinem, der es mit der Wahrheit und Kirche Christi treulich meinet, verdenken können, wenn er sich damit nicht übereilt, sondern bei diesen zerrütteten Zeiten, da man aus dem guten Schein oder Succurs eines und andern Dings so bald göttliche Zeichen macht, die Sache genauer prüfet oder auch Andern dazu unparteiischen Anlaß giebt." Er nannte einige solcher Puncte, die zur Prüfung aufforderten nach Stellen der Briefe, in denen Ziegenbalg den Pietisten ziemlich schroff hervorgekehrt hatte, und schloß mit den Worten: „man nehme solches, wie es gemeint ist, wohl an, so wird man dadurch beweisen, daß man mehr auf die Ehre Gottes und die Sache selbst als auf die Ehre seiner Partei sehe."

Das war ein Standpunct, den jeder billig Denkende wird als den richtigen anerkennen müssen, und die Pietisten hatten keinen Grund, sich über eine solche Ermahnung zur Nüchternheit zu beschweren. Aber nicht alle orthodoxen Gegner traten so maßvoll auf. Die wittenberger Facultät hatte ja leider damals den traurigen Ruhm, eine oft unverständige Vorkämpferin der Orthodoxie zu sein. In Wittenberg ward denn auch gleich 1708 unter dem Vorsitze Neumann's eine Disputation gehalten, bei der man mit den Missionaren und ihrem Werke nicht gerade fein umgieng. Man hielt sich hierbei an die Form der Briefe, welche ein Verwandter Ziegenbalgs C. G. Bergen in Pirna hatte drucken lassen. Dieser war argloser oder wenn man will unvorsichtiger gewesen als Lange und hatte auch die Stellen mit veröffentlicht, in denen Ziegenbalg sich über die Unannehmlichkeiten in Kopenhagen und den Zwiespalt mit den dänischen Predigern in Trankebar äußerte. Dadurch hielt Neumann sich für berechtigt, die Missionare, deren ordentlicher Beruf gar nicht einmal feststehe, falsche Propheten zu nennen, von denen man nicht hoffen könne, daß sie die Kirche Christi fortpflanzen würden; vielmehr habe man Ursache zu befürchten, daß sie die unter den Heiden schon gesammelte Kirche einreißen, zertrennen und zerstreuen würden. Es war ein rohes Urtheil und wir begreifen, daß Lütken's dadurch empört ward und im Stile der Zeit durch

seinen Landesfürsten, der 1709 auf der Rückreise von Italien nach Dresden kam, dem sächsischen Professor einen scharfen Verweis von seiner Regierung erwirken wollte.

Andere orthodoxe Stimmen giengen noch weiter und nahmen wohl gar die Berechtigung einer Mission in diesen späten Zeiten überhaupt in Anspruch, wie denn selbst noch 1722 der hamburger Prediger Erdmann Neumeister, der Dichter des Liedes: „Jesus nimmt die Sünder an," die Frage: ob die sogenannten Missionen heutzutage noch nöthig sind? mit einem entschiedenen Nein beantwortete und den Abschnitt seiner Himmelfahrtspredigt, in welchem er dies Nein begründete, mit dem Spruche schloß:

Vor Zeiten hieß es wohl: geht hin in alle Welt;
Jetzt aber: bleib allda, wohin dich Gott bestellt.

Die Orthodoxen, soweit sie sich als kirchliche Partei fühlten, verhielten sich zur Mission, die sie in den Händen des Pietismus sahen, kühl oder gar ablehnend. Wie die Dinge einmal lagen, war ein Andres kaum möglich und wir haben es als für die Sache förderlich erkannt, daß man bald mit einer gewissen Eifersucht darauf hielt, die Reihen der Missionsstreiter nur mit Pietisten zu besetzen. Der Parteigegensatz in der Kirche milderte sich aber allmählich und wir werden sehen, wie dann auch diejenigen Orthodoxen, welche wirklich in Glauben und Liebe lebten, der Theilnahme an diesem so wahrhaft kirchlichen Werke sich nicht mehr entzogen.

In Deutschland sammelte sich und wuchs die Missionsgemeinde, welche in den vom dänischen Könige angestellten Missionaren diejenigen sah, die ihre, der Kirche, Pflicht erfüllten, ihr Werk trieben. Es war nicht die landeskirchlich gegliederte und abgegränzte Gemeinde, sondern die Gemeinschaft der von lebendigem Glauben durchdrungenen und mit thatkräftiger Liebe zum Heilande erfüllten Christen, welche weit über die äußeren Grenzmarken hinübergriff. Sie stand betend und opfernd hinter den Missionaren, welche aus einer der Landeskirchen heraus das Amt und den ordentlichen Beruf zu ihrem Thun erhalten hatten. So bildete sich hier wie von selbst das richtige Zusammenwirken von amtlicher Berufung und Thätigkeit und freier Arbeit christlicher Liebe für die Mission. Ohne ordentlichen Beruf würden die Missionare gar nicht haben ausgehen können unter die Heiden. Soviel kirchliches Bewußtsein lebte in ihnen selbst, daß sie es nicht gethan hätten; und wäre es doch von ihnen geschehen, so würden auch die Pietisten, gerade in ihren Führern, nicht zu ihnen gestanden sein. Diesen ordentlichen kirchlichen Beruf aber konnten sie nur erhalten, indem sie in den Dienst einer der bestehenden Landeskirchen eintraten. Ihre Arbeit aber

wäre bald hinfällig geworden ohne die nachhaltige Unterstützung der hinter ihnen stehenden Gemeinde. Dies konnte jedoch und kann nicht die landeskirchliche in ihrer Gesammtheit, als rechtlich verfaßte, sein. Denn die Mission ist Sache des lebendigen Glaubens und der freien Liebe; Glaube aber und Liebe sind nicht Sache der Gesammtheit einer Landeskirche, sondern nur Einzelner in ihr, bald vieler bald weniger. Diese Einzelnen treten zusammen, durch Einen Geist vereint, um das Werk zu treiben, zu welchem dieser Geist sie dringt, und verbinden sich mit denen auch in andern Landeskirchen, mit welchen sie sich in der Wahrheit und Lebendigkeit des Glaubens eins fühlen. Haben sie dann passende Werkzeuge gefunden, so wird es ihre Sache sein, sich an ein Kirchenregiment, das Wort im Verstande der Bekenntnisse genommen, zu wenden, damit sie von ihm zum kirchlichen Lehramte berufen werden. Aber nie darf man einer landeskirchlichen Behörde und einem landeskirchlichen Organismus als solchem die Mission zur Pflicht machen; es würde diese schädigen und verunstalten, indem es sie aus einer Sache der Freiheit und der Liebe zu einem Werke des Gesetzes und des Zwanges machte. Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zurück zu der damaligen Missionsgemeinde in Deutschland.

Die ersten Briefe der Missionare waren in Berlin gedruckt und hierher sandten die Missionsfreunde anfänglich ihre Gaben. Aber bald ward die Leitung in Deutschland nach Halle, dem Vororte des Pietismus, wo sich ein viel größerer Eifer zeigte, verlegt, und dies war ein rechter Gewinn für die Mission. Denn einmal ward sie dadurch den ihren Bestand bedrohenden Unionsplänen, die in Berlin sich schon sehr geltend machten, entzogen. Francke und seine Freunde vertraten mit aller Entschiedenheit das Recht der lutherischen Kirche und ihres Bekenntnisses. Und dann ergriff in Francke ein Mann die Zügel, der nicht nur über mehr Mittel zu verfügen hatte als Lange, sondern auch um Vieles besonnener und einsichtiger war. Von 1710 an übernahm er die Veröffentlichung der Missionsberichte, die seitdem im Verlage des hallischen Waisenhauses erschienen und mehr und mehr an Bedeutung gewannen. Aus den Unruhen, die über die ersten Briefe entstanden waren, hatte er erkannt, daß man beim Drucke eine größere Vorsicht beobachten müsse. Mit gutem Grunde ermahnte er daher die Missionare zu solcher Vorsicht in ihren Privatbriefen und in den hallischen Berichten gab er vielfach nur Auszüge aus den eingelaufenen Briefen. Auch dies letztere war gewiß berechtigt und sittlich unanfechtbar, solange nur die Wahrheit nicht verletzt ward, zumal schon die Ueberschriften dem Leser oft genug sagten, daß er nur „Extracte" vor sich habe. Aber ob jenes

nicht geschehen sei, muß mindestens bezweifelt werden. Das Verschweigen war mitunter ein derartiges, daß es ans Entstellen grenzte; die deutschen Leser erhielten ein nicht ganz richtiges Bild vom Stande und Fortgange der Missionssache und dafür bietet der Wunsch, den aufflammenden Missionseifer nicht zu dämpfen, wohl keine Entschuldigung mehr.

Was man besonders verschwieg und nur im Allgemeinen als „Schwierigkeit" bezeichnete, war das Verhältnis der Missionare zum dänischen Commandanten und den dänischen Geistlichen. Und hier lag allerdings das schlimmste Hindernis, welches, wie es zum Theil aus der Heimat herübergenommen war, so auch auf sie wieder zurückwirkte. Die Stellung der deutschen Missionsfreunde zu den dänischen Beschützern der Mission mußte schwieriger werden, als Halle die Leitung übernahm und dadurch ganz klar ward, daß das Werk ein Pflegkind des Pietismus sei, gegen welchen in Dänemark noch alle, welche etwas zu entscheiden hatten, eingenommen waren. Wohl schien es, als werde der Zusammenhang mit Dänemark bald seine Bedeutung verlieren, da von dort aus einige Jahre nichts geschah, nicht einmal die regelmäßige Verbindung mit Ostindien unterhalten ward. Um so mehr freute man sich in Halle, als sich die Aussicht eines neuen Weges dorthin über England eröffnete. Dies geschah durch den Hofprediger des dänischen Prinzen Georg, des Gemahls der Königin Anna, Anton Wilhelm Böhner, einen begeisterten Anhänger der hallischen Schule, der sogleich jene berliner Briefe ins Englische übersetzt hatte. Es war ihm gelungen, in England einen großen Missionseifer anzufachen; hochgestellte Geistliche, selbst der Erzbischof von Canterbury, versprachen nicht nur, sondern gewährten Unterstützung; die ostindische Compagnie erwies sich sehr gefällig; die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis bildete einen eignen „malabarischen Ausschuß." So erhielten die Missionare Geld und ermunternde Zuschriften; auch das von hier kommende werthvolle Geschenk der portugiesischen Druckerei hatten wir bereits zu erwähnen. Das war eine Wendung, welche Ziegenbalg und Gründler zu dem Ausrufe trieb: „ach daß doch die gesammten protestantischen Kirchen nach dem ernstlichen Willen Gottes zur Beförderung eines solch allgemeinen Werkes in der Welt kräftig möchten erweckt werden, damit zu diesen unsern Zeiten alle übrigen Heiden mit den Gnadenmitteln zur Seligkeit versehen und aus ihrer gräulichen Abgötterei und heidnischen Blindheit vermittelst der Verkündigung des Evangelii endlich einmal errettet und zu Christo geführt würden! Gewiß es sollten die Christen hierin alle zusammentreten, und ihre hierbei obliegende Pflicht wohl in Acht nehmen,

damit ihnen die angebotene Gelegenheit nicht wieder aus den Händen gehen möchte!" Sie hofften, daß die englische Nation mit der Zeit allenthalben gute Anstalten zur Bekehrung der Heiden aufrichten würde, und wünschten, daß auch die Holländer, denen in ihren Kolonien so treffliche Gelegenheit gegeben sei, sich mit mehr Ernst der großen Sache annehmen möchten. Aber aus dem engen Zusammenarbeiten mit den Engländern, wie es z. B. der durchaus unirt gesinnte Böhner herbei zu führen gehofft hatte, ward nichts. Es blieben immer noch eine Anzahl englischer Freunde der trankebarschen Mission treu und spendeten ihr dankenswerthe Unterstützungen, die Vertreter der englischen Kirche jedoch, besonders der Erzbischof von Canterbury, zogen sich zurück als sie und zwar 1713 erkannten, daß die Mission in Indien als Werk der lutherischen Kirche getrieben ward, oder daß die Hallischen, wie man sich ausdrückte, „den groben und sectirerischen Lutheranismus unter den Heiden einzuführen gedächten."

Um so wichtiger war es, daß der Zusammenhang mit Dänemark bewahrt blieb, daß selbst dann die Fäden nicht rissen, als alles wie zum Bruche reif schien. Der Gegensatz gegen den Pietismus war in stetem Wachsthum begriffen; wenn er dennoch die Mission nicht zerstörte, so war dies fast nur der Unwissenheit des Königs in kirchlichen Dingen zu danken. Daß seine beiden ersten Missionare Pietisten seien, von denen er doch nichts wissen wollte, merkte er nicht. Als dann 1708 Gründler abgesandt ward, meinte er: „es müssen doch die in Halle gute Leute sein, da sie über 1000 Thaler Medicin nach Trankebar gehen lassen", ward darum aber doch nicht so für sie gewonnen wie seine Gemahlin und seine Geschwister. Selbst diese meinten, als im nächsten Jahre Ziegenbalgs Schrift: Von der wahren Weisheit, mit ihrer Hülfe im Verlage des hallischen Waisenhauses gedruckt werden sollte, es sei gerade des Königs wegen gut, dieselbe vorher einer Facultät zur Censur zu übergeben, um den Verfasser vor denen zu schützen, die nach ihrem ketzerrichterischen Sinne geneigt seien, ihm einen „Klecks der Ketzerei anzuhängen." Das Jahr 1712 brachte dann im October zwei königliche Edicte gegen den Pietismus; keine pietistischen Bücher sollten im Lande verkauft, Niemand, so im Gebiete des Königs eine geistliche Beförderung zu erhalten gedenke, sich auf eine der Pietisterei bekanntlich (d. h. offenkundig) zugethane Universität, um allda einige Zeit zu verbleiben und zu studiren, verfügen. Darnach hätten ja streng genommen die Missionare abgesetzt werden müssen; und doch hatte wenige Monate vor dem Erlaß jener Edicte der König, um der darniederliegenden Mission aufzuhelfen, ihr für

ewige Zeiten eine jährliche Einnahme von 2000 Reichsthalern aus den Posterträgnissen ausgesetzt, und dachte nicht daran, die in ihrem Dienste Angestellten zurückzurufen. Im December gab er vielmehr denen, die von Halle aus mit der tamulischen Druckerei nach Trankebar geschickt wurden, einen Empfehlungsbrief und ein Schutzschreiben mit. Es bestand ein großer Widerspruch zwischen diesen Verfügungen, aber man darf sich darüber beim Könige nicht zu sehr verwundern. Dieser Widerspruch war nicht größer als etwa der andere darin liegende, daß der Fürst, der ganz unerwartet die Mission als ein Werk des Herrn wieder so unterstützte, in eben demselben Jahre sich in aller Stille neben seiner noch 9 Jahre lebenden Gemahlin ein anderes Weib, eine Reventlow, antrauen ließ.

Die Anweisung für die Mission auf die Postcasse war die letzte Freude, welche Lütkens erlebte. Er starb am 12. August 1712, nachdem er noch auf dem Sterbebette dem Könige das Werk empfohlen hatte, und dieser ernannte als Inspectoren über die Mission den Probst und Professor Lodberg und den Professor Trellund, gewiß unter den höheren dänischen Theologen diejenigen, welche auch Lütkens nach der Entfernung Ocksens am ersten würde gewünscht haben. Und doch schrieb Ocksen damals an Francke, Trellund werde schon als Glied der Facultät die Pietisten und ihre Anhänger nicht schützen können, zumal er scheu und furchtsam sei wie ein Kind. An Lodberg aber, dem zornigen und eigensinnigen, habe er wenigstens weder den rechten Begriff vom Christenthume noch die gehörige Praxis bemerkt. Dazu komme, daß er von der Liebe zu seiner Nation so eingenommen sei, daß er wo möglich die Sache ganz aus der deutschen Leute Händen spielen und trachten werde, Dänen auszusenden. Nachfolger von Lütkens als Hofprediger endlich war ein Schüler Schelwigs, also ein fanatischer Gegner des Pietismus geworden. So war ein höchst gefährlicher Personenwechsel eingetreten, denn in der näheren Umgebung des Königs befand sich nur Ein Mann, an den die hallischen Missionsfreunde sich mit einigem Vertrauen wenden konnten, der Geheimrath von Holsten, welchem der König die Oberleitung der Missionsgeschäfte aufgetragen hatte. Francke unterließ daher auch den Versuch nicht, ihn zu gewinnen, indem er ihn auf das Nachdrücklichste der Bekenntnistreue der hallischen Theologen versicherte.

Und eben bei dieser Lage der Dinge zog eine neue Gefahr herauf, auf welche auch Ocksen schon mit Besorgnis hindeutete. Im Sommer 1712 erschien nämlich eine Schrift, in der ein Tagebuch und einige Briefe Bövinghs an vertraute Freunde, gegen seinen Willen, wie er behauptet und man wohl glauben muß, veröffent-

licht wurden. Damit war vor aller Welt der in Ostindien geführte Streit bekannt gemacht, es war an dem Thun der Missionare eine nicht immer günstige Kritik geübt, und vor Allem war gezeigt, wie sie so durchaus als Pietisten und als Schüler und Freunde der Hallenser auftraten. Man mußte erwarten, daß die orthodoxen und nationalen Gegner der Mission diese Gelegenheit, sie in schlimmen Ruf zu bringen, sich nicht entgehen lassen würden und durfte nicht hoffen, sie alle so maßvoll verfahren zu sehen wie Löscher, der in den Unschuldigen Nachrichten ohne einigen eigenen Zusatz einfach über den Inhalt des Schriftchens berichtete. Wer sollte ihnen, nachdem Lütkens gestorben war, widerstehen und diese Einflüsse bei dem gegen den Pietismus aufgebrachten Könige brechen?

Doch siehe, es war auch in diesem bedenklichen Augenblicke die Hülfe, welche die Missionsfreunde in Europa nicht im Mindesten hatten voraussehen können, bereit. Zwei Tage nach dem seligen Verscheiden des Hofpredigers warf das Schiff an der holländischen Küste die Anker aus, welches Plütschau aus Indien brachte, und im Januar 1713 stand der zurückgekehrte Missionar vor dem Könige in Friedericia. Er ward sehr gnädig empfangen und erregte beim Könige große Freude durch seine Erzählungen vom Fortgange des Werkes. Derselbe versprach, es auch ferner zu fördern und zu beschützen; ja er hatte schon im Monate vorher den Directoren der ostindischen Compagnie die bestimmteste Weisung zugehen lassen, mit dem nächsten Schiffe dem Commandanten jegliche Gewaltthätigkeit gegen die Missionare nachdrücklich zu untersagen. Die Nachricht von diesen war vor Plütschau angelangt und der König hatte in den von ihm ausgesandten Predigern sich selbst verletzt fühlen müssen. Bövinghs Schrift scheint damals noch gar nicht in seine Hände gekommen zu sein und nun war durch Plütschaus anders lautende Berichte einem etwaigen schlimmen Einflusse derselben vorgebeugt. Plütschau gieng dann weiter nach Kopenhagen, wo der aus Bengalen zurückgekehrte Bövingh sich gleichfalls einstellte, und auch hier gelang es jenem, die Gegner zu beschwichtigen. In der Versammlung der Inspectoren mußte Bövingh, welcher wieder erklärte, die Veröffentlichung der Briefe sehr zu bedauern, zugeben, daß sie gar manche übertriebene, manche falsche Vorwürfe enthielten, und dies schwächte den Eindruck auch der Klagen, die begründet waren und deren Berechtigung Plütschau weder bestreiten konnte noch wollte. Bövingh erhielt die ihm früher versprochene Anstellung in der Heimat, nachdem er gelobt hatte, die Mission in Trankebar nicht wieder befehden zu wollen. Er trat zwar einige Jahre darnach noch einmal schriftstellerisch auf, aber nur um sich

zu rechtfertigen gegen Lange, der ihn in seiner bekannten ungeschlachten Weise angegriffen hatte.

In Dänemark gieng es mit der Mission, gerade als man die Furcht hegen mußte, es sei mit ihr zu Ende, wieder aufwärts. Der König kam jetzt erst recht in Eifer, weil er genauer mit der Sache bekannt ward. Vom December 1713 an ließ er sich beim Ankleiden die hallischen Missionsberichte vorlesen. Daraus lernte er die Arbeit, die Noth und die Wünsche der Missionare kennen und erließ nun manche zweckdienliche Verordnungen und Befehle, die, wenn sie zeitig genug in Indien bekannt geworden und alle zum Vollzuge gelangt wären, Ziegenbalgs Rückreise unnöthig gemacht hätten. Von Holsten meldete im Februar 1714 an Francke: „S. Maj. ist durch die gedruckten Nachrichten und die hier vorhandenen Briefe der Missionarien so erweckt, daß sie seitdem mit der größten Freude und Vergnügen von diesem Werke sprechen. Ich preise in meinem Herzen Gott wegen dieser schleunigen und unvermutheten Hülfe und Aufmunterung des Geistes unsers allergnädigsten Königs und zweifle nicht mehr, es werde sich alles Uebrige auch schon finden müssen." Das machte wieder Muth. Doch dachte man in Halle, es könne nicht schaden, wenn man auch seinerseits etwas thue, um den König bei seinem Eifer zu erhalten. So ward denn die nächste im Sommer 1714 erscheinende Continuation der hallischen Nachrichten, die siebente, mit einem „Sendschreiben von den Gnadenbezeugungen Sr. Königl. Maj. in Dänemark gegen das Missionswerk in Ostindien" eröffnet, in welchem der König des Langen und Breiten erzählt fand, was Alles er schon für die Mission gethan habe, und seine darin sich kundgebende Frömmigkeit hoch gepriesen las. Es war ein Mittel, welches bei einem Charakter wie Friedrich kaum verfehlen konnte zu wirken, aber auch ein Mittel, welches man im Dienste der Mission schwerlich wiederholt haben möchte.

Die Inspectoren beabsichtigten nun in Kopenhagen ein Missionsseminar einzurichten; Plütschau sollte an demselben Candidaten in den beiden für Trankebar nothwendigen Sprachen unterweisen, damit diese nach ihrer Aussendung gleich in die Arbeit eintreten könnten. Zu diesem Behufe ward mit Genehmigung des Königs Plütschau von Halle zurückberufen, wohin er sich 1713 begeben hatte und wo er ebenfalls im Tamulischen Unterricht gab, um zur Grundlegung einer Art von Seminar zu helfen. Man sieht, der Gegensatz gegen den Pietismus fieng an in Dänemark an Schärfe zu verlieren; man konnte es wagen, einen ganz erklärten Pietisten in der Hauptstadt selbst anzustellen. Dagegen machte sich jetzt der

andere Gegensatz mehr geltend. Die Inspectoren beabsichtigten, künftig Missionare von dänischer Nationalität auszusenden; und, weil man in Halle erkannte, daß es der Mission nur noch mehr schaden würde, wenn jene diesen ihren Willen nicht durchsetzten, enthielt man sich vorläufig des Widerstandes und beschloß, die Sache ganz Gott zu überlassen. Plütschau, den übrigens Francke nicht für tauglich hielt, ein Seminar zu leiten, folgte im Februar 1714 dem Rufe, der ihn nach Kopenhagen zurückforderte. Aber aus dem Seminar ward nichts und zur Aussendung dänischer Zöglinge kam es auch nicht. Wohl begann er den Unterricht mit zwei dänischen Candidaten, erkannte aber bald, daß sie durchaus unbrauchbar seien. Seine bei den Inspectoren gemachten Vorstellungen fanden kein Gehör; diese blieben dabei, die beiden Dänen müßten ausgesandt werden. Aber als dieselben dann im September vor dem Könige predigen mußten, entschied dieser, und zwar wie versichert wird, ohne fremden Antrieb, es scheine ihm, als wenn die Leute in Dänemark nicht fortzukommen wüßten und daher durch die Mission in Ostindien sich Beförderung machen wollten; sie sollten zu Hause bleiben.

Ohne Zuthun der Missionsfreunde war wieder ein Plan vereitelt, den sie für nachtheilig hatten ansehen müssen; denn weitere dänische Candidaten, die zum Eintritte in das Seminar bereit gewesen wären, fanden sich nicht. Das kaum gegründete Seminar gieng wieder ein, da auch auf Plütschau, welcher Pastor zu Beidenfleth bei Itzehoe in Holstein geworden war, nicht mehr gerechnet werden konnte.

Und die Verhältnisse gestalteten sich schnell noch um Vieles günstiger. In demselben September 1714 nämlich ernannte der König Ziegenbalg zum Probst, und gab ihm damit das Ordinationsrecht, ein Recht, welches zuerst an Jordan hätte in Ausübung kommen sollen. So war auf dem Missionsgebiete selbst die einheitliche Leitung der Arbeit hergestellt, welche die Missionare längst als zum Gedeihen des Werkes dringend nothwendig erkannt hatten. Gleichzeitig gewann aber auch die Leitung in der Heimat eine festere und zweckmäßigere Gestalt. Trellund, verstimmt durch das Mislingen seines Planes, dänische Missionare auszusenden, reichte seine Entlassung als Inspector ein. In ihm war derjenige ausgeschieden, der bei aller Liebe zur Mission am strengsten das Nationale betonte und den Pietisten gegenüber stets eine gewisse Kälte zeigte. Lodberg blieb, wünschte aber eine Veränderung in der Verfassung der leitenden Missionsbehörde. Diese erfolgte, als der König einen mit den hallischen Theologen vereinbarten Plan genehmigt und im

December 1714 ein dänisches Missionscollegium gründete. Vorsitzender desselben ward der Geheimrath von Holsten; das Amt des Schriftführers erhielt Wendt, ein Mann, der schon seit langem der Mission sein Herz zugewendet hatte und mit den Pietisten in gutem Vernehmen stand. Auch die übrige Besetzung war derartig, daß man von Halle nach Trankebar schrieb: „solchergestalt ist nun die Sache durch göttliche Direction an die rechten Männer gekommen, an welche wir sie längst gewünscht haben, folglich auch in einen solchen Stand gesetzt, als sie in Dänemark noch nie gewesen ist, daher man sich unter göttlichem Segen in Zukunft viel Gutes zur Förderung der Mission versprechen kann."

Mit der Errichtung des Missionscollegiums (collegium de cursu evangelii promovendo) war das Missionswerk in Dänemark endlich gesichert und klar und bestimmt zu einer Sache der dänischen Kirche gemacht. Es sollte fortan nicht blos in Ostindien, sondern an allen Heiden gearbeitet werden, die dem Scepter des Königs unterworfen wären. Und die so arbeitende dänische Kirche wollte nicht allein bleiben, sondern sich zum Werkzeuge der gesammten lutherischen Kirche machen, oder vielleicht richtiger, das Missionscollegium, das mit dem Amte der Leitung betraute, sammelte die Missionsgemeinde in der lutherischen Kirche um sich, soweit sie über aller Herren Länder zerstreut war. Am 19. Januar 1715 erließ es ein Ausschreiben, in welchem es alle, die das Heil der Menschen lieben, besonders alle Geistlichen, um willigen Beistand bat, und die Studiosen der Theologie, welche den Trieb zur Heidenbekehrung in sich spürten, seien sie nun in dänischen oder auswärtigen Landen, aufforderte, nach ernstlichem Gebet und Selbstprüfung sich zu melden. Auch ernannte es drei Grafen Reuß und einen Grafen Henkel zu correspondirenden Mitgliedern, vorzüglich mit der Absicht, durch sie auf die höheren Stände in Deutschland einzuwirken.

Nun begann ein reges Schaffen für Missionszwecke, welches unmittelbar der heimischen Kirche zu Gute kam, denn man merkte sehr bald, daß Liebe zur Mission in der Gemeinde sich nur regen werde, wenn in ihr die Liebe zum Herrn Jesu erwache. Man machte sich also auch die Belebung der Gemeinde z. B. durch Bibelverbreitung, zur Aufgabe und suchte sie wenigstens dadurch in ihrer Gesammtheit zur Theilnahme herbeizuziehen, daß man zur sonntäglichen Fürbitte in der Kirche aufforderte. Und während auf diese Weise das Collegium die Wünsche des Königs erfüllte, zeigte auch er einen erhöhten Eifer. Am 3. Mai 1715 erließ er eine Weisung an die Universität, in dem zu ihr gehörigen Convicte, dem

Regentianum, eine Abtheilung mit 16 Stellen für solche Studenten, einheimische oder fremde, einzuräumen, die vom Collegium auserwählt würden, um dort ihre Studien vollenden und dann in den Missionsdienst treten zu können. Wohl blieben diese mannigfachen Begünstigungen nicht ohne Widerspruch im Lande. Es erschienen, und zum Theil aus dem Schooße der Facultät heraus, Schriften von ziemlicher Bitterkeit; schloß doch eine solche z. B. mit dem Ausrufe: „Gott erfülle alle orthodoxen Lehrer der Kirche mit Haß gegen den Satan und jegliche fanatische Lehre!" Aber die Gegnerschaft hatte Macht und Einfluß verloren. Und auch in Deutschland verstummte allmählich der Widerspruch der orthodoxen Partei: Die gemäßigten Glieder derselben wenigstens, die nicht von Leidenschaften entflammt waren, erkannten das Werk auch bei den Mängeln, die sie rügen zu müssen glaubten, an. Von dem edlen Löscher, dessen Stimme so viel galt, hörten wir, daß er von Anfang an mit Besonnenheit beobachtete und urtheilte. Die vierte Continuation der hallischen Berichte, in der er mit Befriedigung bemerkte, daß einige Dinge, daran man sich sonst gestoßen, unvermerkt gebessert seien, zeigte er 1713 mit dem Wunsche an: „Gott helfe ferner, damit dies Werk in seinem völligen Segen zum Preis seiner Gnade stehen möge!" Er veröffentlichte das Ausschreiben des Missionscollegs und verwahrte sich vor dem Vorwurfe der Feindschaft, den ihm besonders der leidenschaftliche Lange gemacht hatte. Er wollte nur warnen vor dem Irrthume, als ob wahre Pietät nur nach hallischem Maß und Principien gemessen werden müsse. Selbst in Wittenberg konnte man jetzt bei einer Disputation das Missionswerk rühmen hören.

So ganz überraschend günstig fand Ziegenbalg die Verhältnisse in der Heimat, als er am 1. Juni 1715 bei Bergen in Norwegen wieder den europäischen Boden betrat. Mit schweren Sorgen hatte er die Reise gemacht und nun fand er bei der Ankunft ein gut Theil der Hindernisse, die ihn und die Mission drückten, hinweggeräumt und sah das Werk um Vieles mehr gefördert und gefestigt, als er hatte hoffen können. Da erfüllte Dank gegen Gott sein Herz und ein frischer freudiger Muth beseelte ihn wieder. Er beschloß, nun auch seinerseits Alles zu thun, um die günstige Lage auszunützen und so die Reise recht fruchtbar zu machen. Sein erster Gang mußte ihn zum Könige führen. Er traf diesen im Lager vor Stralsund und alles Kriegsgetümmel hinderte nicht, daß er freundlich angehört ward und die bestimmtesten Zusicherungen erhielt. Die eigentlichen Verhandlungen konnten freilich nur in Kopenhagen geführt werden, wohin Ziegenbalg sich deshalb so schnell

begab, als sein abgematteter Körper es erlaubte. Hier waren die meisten Schwierigkeiten zu überwinden und es gelang, so daß er bald schreiben konnte: „überhaupt sehe ich, daß meine Ueberkunft sehr vielen Nutzen schaffe und einen solchen Segen werde nach sich ziehen, daß wir dessen Frucht unser Lebtage in Indien bei diesem Werk werden zu genießen haben." Den Entschluß, die Reise zu machen, hatte Ziegenbalg gefaßt, als er von den Verordnungen der Compagnie, die Mission zu hindern, Kenntnis erhielt. So lange diese bestehen blieben, half Alles nichts, was in der Zwischenzeit Günstiges geschehen war. Sie mußten durchaus aufgehoben werden; aber dies durchzusetzen gelang nur durch harte Kämpfe. Das Missionscollegium nahm sich Ziegenbalgs und seiner Forderungen treulich an und doch erfolgte ein befriedigender Entscheid erst, als man drohte, sich ohne weitere Verhandlungen an den König wenden zu wollen. Dies war erreicht, als Ziegenbalg Kopenhagen wieder verließ, und auch nach der Seite hin hatte er etwas gewonnen, daß manche Vorurtheile, die selbst von entscheidenden Persönlichkeiten unter den Missionsfreunden gegen ihn gehegt waren, durch seine Anwesenheit und den persönlichen Verkehr mit ihm beseitigt wurden. Es machte weithin einen günstigen Eindruck, daß er so freudig entschlossen war, abermals hinauszugehen und auch den Rest seines Lebens in den Dienst der Mission zu stellen.

Erst nachdem in Dänemark, dem Vororte der Mission und dem Sitze der leitenden Behörde, Alles geordnet war, konnte Ziegenbalg daran denken, in Deutschland seine geistlichen Väter zu besuchen und die Missionsgemeinde zu begrüßen. Die mildthätige Hülfe der letzteren brauchte er jetzt besonders, da er umfangreiche Pläne für die Erweiterung des Missionswerkes hegte und wohl sah, daß er auf neue Geldunterstützung aus Dänemark nicht rechnen dürfe, sondern von dorther nur die feste Fundation aus der Postcasse zu erwarten habe. Deshalb hatte er schon bald nach der Ankunft bei verschiedenen Freunden in Deutschland um Geldbeiträge gebeten; und er bat nicht vergebens. In Städten wie Hamburg und Straßburg öffneten sich freigebige Hände und in Würtemberg ordnete der Herzog auf Ersuchen seines frommen Hofpredigers Samuel Urlspergers eine allgemeine Hauscollecte an, die von der Kanzel angekündigt und durch Verlesung eines von Urlsperger verfaßten Abrisses des ostindischen Missionswerkes empfohlen werden sollte. Am wichtigsten ward für Ziegenbalg der Aufenthalt in Halle. Wir sagen dies nicht, weil er dort eine Lebensgefährtin fand und so einen Wunsch erfüllt sah, den er schon 1710 in einem Briefe an Lange geäußert hatte: „ich hoffe, daß nach unserm Verlangen die

lieben Väter uns drei Schwestern zu unserer Leibespflege werden herausschicken, welche uns in Ansehung unseres schwachen Leibes gar nöthig sind. Und wo es anders diejenigen sind, so wir benennet, so sind wir versichert, daß sie uns auch bei diesem Werk sehr nützliche Instrumente sein werden." Viel wichtiger war für ihn, daß er sich mit dem ehrwürdigen Francke aussprechen und verständigen konnte. Francke hatte sich früher einmal dahin geäußert, er würde Ziegenbalg nicht zum Missionar ausgewählt haben und wir wissen, daß er an seinem Auftreten gar manches nicht billigte. Dasselbe Urtheil hatte man in Halle ziemlich allgemein. Nun hatte aber doch Ziegenbalg sich durch seine seitherige Wirksamkeit als einen vorzugsweise tüchtigen Missionar ausgewiesen. Und als er in Halle sich zeigte, war man erstaunt über sein ruhiges und maßvolles Auftreten. Er war ein anderer als man ihn sich vorgestellt hatte. Offenbar hatte auch er gerade durch die schweren Zeiten gelernt, die mancherlei Erfahrungen hatten ihn innerlich gereift und die Reise brachte diese innere Entwickelung zum Abschlusse. Der Umgang mit Francke war für ihn ein wohlthätiger; beide Männer traten einander herzlich nahe, so daß Ziegenbalg hoffen durfte, für die Folgezeit in Halle Verständnis und Unterstützung zu finden. Beim Scheiden verhieß ihm Francke, seine Gedanken über die Mission schriftlich aufzusetzen und die Erfüllung dieses Versprechens ward ein herrliches Denkmal der wahrhaft christlichen Weisheit dieses ehrwürdigen Theologen, ein Schriftstück, welches man allen evangelischen Missionaren zum Lesen und Beherzigen mitgeben sollte.

Dreiviertel Jahre dauerte der Aufenthalt Ziegenbalgs in Europa, eine Zeit nicht der Erholung, sondern anstrengender Reisen und ernstester Verhandlungen. Auch in England, von wo er sich einschiffte, scheute er keine Mühen, um bei den dortigen noch treu gebliebenen Missionsfreunden den Eifer und die Theilnahme zu beleben. Aber diese Anstrengungen und Mühen blieben nun auch nicht fruchtlos. Als er am 4. März 1716 das Schiff bestieg, konnte er mit wohlbegründeten Hoffnungen der neuen Arbeit auf dem Missionsfelde entgegensehen, wo man hinwieder auch ihn mit sehnsüchtiger Liebe erwartete. Schon am 10. August landete er in dem englischen Hafen Madras, und als die Kunde hiervon nach Trankebar drang, war dort allgemeine Freude. Ein Glied der Gemeinde sandte ein Dankopfer von 6 Thalern zur Mission, „mit dem Bericht, daß die Schulkinder dafür sollten eine Mahlzeit halten und Gott loben für die Ankunft des Herrn Probstes nach Indien."

Achter Vortrag.

Die Anfangsgeschichte der lutherischen Mission hat uns an den verschiedensten Puncten gezeigt, daß Gottes Gedanken andere sind als der Menschen Gedanken, die oft so gar thörichten. Wir sahen, wie er Wege bahnt, wo Menschen keine wissen, und Hindernisse beseitigt, welche ihre Verkehrtheit, ihr Unverstand bereitet haben. Wenn dagegen ihre Hoffnungen hochgiengen, und sie glaubten, nun gewonnen zu haben, dann griff er wohl wieder ein und zeigte ihnen, daß nicht sie es seien, die das Werk hielten und deren Kraft und Wille dessen Fortschritt bedingten, sondern er allein. Er will seine Ehre keinem Andern geben.

Als Ziegenbalg 1716 zum andern Male nach Indien reiste, war er gutes Muthes und freudiger Hoffnungen voll; in Europa hatte er weit mehr gefunden, als er erwarten konnte, so daß wenigstens sein Geist durch diese Reise gestärkt und gehoben war. Nach Indien brachte dasselbe Schiff, welches ihn hinführte, dem Commandanten, der übrigens in dem letzten Jahre sich stets freundlich bewiesen hatte, seine Abberufung. An seine Stelle trat ein Mann, von dem man wußte, daß er der Mission sehr wohlgesinnt sei. Mit seinem Collegen Gründler lebte Ziegenbalg in bestem Einverständnisse und beide Männer standen damals auf der Höhe des kräftigen Mannesalters. Wie hätten sie da nicht hoffen sollen? Wer der Missionsfreunde hätte nicht mit ihnen gehofft? „Ich fange nunmehr unter diesen Heiden — schrieb Ziegenbalg gleich nach der Landung an Francke — mein Amt wieder mit Freuden an und werde solches Werk mit meinem Herrn Collegen desto eifriger hinfort treiben, je mehr ich sehe, daß der Finger Gottes darunter sich äußert und Vieler Augen in Europa darauf gerichtet sind.“ Und doch, trotz solches Muthes, solcher Freudigkeit, wie ward alles bald so ganz anders, als man meinte hoffen zu dürfen!

Zur eigentlichen Missionspredigt war es in dem Jahr, in welchem Gründler allein hatte arbeiten müssen, fast gar nicht gekommen. „Sonst — berichtete er — ist es ein gar nöthiges Stück zur Ausbreitung des Wortes Gottes, wenn man selbst unter die Heiden geht und sich mit ihnen in ein Gespräch einläßt. Allein dies hat in dem gegenwärtigen Jahr und bei der jetzigen Abwesenheit des Herrn Probsts Ziegenbalg guten Theils unterlassen werden müssen, wegen der vielen einheimischen Geschäfte. Kaum hats zuweilen geschehen können, daß wenn Heiden oder Mohren zu uns ins Haus kommen sind, diese Anstalten zu besehen, man einige Zeit hat ge-

wonnen, mit ihnen zu reden, wozu sonderlich die Malabaren ziemlich geneigt sind und gerne warten, bis man mit ihnen ein Gespräch anfängt." Natürlich war es Ziegenbalgs Wunsch, diese Hauptthätigkeit wieder kräftig aufzunehmen und zu erweitern. Hatte er doch auch in Europa hören müssen, daß man hinsichtlich dieses Punctes seit langem einen Fehler in der ostindischen Mission zu bemerken glaube, indem man dafür halte, die Missionare müßten wie einst die Apostel und ihre Schüler nicht an Einem Orte bleiben, sondern von Stadt zu Stadt ziehen und so umherwandernd predigen. Nur das seien wirkliche Missionare. Ziegenbalg fühlte sich bewogen, dieser ungünstigen Meinung entgegen zu wirken, indem er noch im Jahre 1716 in dem ausführlichen Berichte, den er heimsandte, ein eignes ziemlich umfängliches Capitel über die Art der Verkündigung des Wortes Gottes unter den Heiden schrieb. Er schilderte die uns schon bekannten verschiedenen Wege, auf denen man versucht habe, den Heiden das Evangelium nahe zu bringen und bat, das damit Geschehene nicht für gering und erfolglos zu achten. Und auch Francke hielt, als er den Bericht veröffentlichte, es noch für nöthig, die europäischen Leser eigens auf dies Capitel aufmerksam zu machen. „Nämlich es findet sich doch Gelegenheit, den Heiden das Evangelium kund zu thun, obgleich die Missionarii nicht durch viele Länder herumwandern. Gott hat freilich sonst bisweilen seine Knechte ausgesandt, die ausgehen und das Evangelium herumtragen müssen; hinwiederum aber hat er es auch zu Zeiten also geschicket, daß die Leute zu seinen Knechten haben kommen und von denselben das Evangelium hören und lernen müssen. Diese Art findet man hier insonderheit bemerket, allwo man sattsamlich verspüren kann, wie Gott auch auf diesem Weg die Missionare bisher gesegnet habe." Mit schönen Worten von bleibender Gültigkeit verwies er die Missionsfreunde, denen die Erfolge nicht groß genug waren und die sich wohl durch die römischen Massenbekehrungen blenden ließen, zur Bescheidenheit und zur Geduld: „Man muß in solchen Werken Gottes nicht auf den äußerlichen Haufen oder auf die Menge noch auf den äußerlichen Stand, Hoheit, Reichthum und dergleichen sehen, sondern vielmehr das Auge seines Gemüthes auf das inwendige und sehr weitgehende Werk Gottes richten. Es ist aber auch zu bedenken, daß dies insgemein die Unart des menschlichen Herzens ist, daß es mit dem, was Gott aus Gnaden gegeben und verliehen, nicht zufrieden ist, sondern immer etwas Größeres und Mehreres haben will. Ehe es da ist, denkt man, es werde etwas Großes sein, wann man es kriegen werde; wenn man es aber erlangt hat, so verachtet mans und will was Besseres. Zu-

erst] als die Missionare hinausgiengen, hieß es: wenn sie auch nur eine einige Seele gewönnen, so wäre es schon der Mühe werth und mehr als alles Geld und Gut; nun sie aber weit mehr ausgerichtet haben, als man damals hoffen können, dünket manchen alles zu wenig und die Leute, die sich bekehret, dünken ihnen zu schlecht und zu gering zu sein. An meinem Theil bezeuge ich vor Gott, daß mir das, was durch die Missionare geschehen ist, so groß und herrlich in meinen Augen vorkommt, daß ich mit aller Freudigkeit sagen kann, sie würden das nicht ausgerichtet haben, wenn die Hand Gottes nicht mit ihnen gewesen wäre. Zudem ist der Anfang immer am schwersten; wenn aber einmal das Eis gebrochen und der Weg gebahnt ist, gehet hernach alles leichter, wenn nur die, so nachkommen, auch fein in die Fußtapfen der ersten Arbeiter eintreten, welches bei diesem Werk sonderlich zu wünschen ist."

Um solche nachkommende Arbeiter, um gleichgesinnte Gehülfen, baten die Missionare wiederholt, da das Werk sich ausdehne und sie nicht zumal der Gemeinde in Trankebar vorstehen und zur Predigt unter den Heiden umherwandern könnten. Von dem Ersteren aber wußten sie, daß sie es nicht aufgeben dürften; es müßte durchaus von ihnen oder anderen europäischen Lehrern geschehen. Mit großer Sorgsamkeit hatten sie fortwährend den Katechumenenunterricht behandelt. Wenn sie auch das rein Gedächtnismäßige durch die eingebornen Katecheten den zu Unterrichtenden, die häufig genug nicht lesen konnten, einprägen ließen, so behielten sie doch den eigentlichen Unterricht in ihrer Hand, und tauften nur nach gewissenhafter Prüfung und wenn sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß der Täufling den aufrichtigen Willen hege, mit der Sünde zu brechen und Christo anzugehören. Aber sie sagten sich, daß auch damit ihre Arbeit noch nicht vorbei sei, daß vielmehr nun erst der schwierigere und mehr ermüdende Theil beginne. „Wenn wir den innern Zustand unserer Gemeinde erforschen, so finds freilich nicht alle, die zu solchem Stande und Glückseligkeit gebracht sind, wie wir solches gerne wünschten und dahin arbeiten. Jedoch danken wir dem getreuen Gott, daß er in manchen Seelen sein Werk der Buße und des Glaubens hat, die darum bekümmert sind, wie sie unter dem unschlachtigen Volk als Lichter scheinen mögen und deswegen ihr innerliches Anliegen in ihrem Herzensgebet dem barmherzigen Gott beweglich vortragen, daß sie nicht nur das äußerliche Schema des Christenthums annehmen mögen, sondern daß der innerliche Grund des Herzens recht geändert werde, Jesus Christus darin eine rechte Gestalt gewinne und das Leben des Glaubens innerlich recht gegründet werde, auch äußerlich sich thätig hervorthue. Diese haben

auch Hunger, immer zu mehrerer Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen. — Es ist auch kein Zweifel, es würdens manche unter den Erwachsenen zu einer mehreren Uebung des wahren Christenthums bringen, wenn sie selbst Gottes Wort und erbauliche Bücher zu lesen vermöchten, wozu sie aber in ihrer Jugend, da sie noch Heiden gewesen, nicht angeführet worden sind, und daher manche Erbauung ihrer Seele entbehren müssen. Viele erkennen wir noch in dem Zustande zu sein, daran man an ihnen zur wahren Buße arbeiten muß. Denn ob man schon bei der Präparation zur h. Taufe was Besseres an ihnen erkannt und sie getauft hat, so sind sie doch nicht in dem angefangenen Wesen beständig blieben und darin fortgegangen, sondern haben sich leider wieder zum Sündendienste verleiten lassen, darin sie stehen und wandeln. Manche begnügen sich also mit dem äußern Bekenntnis, leben dabei ziemlich ehrbar, lassens aber nicht zu einer wahren Art des Christenthums kommen. Manche können sich wohl beklagen, aber dabei bleibts, und wollen nicht an einen ernstlichen Bußkampf, dadurch die Sache bei ihnen recht ausgemacht würde. Manche meinens zu haben und habens doch nicht. Manche können nicht von der Schwere und Größe ihrer Sünden überzeugt werden. An allen diesen aber ermüden wir nicht, sie zu bestrafen, zu ermahnen, aufzuwecken, und sie eines Bessern zu belehren, in der Zuversicht, daß, wie Gott an unsern Seelen lange mit Geduld gearbeitet hat, ehe wir uns haben aus unserm Verderben herumholen lassen, so werde er auch noch diese mit dem Zeugnis seines Wortes überführen und zurecht bringen."

Für die Gemeinde der Neubekehrten war jetzt die treue und unverdrossene Arbeit des Pastors und Seelsorgers nöthig, und diese trauten sie den aus den Eingeborenen selbst hervorgegangenen Lehrern noch nicht zu; sie würde über deren Kräfte gehen. Um so mehr aber hielten sie dieselben für befähigt zur eigentlichen Missionspredigt unter den Heiden, zum Verkehre mit ihren Volksgenossen. Sie begnügten sich daher auch nicht mit tamulischen Lehrern und Katecheten, sondern waren von früh an darauf bedacht, auch eingeborne Prediger zu bilden. Ziegenbalg schreibt 1711: sie erzögen mehrere von den Tamulenknaben, daß sie erstlich eine Zeitlang in den Schulen Lehrer sein, nachmals aber zu Katecheten gebraucht werden könnten. „Denn wenn wir nicht selber solche Leute in unsern Schulen ziehen und nach unserer Hand gewöhnen, finden wir unter den erwachsenen Personen keine, die uns recht nach Wunsch an die Hand gehen; ziehet man aber die Jugend recht auf und suchet die, so gute Ingenia haben, zu solchen Aemtern zuzubereiten, so kann einer aus ihnen mehr bei diesem Werk thun, als einer von uns

Missionaren, die wir aus Europa sind und solche Freiheit nicht haben mit den Heiden im Lande umzugehen, als wohl die haben können, so in diesem Lande geboren und erzogen sind. Die Jugend in diesem Lande ist weit geschickter, etwas zu lernen als die in Europa, welches wohl theils aus dem hitzigen Klimate herkommen mag, theils von der einfachen Speise und Trank, so hier gebraucht wird. Die Freude, so wir an unsern Schulkindern haben und die Hoffnung, so sie uns machen, ist sehr groß." Schon vorher hatte er berichtet: „Wenn es in diesem Werke erst dahin kommen wird, daß aus unsern Schulen tüchtige Leute als Schulmeister, Katecheten oder auch wohl als Lehrer können gebraucht werden, so hoffe ich, wird selbiges erst recht wachsen. Denn durch das Mittel haben die Römisch-Katholischen in Ausbreitung der christlichen Religion auf hiesiger Küste den größten Fortgang gehabt, daß sie auch schwarze Indianer zum Predigtamt ordinirt haben. Weswegen ich bei Unterrichtung der Kinder große Reflexion hierauf mache und sie zur Meditation gewöhne, auch übe, dasjenige, was sie bisher gelernt, andern deutlich und verständlich wiederum beizubringen; worinnen sie auch schon dergestalt zugenommen, daß sie nicht nur jedwede Abhandlung des Wortes Gottes in ein Gebet bringen, sondern auch über alle Materien selbst katechisiren und einen förmlichen Vortrag thun können, zu welcher Uebung täglich eine Stunde ausgesetzt ist. Ich suche ihnen Alles in kurzen Tabellen beizubringen und finde bei ihnen ein sehr fähiges Ingenium."

Wir wissen schon, welch große Bedeutung die Missionare den Schulen beilegten und wie sie diese deshalb auf alle Weise zu heben und zu mehren suchten. Sie wollten ja nicht blos die Kinder gewinnen, sondern durch die Kinder auch die Eltern. Die Kinder empfiengen einen wirklich gründlichen Religionsunterricht und mit allem Eifer arbeiteten die Lehrer auch an ihrer Bekehrung. Das Muster pietistischer Erziehung, welches die hallischen Anstalten darboten, ward auch für die ostindischen Missionsschulen maßgebend. Wir sehen dies z. B. daran, daß man die Kinder anhielt, in der Schule frei aus dem Herzen zu beten und sie nach der Fertigkeit hierin beurtheilte. Das freie Gebet war ja dem Pietismus eines der Kennzeichen des wahren, erweckten Christen, welches man z. B. an Bövingh vermißte. Jedes Wort der Schrift in ein Gebet zu bringen war, wie wir eben hörten, eine Aufgabe, welche Ziegenbalg den reiferen Schülern stellte. Ohne solche Fertigkeit waren sie ihm für ihren künftigen Beruf nicht tauglich. Wird uns doch z. B. von einem Katecheten, der zum Ermahnen bei der tranquebarschen Gemeinde angestellt war, erzählt: „seine eigentliche Verrichtung ist,

nicht so wohl die Leute in der Lehre des Christenthums erst zu unterweisen, sondern vielmehr in die Häuser umherzugehen, auf den Wandel der Christen acht zu haben, sie zu einem gottseligen Leben zu ermahnen, mit ihnen zu beten und sie selbst im Beten zu gängeln und zu üben." Es war eine Erziehung, die nach unserem Gefühl zu sehr der Abrichtung nahe kam und der Natur Gewalt anthat, ja die Wahrhaftigkeit gefährdete. Es giebt nichts Unnatürlicheres und Unkindlicheres als die Briefe der christlichen Schulkinder zu Trankebar an die zu Glauchau bei Halle und deren Antwort. Aber bei alledem müssen wir gerade die Pflege des Schulwesens ein Zeichen von dem unermüdlichen Eifer der Missionare nennen. Und sie begnügten sich nicht bei den schon früh angelegten Volksschulen; es mußte ihnen ja gerade für ihre Missionszwecke bald darauf ankommen, den Grund zu einer etwas höheren Lehranstalt zu legen. „Es soll — schrieb Gründler im September 1715 — mit den großen Knaben unserer Schule nunmehr ein collegium biblicum und ein theologicum angefangen werden, damit sie dadurch mehr und mehr zu dem Missionarienamt präparirt würden, so es Gott gefallen möchte, sie dazu zu gebrauchen. Ich nach meiner Erfahrung zweifle nicht, daß sie sollten, insonderheit in diesen beiden Stücken, unter göttlicher Gnadenwirkung tüchtig werden, nämlich in der wahren Frömmigkeit und in nöthiger theologischer Wissenschaft. Dazu aber dürften sie es nicht so leicht bringen können, daß sie einer Gemeinde mit genugsamer theologischer Autorität, die das nöthige Gewicht habe, vorstehen. Doch Gott, der sie zu beidem ersten tüchtig machen kann, wird ihnen auch das andere schenken." Als Ziegenbalg gerade um dieselbe Zeit den jungen Timotheus, welchen er mit nach Europa genommen hatte, dem dänischen Könige vorstellte und dieser fragte, ob denn nicht aus solchen Indianern etliche zu Lehrern zu gebrauchen seien, konnte der neu ernannte Probst antworten, nun ihm die Ordinationsvollmacht ertheilt sei, vermöge man auch aus den eingebornen Katecheten einige zum Lehramte zu erwählen. Und in der That, am 23. October 1716 ward mit 8 tamulischen Knaben der Anfang eines Seminars gemacht, in welchem sie vorbereitet werden sollten, um künftig, wenn sie sich als Katecheten und Lehrer bewährt hätten, zu Predigern unter den Schwarzen ordinirt zu werden. Es war ein sehr wichtiger Fortschritt für Festigung und Erweiterung des Werkes, den man damit gemacht hatte.

Und noch in einer andern Weise gedachten die Missionare durch Jugendunterricht vorzubereiten und in die Weite zu wirken. Sie entlehnten aus England den Gedanken der Frei- oder Charität-

schulen und suchten ihn in Ostindien zu verwirklichen und für die Mission nutzbar zu machen. Gründler war es, der während Ziegenbalgs Abwesenheit im Frühlinge 1715 den Versuch unternahm, nachdem schon fast 2 Jahre vorher er und Ziegenbalg hatten an Francke schreiben können: „Die Heiden haben nunmehr den Anfang gemacht, einige von ihren Kindern in unsere Schulen zu thun, um darinnen der Information zu genießen. Dabei sie zwar nicht die Absicht haben, daß ihre Kinder getauft, sondern nur daß sie geschickt werden und etwas Nützliches darin lernen sollen. Indes freut man sich doch, daß man dadurch Gelegenheit hat, solche Kleinen von Jugend auf in der christlichen Lehre zu unterrichten und auf eine christliche Art anzuführen, in der Hoffnung, daß der h. Geist durch sein Wort ohne der Eltern Vermuthen etwas Geistliches und Göttliches in ihren Herzen wirken werde." Er bat den Commandanten um die Erlaubnis, durch öffentlichen Anschlag den Malabaren seinen Plan bekannt zu machen und hinzufügen zu dürfen, daß diejenigen, welche in der neuen Schule wohl zubereitet wären, vor anderen einmal bei der Compagnie sollten ihre Dienste finden, weil sie neben der Gottesfurcht vornehmlich zu deren Dienst angeleitet und brauchbar gemacht werden sollten. Nach erlangter Genehmigung kündigte er dann eine „öffentliche Schule" an, da alle Kinder, deren Eltern solches belieben möchten, Freiheit haben sollten hineinzugehen. Unterricht nebst Büchern und Schreibmaterial sollte unentgeltlich sein, und zwar Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, im Tamulischen und Portugiesischen, in den Grundlehren des Christenthums und in der Medicin. Den Eltern würde es freistehen, die Schule selbst zu besichtigen und zu beobachten, wie ihre Kinder unterwiesen würden und vorwärts kämen. Der Aufruf hatte in Trankebar guten Erfolg. Gleich am nächsten Tag meldeten sich 14 Kinder, mit denen die Schule eröffnet werden konnte, und nach 4 Monaten war die Zahl der Kinder bis auf 70 gestiegen, so daß man zwei Classen errichten mußte. Das Gerücht von der Schule verbreitete sich weiter im Lande, so daß selbst von auswärts Kinder geschickt wurden, um am Unterrichte theilzunehmen. Unter den Tamulen ward viel über die neue Einrichtung gesprochen. Man wunderte sich über die Freigebigkeit der Missionare und konnte nicht umhin, sie anzuerkennen. Nur an Einem nahmen Viele Anstoß; „Sie mengen — sagten solche — der Bareier und Anderer Kinder, die von geringem Geschlecht sind, unter einander und zu diesen thun sie auch der Malabaren Kinder, so von besserem Geschlecht sind; dies einige wäre ein Fehler, sonst wäre gar nichts zu tadeln." Aber es lag natürlich gerade im Plan der

Missionare, dem starren Kastengeiste durch diese Freischulen entgegen zu wirken und seine Gewalt über die Gemüther zu brechen. Ihr neues Schulunternehmen, bei dem es auf die Kinder der noch heidnisch bleibenden Familien abgesehen war, sollte kein unmittelbarer Missionsversuch sein, aber sie hofften doch dadurch der Mission eine weitere und breitete Bahn zu bereiten, indem sie die Kinder unter den Einfluß einer christlichen Erziehung und Bildung stellten, sie mit dem Christenthum bekannt machten, durch sie christliche Schriften unter dem Volke verbreiteten, und durch das Alles manchen Haß und viele Vorurtheile beseitigten.

Am meisten Anklang fanden diese Schulgründungen begreiflicher Weise in England. Man wünschte auch die englischen Kolonien solches Segens theilhaftig zu machen. Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntnis wandte sich an Gründler mit der Bitte, zur Anlegung von tamulischen Schulen auf englischem Gebiete behülflich zu sein. Und in Indien waren nicht nur die Gouverneure diesem Vorhaben sehr günstig, sondern besonders auch der eifrige Prediger William Stevenson, der im Januar 1716 eine englische Charitätschule in Madras errichtete. Der Antrag erfreute Gründler sehr, denn schon längst hatten die Missionare gewünscht, es möchte ihnen auch außerhalb des dänischen Gebietes zur Verkündigung des Wortes Gottes Gelegenheit geboten werden. Aber für den Augenblick alleinstehend trug er Bedenken, sogleich darauf einzugehen. Erst als Ziegenbalg zurückgekommen war, konnte man mit der Verwirklichung des Planes Ernst machen. Im Februar 1717 traf Gründler mit Stevenson und dem englischen Gouverneur in dem nördlich von Trankebar an der Küste gelegenen Cudelûr zusammen, wo man den Anfang machen wollte, und im Juli ward die ganz nach dem Muster der trankebarschen Anstalten eingerichtete Schule eröffnet. Ein Gleiches geschah dann in Madras.

So arbeiteten nun in Trankebar ausgebildete Lehrer in englischem Dienste, aber sie blieben dabei unter der Aufsicht der dänischen Missionare, wie denn z. B. Ziegenbalg im nächsten Jahre eine Inspectionsreise nach Cudelûr machte.

Die Missionare knüpften anfänglich an diese Art von Schulen große Hoffnungen; sie meinten, damit etwas sonderlich Zweckmäßiges getroffen zu haben, und nicht sie allein. Der englische Gouverneur schrieb den heimischen Freunden: „mir deucht, daß die Missionare die einzige Methode getroffen haben, nach welcher noch etwas Gutes geschehen kann; ich meine die Erziehung der Kinder unter den Heiden; denn da diese von Vorurtheilen noch frei und durch kein zeitlich Interesse eingenommen sind, so können sie selbigen bei-

bringen was sie nur wollen." Allein man hatte sich getäuscht und mußte die Hoffnungen sehr herabstimmen. In Trankebar mußte man bald die Erfahrung machen, daß die heidnischen Eltern mistrauisch wurden und deshalb der Schulbesuch sehr abnahm. „Als manche der Kinder bei Lesung der christlichen Bücher einige Erkenntnis von den christlichen Lehren bekamen, auch dabei zu beten anfiengen, meinten die Eltern, ihre Kinder möchten sich in der Christen Gesetz so sehr vertiefen und vielleicht gar Christen werden; daher nahmen viele ihre Kinder wieder heraus." Und noch weniger gediehen die auswärtigen Schulen unter den dort alleinstehenden eingebornen Lehrern. „Es hat die Folge der Jahre gezeigt, daß die Einrichtung der Schulen unter den Heiden gar selten gerathe, es sei denn, daß ein eigner Missionar beständig zugegen sei, der beides auf Schulmeister und Kinder ein wachsames Auge habe, an den alten Heiden mit dem Worte der Wahrheit arbeite und nachdem er diese gewonnen hat, sie dadurch willig mache, auch ihre Kinder in der Christen Schulen erziehen zu lassen." Diese Erfahrung war ein neuer Grund, um Vermehrung der europäischen Arbeiter zu bitten. Man bedurfte ihrer dringend, selbst wenn man die Charitätschulen für die Heidenkinder eingehen lassen wollte, denn zwei Missionare waren, wie auch Stevenson bezeugte, nöthig, um in Trankebar das zu erhalten und fortzuführen, was dort gewonnen und begonnen war. Dann aber waren nun, und eben hierin bestand die Bedeutung des sonst mislungen Versuches, die Anfänge von Außenstationen auf nichtdänischem Gebiete gemacht. In Madras meldeten sich schon 1717 einige Katechumenen zur Taufe und als Ziegenbalg seine Inspectionsreise nach Cudelür machte, fand er auch dort viel Willigkeit, das Wort Gottes wenigstens zu hören. Darin lag für die Missionare die Aufforderung, diese beiden Orte sobald als möglich mit eignen europäischen Arbeitern zu besetzen und sie so als neue Stationen abzuzweigen.

Das Werk stand im Begriff, in natürlicher ungesuchter Weise und ohne Uebereilung sich auszudehnen. Je gewisser aber dies bevorstand, um so mehr mußte besonders Ziegenbalg, der Probst, darauf bedacht sein, die Einheit des Ganzen zu sichern. Da konnte nun wohl kein Zweifel daran aufkommen, daß Trankebar der Mittelpunct der sich verzweigenden lutherischen Missionsarbeit bleiben mußte. Schon die Stellung der Missionare als dänischer Kirchendiener verlangte dies; dazu war in Trankebar nicht nur die erste, sondern auch die größte Gemeinde; hier waren die wichtigsten Missionsinstitute, wie die beiden Druckereien und das neue Seminar. Ziegenbalg bemühte sich daher, die dortige Gemeinde nebst ihren

Anstalten möglichst zu festigen und zu heben. Gelang ihm dies, so mußte es dem Ganzen zu Gute kommen. Zu solchem Zwecke erschien ihm aber besonders eine neue Kirche als nöthig. Der Raum der im Anfange gebauten reichte beiweitem für die indeß gewachsene Gemeinde nicht mehr aus und doch konnten die Missionare ohne ein geräumiges gottesdienstliches Gebäude ihre pastorale Arbeit nicht mit rechtem Nutzen für die Gemeinde und nicht ohne Schaden für sich selbst fortsetzen. So hatte Ziegenbalg denn schon mit dem Gedanken an einen Neubau seine Reise angetreten und in Europa für diesen Zweck bei seinen Freunden und durch dieselben Geld gesammelt. Gründler kaufte während dessen einen passenden Platz für die neue Kirche und sandte einen Plan derselben nach Europa, um auch dadurch die Mildthätigkeit der Missionsfreunde anzufeuern. Nach Ziegenbalgs Rückkehr sollte der Bau wo möglich begonnen werden. Als jener bei der Rückreise auf dem Landwege von Madras nach Trankebar über Sadras kam, sah er schon, wie dort mit Genehmigung des holländischen Gouverneurs Quadersteine gebrochen wurden. Am 9. Febr. 1717 ward der Grundstein zu der neuen Jerusalemskirche gelegt und am 11. Oct. 1718 konnte Ziegenbalg sie feierlich einweihen. Es war ein stattliches und dauerhaftes Gebäude geworden, in welchem die ganze Gemeinde Raum fand. Man begreift die Freude der Missionare und ihrer Gemeinde über die Vollendung dieses Werkes, der Stätte, an der durch reichliche Verkündigung des Wortes der geistliche Tempel gebaut werden sollte. In dieser Kirche war der Beichtstuhl aufgerichtet, an welchem Ziegenbalg trotz aller Einwendungen seiner pietistischen Freunde festhielt. Er erkannte den ganzen Werth der lutherischen Beichtpraxis besonders für eine Gemeinde, die so im Einzelnen der steten Aufsicht und Erziehung bedurfte, wie diese aus den Heiden eben gesammelte. Auch in der äußern Ordnung und Einrichtung des Gottesdienstes schloß er sich soweit möglich an den lutherischkirchlichen Brauch an und ließ sich nicht durch das Eifern vieler Pietisten gegen die sogenannten Aeußerlichkeiten beirren. Die Erfahrung lehrte ihn, daß die Einrichtungen und Ordnungen der Kirche gut waren und daß die Schuld nicht an ihnen lag, wenn sie vielerorten das nicht leisteten, was man von ihnen erwartete. Er konnte sich kaum genug thun in kirchlicher Organisation und gieng sogar so weit, die Errichtung eines eigenen Consistoriums für die Missionskirche zu verlangen. Und er erreichte es. In Februar 1717 ward eine königliche Verordnung von der Kanzel verlesen, welche ein solches Consistorium unter dem Vorsitze des Commandanten einsetzte, damit

dasselbe die Kirchenzucht handhabe. So hatte man allmählich in Trankebar ein kleines Abbild der heimischen Kirche erhalten.

Aber gerade diese organisatorische Thätigkeit, welcher Ziegenbalg besonders in den letzten Jahren sich hingab, rief in der Heimat eine der seinigen sehr entgegenstehende Missionsanschauung wach. Es kam zu einem Streite über die leitenden Grundsätze, dessen Acten uns jetzt erst durch Germann einigermaßen geöffnet sind, einem Streite, der dem ganzen Werke Gefahr drohte und Ziegenbalg persönlich mehr als Gefahr gebracht hat.

Der Hauptvertreter dieser andern Richtung war Wendt, der Secretär des Missionscollegs in Kopenhagen, ein Mann, der einst selbst als Heidenbote hatte ausgehen wollen, der jetzt treu und eifrig der Mission diente und es wohl mit ihr meinte. Und er fand zahlreiche Gesinnungsgenossen in den Kreisen der Pietisten überall, selbst in Halle. Diese Leute nahmen Anstoß daran, daß die Missionare so häufig um Geldunterstützung baten, und waren nicht zufrieden mit der Verwendung der übersandten Gelder. Die in Indien gegründeten Anstalten, die aufgeführten Gebäude u. s. w. gefielen ihnen nicht. Die ganze Mission war ihnen zu kostspielig; nicht als ob sie der Beiträge sich geweigert hätten; vielmehr die Mission war ihnen nicht apostolisch genug. Unter apostolischen Missionaren aber dachten sie sich, wie schon bemerkt ward, Männer, die predigend von Ort zu Ort zögen, sich nur damit abgäben, das Wort zu verkündigen und das Uebrige den neuen Christen selbst überließen. Doch hören wir Wendts eigne Worte: „Mit einem solchen System von Bequemlichkeiten dieses Lebens und menschlichen Hülfsmitteln läßt sich nicht weit kommen; es hält mehr auf als es fördert. Der Mann, der der Erstling ist des erlösten Menschengeschlechts und an seinem Theile gewiesen hat, wie es mit den übrigen erfolgen solle, hat sich des Dinges geäußert, auch in seinen ersten Gliedern, den Jüngern und Aposteln, ein Mustergegeben, wie man ihm gleich werden müsse und mit der Fülle des Geistes durchdringen, wenn man Seelen von der Welt zu Gott, zum himmlischen und geistlichen Sinn, zur Seligkeit bringen wolle. Und so die Bequemlichkeiten dieses Lebens, die menschlichen und weltlichen Hülfsmittel was Sonderliches ausrichten könnten, hätte er, das Haupt, sie in seiner Macht und hätte sich und seine Glieder so reichlich damit versehen können, als es kein sterblicher Mensch thun wird noch kann. Ein großer Vortheil an der Mission ist es und hat man Gott herzlich zu danken, daß er den Missionärs noch immer eine neue Thür nach der andern eröffnet, auch auf auswärtigen Plätzen, und

wolle Gott seine Barmherzigkeit lassen immer weiter ausbrechen. Sollten aber zu den neuen Plätzen immer neue Fundationen hinzukommen müssen, daß Kirchen und Schulen von Geldern aus Europa gebaut und Kirchen- und Schulbedienten von Missionarien erhalten werden, so wird die Mission in wenig Plätzen beschlossen werden und der Lauf des Evangelii bald gehemmt werden. Asia muß sich in externis selbst helfen können ohne Europa und muß aus Europa nur das Göttliche und Himmlische haben, das Wort Gottes und das göttliche Leben, oder es wird nichts daraus. Jesus hat ohne externis das göttliche Erkenntnis, das göttliche Leben, seinen Geist in die Welt gebracht und da solches erstlich in die Jünger kommen, ist dieses Licht von ihnen auf die Uebrigen gebracht, die da gläubig worden. Haben wir das in Europa und wir senden die Leute, die es haben, in Asia, so ist ihr Werk, daß sie dies Leben in die Indianer bringen, und unser Werk, daß wir dazu helfen, und damit haben wir genug gethan. Geld zu Kirchen, Essen und Trinken soll Europa nicht in Asiam senden, das wird allzuweitläufig, das wird kein Ende sein, auch Europa nicht Zulänglichkeit haben, als das für seine eigne Verschwendung nicht genug hat, sondern es aus den andern Theilen der Welt zusammenholen muß. Wirds nicht so, daß erstlich Gemeinden gesammelt und durch die Lehre Christi ein solcher Sinn in sie kommt, daß sie die externa selbst besorgen, so ist nicht Deutschland, noch England noch Dänemark capabel dazu, und wenn es auch wäre, gehets doch nicht an, es wird nichts daraus. Wie wir selbst sind, so ziehen wir andere. Wollen nun die Missionarien sich so in externa hineinstecken, wie Herr Probst Ziegenbalg und Herr Mag. Gründler thun, so werden sie denen, so sie bekehren wollen, einen gleichen Appetit und Sinn einpflanzen mit ihren Werken und Wandel ohne Wort und so wirds schlecht aussehen und die armen Leute schlechter daran sein als sie gegenwärtig sind."

Das klingt wie schwere Vorwürfe, die man den Missionaren zu machen habe. Und man handelte darnach. Ziegenbalg erhielt eine Zulage, um welche er gebeten, erst nach mehreren Jahren, und auch dann die nicht, welche Francke dringend befürwortet hatte, und unter Bedingungen, welche es ihm unmöglich machten, sie anzunehmen. Die vom König ausgesetzten und die in Deutschland gesammelten Gelder hielt man in Kopenhagen zurück und verwandte sie z. Th. zu ganz anderen Zwecken. Man versuchte es ernstlich, die Missionare und ihre Gemeinde zur Selbstunterhaltung zu veranlassen und scheute sich zu diesem Zwecke nicht, die gegebenen Zusagen zu brechen und das von den Missionsfreunden anvertraute Geld höchst

willkürlich zu verwalten. Zwei Jahre lang kamen aus Kopenhagen keine Briefe, kam kein Geld an, so daß die Missionare sich zum Leihen gegen Zinsen genöthigt sahen und die Fortführung der Arbeit ihnen aufs Aeußerste erschwert ward. Ziegenbalg, der jene Anschauungen kannte und ihnen in Europa schon wiederholt begegnet war, versäumte nicht, darauf hin seine entgegengesetzte Ueberzeugung nach welcher er handelte, in einem Briefe an Wendt auf das Deutlichste auszusprechen.

„Man besorgt sich — schrieb er — wir Missionärs würden uns in allzuviel äußerliche Dinge hineinstecken und dabei uns an der eigentlichen Arbeit der Seelen hindern lassen. Hierauf dient, zur Antwort, daß unser Missionarienamt allerdings mit vielen externis verknüpft ist, denen wir uns aber nicht entziehen können, wenn wir anders zu unserm Hauptzweck gelangen wollen. Es ist leider nach dem kläglichen Sündenfall mit den Menschen so beschaffen, daß man durch die externa zu den internis bei ihnen gelangen kann. Daher kann keine Arbeit an Seelen ohne externis sein. Was zwar das Lehramt unter den Christen in Europa betrifft, so ist es nicht mit so vielen äußerlichen Dingen verknüpft als das Missionarienamt hier unter den Heiden. Denn da sitzt ein Lehrer beständig in seiner Studirstube, lieset, meditiret, schreibet, hält an bestimmten Tagen seine Predigten, verrichtet die actus ministeriales, besuchet die Kranken, fraget dann und wann nach dem Zustand seiner Zuhörer und hat sich weiter um ihre äußerlichen Umstände gar nichts zu bekümmern. Aber bei Führung des hiesigen Missionswerkes muß man sich in allerhand äußerliche Dinge mit hineinstecken, man will oder will nicht, soll es anders so geführt werden, daß es seinen Fortgang habe." — Er weist es ab, daß diese äußern Dinge ihre Privatangelegenheiten und Familiensachen seien. Man hatte ihnen nämlich ihre Verehelichung vorgeworfen und als ein Hindernis ihrer Missionsarbeit hingestellt, zumal bei Gründler, der sich, als er eine begüterte Wittwe heirathete, wenigstens nicht vorsichtig benommen hatte. „Wir wenden auf unsere Particularsachen — sagt er dagegen — die allerwenigste Zeit und benehmen unserm Amte dadurch im Geringsten nichts. Die eigentlichen äußerlichen Dinge, denen wir bei Führung unseres Missionswerkes hier unterworfen sein müssen und die uns in unserm Amte viele Zeit wegnehmen, bestehen in Folgendem: Unsere Gemeinde, die aus den Heiden gesammelt ist und noch gesammelt wird, steht in solchen Umständen, daß wir Missionarien nicht nur allein für die Seele, sondern auch für den Leib der meisten Glieder in selbiger Sorge tragen müssen. Solches aber muß recht verstanden werden. Wenn sich einige bei uns angeben,

daß sie das Christenthum wollen annehmen, so trennen sie sich von ihren Familien wegen Annehmung des Christenthums und haben ferner keinen Unterhalt von den ihrigen zu hoffen, weil allezeit das Haupt der Familie im Besitz aller Güter bleibt und die andern, die von ihm abhängen, nicht länger zu unterhalten verbunden ist, als lange sie unter seiner Disposition stehen bleiben. Daher müssen solche Leute Anweisung zu ihrem leiblichen Unterhalt haben. Oder wenn auch von andern Orten her eine ganze Familie kommt und sich zu der christlichen Lehre begeben will, so muß sie sich doch aus ihrer vorigen Possession ihrer leiblichen Subsistenz begeben und nunmehr bei dem Christenthum neue Anweisung zu ihrem Unterhalt haben. Darum ehe wir diese und jene in die Zahl der Katechumenen annehmen, müssen wir Sorge tragen, wie sie auf eine beständige Art und Weise hier subsistiren und mit Arbeiten ihren leiblichen Unterhalt verdienen können, damit die Armenkasse durch sie nicht beschwert wurde. Wollten wir ihnen diesen leiblichen Dienst verweigern, so würden wir ihnen die Gelegenheit benehmen, daß sie Mittel des Heils nicht brauchen und ihren Seelen nach errettet werden könnten, indem sie sich des leiblichen Unterhalts wegen anderwärts hinbegeben müßten. Dergleichen Sorge liegt uns nicht allein ob bei der ersten Annehmung der Katechumenen, sondern wenn nachmals unter den Getauften diese und jene in veränderliche Umstände kommen und wegen leiblicher Unterhaltung Rath und That nöthig haben, so fällt die Sorge wiederum auf uns Missionare, daß wir auf Mittel und Wege sinnen, wie ihnen durch Anweisung dieser und jener Arbeit geholfen werden kann. Dieses ist bei unserm Amte eine sehr schwere Sache, kann aber nicht vermieden werden, wenn man anders der Hauptsache selbst nicht ein Hindernis setzen will. Hierzu kommt, daß wir selbst alle leiblichen Sachen verhören und abthun müssen, die in der Gemeinde, Schulen und dem ganzen Werke vorgehen. Und weil unsre Gemeinde noch keinen christlichen Richter hat und wir sie nicht ferner unter den heidnischen Gerichten wollen stehen lassen, so gelangen alle vorfallenden streitigen Sachen an uns selbst, da wir als ihre Lehrer nach verhörter Sache die streitigen Parteien suchen zu begütigen und sie zufrieden zu stellen. Dazu verstattet man einem Jeden freien Zugang und haben täglich viel Ueberlaufens, nicht nur allein von den unsrigen, sondern auch von den Heiden. Die Besorgung aller Schulanstalten, die Druckerei und was damit verknüpft ist, das Bauen und die Fortsetzung aller anderen äußerlichen Anstalten liegt auf uns. Und ob wir gleich zu diesem allen nöthige Leute gesetzt haben, so müssen wir doch täglich von allen Rapport

hören und Anordnung thun, wie dieses und jenes ferner fortgesetzt werden soll. In der Generalconferenz kommen meist lauter äußerliche Sachen vor. Hiernächst müssen wir selbst die Rechnung führen, welches uns nicht nur allein Zeit wegnimmt, sondern öfters auch leiblichen Schaden verursacht, darum weil wir nicht allezeit bei der Rechnung sitzen können, sondern hier und darzu Geld ausgeben, das wir nachmals vergessen anzuschreiben, weil wir nicht gleich bei der Rechnung gewesen sein, da wir es denn ersetzen müssen. Weiter nimmt uns die Uebersetzung der Bibel, das Bücherschreiben in malabarischer und portugiesischer Sprache wie auch die Correspondenz nach Europa ziemliche Zeit weg, ist aber bei diesem Werk eine nothwendige Sache. Die Correspondenz hier in Indien müssen wir gleichfalls fortsetzen, da wir nicht allein geistliche Sachen schreiben können, sondern auch leibliche Sachen mit tractiren müssen. Z. E. öfters müssen wir der äußerlichen Missionsanstalten wegen von andern Oertern her Eisen, Kupfer, Balken, Bretter und andere Materialien verschreiben. Diese äußerlichen Dinge sind alle so beschaffen, daß sie zugleich mit dem Hauptwerke als ein nothwendiges annexum bei der Mission müssen betrieben werden, so daß man sie alle zum rechten Endzweck richtet und dabei allezeit die Sorge der Seelen seine Hauptsorge sein läßt. Und eben deswegen, weil man sich bei diesem Werk noch in so viele äußerliche Dinge einbegeben muß, so gehören gar sonderliche und wohlgesetzte Gemüther zu dem Missionarienamt, daß sie eines mit dem andern in gehöriger Ordnung recht zu betreiben wissen. Solche Personen, die sich in dem Umgange allerlei Menschen und bei Verrichtung äußerlicher Dinge so unruhig befinden und nichts anders thun wollen, als nur in der Stille meditiren und dociren, dieselben schicken sich nicht wohl hierzu. Daß wir jetzigen Missionarien solche äußerliche Dinge bei unserem Amte ohne großen Abbruch der Hauptsache verrichten können, kommt zugleich mit daher, weil uns Gott die Gnade und Gabe gegeben, all unser dociren, predigen, katechesiren, discuriren mit den Heiden und andere solche eigentliche Amtsverrichtungen ohne Verlust vieler Zeit zu verrichten, indem wir dasjenige, was wir dociren wollen, nicht erst aufschreiben und memoriren dürfen, was wohl andere Lehrer thun, da wir doch in Einem Tage über unterschiedliche Materien predigen, dociren und katechesiren und doch auch auf äußerliche Dinge einige Zeit wenden können. Sind aber unsere Nachfolger hierin nicht expedit, so soll es ihnen schwer und ganz unmöglich fallen, dasjenige zu thun, was durch den Beistand Gottes uns möglich zu thun gewesen. Unterdessen wollten wir gerne von solchen

äußerlichen Dingen frei sein, weil sie uns manche Sorgen und Bekümmernis verursachen; aber weil sie in der genauesten Connexion mit dem Werke verknüpft sein und gegenwärtig keine andere Verfassung gemacht werden kann, so nehmen wir sie willig über uns, unerachtet, daß wir nicht den geringsten Vortheil, sondern lauter Mühe davon haben und eben nicht dazu verbunden wären, wenn uns nicht die Liebe dazu dränge, nach welcher wir das Werk gerne auf allerlei Art und Weise befördern wollen. Dabei aber bleibt unsere Hauptsorge und Bemühung, wie wir den Seelen durch das Wort Gottes beikommen und sie in der Gnade Gottes soweit bringen möchten, daß sie errettet und zu der Gemeinschaft Gottes gebracht werden. Daher sowohl publice als privatim von uns das Wort Gottes und die ganze Lehre der Seligkeit sehr reichlich, deutlich, einfältig und überzeuglich gehandelt wird, so als wie es der Zustand derer, die noch Heiden sein und derer, die in die Zahl der Katechumenen gehören, wie auch derer, die schon getauft sind, erfordert."

Es war nicht das erste Mal, daß Ziegenbalg über diese Verhältnisse gegen europäische Freunde sich aussprach. Eben weil er wußte, daß viele unter ihnen daran Anstoß nahmen, hatte er öfter in seinen Berichten, um die Bitten um Geld zu begründen, die Nothwendigkeit der in Indien getroffenen Einrichtungen zu erweisen gesucht. Aber man wollte sich nicht überzeugen lassen. Verschiedene Grundsätze stießen zusammen und so mußte es zum Kampfe kommen.

Die hier angeregte Frage ist seitdem oft wieder aufgeworfen worden. Es wird wenig Missionsgesellschaften geben, die nicht mit ihr zu thun gehabt haben und auch bei andern Zweigen christlicher Liebesthätigkeit wie z. B. bei der Arbeit des Gustav-Adolph-Vereins ist ja Aehnliches zur Sprache gelangt. Da wird man nun von vorneherein zugeben müssen, daß es von Wendt und seinen Genossen verkehrt war, eine Erneuerung der apostolischen Mission zu fordern. Einmal war die Idee, welche sie sich von dieser machten, in sich schon eine falsche; die Apostel und ihre Schüler hielten sich fern von einem derartigen falsch geistigen Treiben. Und dann fehlten zur Erneuerung der apostolischen Mission alle Bedingungen. Die Missionare waren bei aller Tüchtigkeit keine Apostel, Indien stand ihnen nicht offen, wie jenen das ganze römische Reich; sie standen zu den Tamulen in Cultur und Sitte in ganz anderem Verhältnisse als die Apostel zu ihren heidnischen und jüdischen Zeitgenossen; das indische Heidenthum war lange nicht so geschichtlich für die Predigt des Evangeliums vorbereitet wie das griechisch-

römische zur Zeit Christi und seiner Jünger. Die apostolische Mission bleibt in der Kirchengeschichte eine einzigartige Erscheinung, ebenso wie die Apostel einzig dastehen.

Man muß ferner zugeben, daß ein allgemeines Maß für dasjenige, was beim Bau des Reiches Gottes an Kräften und Mitteln auf die sog. Aeußerlichkeiten gewendet werden darf, sich nicht aufstellen läßt. Dies richtet sich nach den Verhältnissen, unter welchen gearbeitet wird, und die sind sehr verschieden. Nicht einmal die heimische Missionsbehörde wird in einzelnen Fällen mit ganzer Gewißheit entscheiden können, ob dies oder jenes an Einrichtungen oder Anstalten nöthig und in dieser Weise nöthig war oder nicht; wieviel weniger sind die Missionsfreunde im Stande, darüber zu urtheilen? Die Arbeit draußen ist, wenn irgend eine, Sache des Vertrauens. Vertraut die Missionsgemeinde ihrem leitenden Vorstande es an, taugliche Männer zu Heidenboten auszuwählen und sie auszusenden, so muß sie ihm auch die Verwaltung der von ihr dazu bestimmten Gelder durchaus anvertrauen und sich des Einsprechens und Aburtheilens im Einzelnen enthalten. Sendet die Missionsleitung Männer aus, denen sie mit Vertrauen das Amt des Wortes überträgt, so muß sie ihnen auch vertrauen können, daß sie in dem Geringeren, in der Verwaltung der äußern Missionsmittel, mit aller Gewissenhaftigkeit verfahren werden, und muß sich hüten, daß sie nicht durch ein von Mistrauen geleitetes fortwährendes Eingreifen im Einzelnen verletze und die Freudigkeit lähme. Läßt sich in dem Missionsgebiet selbst eine Leitung und Beaufsichtigung einrichten, so ist das ein großer Gewinn; dann muß man aber in der Heimat den hiemit Beauftragten das volle Vertrauen zum selbständigen Handeln schenken. Andererseits aber bleibt trotz dieses Vertrauens der Missionsgemeinde und ihrer Leitung diesen doch das Recht unverkümmert, wieder und immer wieder zur Sparsamkeit und zum Maßhalten zu ermahnen und sie als einen obersten Grundsatz hinzustellen. Es wäre unrecht von den Ausgesandten, dadurch schon sich verstimmen zu lassen. Die größte Gewissenhaftigkeit giebt noch keine Gewähr dafür, daß immer die richtigen Mittel angewendet werden und daß man bei der Ausführung sich auf das Allernothwendigste beschränkt. Angesichts der Erfahrung läßt es sich doch nicht leugnen, daß von Missionaren schon gar manches zwecklose und unbedachte Unternehmen eingeleitet ward und daß sie die Geldmittel, die vielfach durch die Scherflein der Armen zusammengekommen waren, nicht immer mit der nöthigen Vorsicht und größtmöglichen Beschränkung verwendeten.

Was nun Ziegenbalg betrifft, so muß entschieden in Abrede

gestellt werden, daß er auf seine Person mehr verwendet habe, als er unumgänglich mußte. Er war nicht ein Mann der Bequemlichkeit, sondern des rastlosen, selbstverleugnenden Schaffens und Arbeitens. Nichts lag ihm ferner, als etwa gar für sich Vortheile zu suchen. Man machte ihm seine Verheirathung zum Vorwurf, ein Vorwurf, den freilich damals nur der unverehelichte Wendt und vielleicht einige ihm nahe Stehende aussprachen, während die Hallenser nicht mit einstimmten. Und wer will uns sagen, daß der Wunsch unrecht sei, es möchten sich doch unter unsern evangelischen Missionaren immer mehrere finden, die Paulo nachfolgend auf die Ehe verzichteten und dadurch freier und ungebundener wären? Wer kann es leugnen, daß es gerade nicht den besten Eindruck macht, wenn Missionare beim Hinausgehen schon verlobt eine Braut zurücklassen, die ihnen dann möglichst bald nachgesandt werden soll? Angesichts der römischen Missionen wird man doch auch bei Berücksichtigung aller hier stattfindenden Verschiedenheiten nicht sagen können, daß unverheiratheten Missionaren die Arbeit unmöglich sei. Doch auch hier wird man zugeben müssen, daß nach den Missionsgebieten selbst die Entscheidung eine verschiedene sein könne, und was Ziegenbalg betrifft, so wissen wir, daß er mit einer vielleicht Manchen anstößigen Offenheit schrieb, er und seine Collegen bäten, daß man ihnen Schwestern zu ihrer Leibespflege herausschicke, welche ihnen in Ansehung ihres schwachen Leibes in diesen Landen gar nöthig seien. Er fügte hinzu: „Hier in Indien hätten wir vielfältige Gelegenheit zu heirathen unter Dänen, Holländern und Engländern; aber es geht schwer her, ehe eine Frau erst in ihrem Ehestande recht bekehrt werden soll. Um also unserm Amte und diesem Werke kein Hindernis zu geben, haben wir uns um niemand als um solche Schwestern aus Europa umthun wollen, von welchen wir versichert sind, daß sie rechtschaffen bekehrt und der Leiden in Christo, die sich bei diesem Werk häufig einfinden, gewohnt sind und sich dessen noch dazu freuen." Wie er Mitarbeiter aus der Pietistenschule verlangte, so wünschte er auch „hällische" Weiber für die Missionare.

Aus seinen Privatangelegenheiten also konnte man keinen Vorwurf der Versäumnis gegen ihn herleiten. Hinsichtlich der externa der Gemeinde stimmte er darin mit Wendt überein, daß es wünschenswerth sei, wenn sie in ihnen selbständig werden könne und keiner europäischen Unterstützung bedürfe. Aber er erkannte, daß man dies nur als ein fernes, sehr fernes Ziel hinstellen dürfe; es sei thöricht, wolle man die Gemeinde gleich sich selbst überlassen, anstatt sie die allerersten Schritte der Selbständigkeit zu lehren und

sie ganz allmählich zu erziehen. Sein Wunsch war, die neuen Christen, die zum guten Theile aus den untersten Ständen kamen, dahin zu bringen, daß sie auf eignen Füßen stehen könnten und nicht der Armenkasse zur Last fielen. Aber dies war gerade bei den indischen Verhältnissen unendlich schwer und kostete viel mehr Mühe und Mittel als anderwärts. Das bedachte man in Europa nicht genug und urtheilte daher vielfach unbillig. Aber im Uebrigen wird man doch sagen dürfen, daß gegen die Zweckmäßigkeit mancher Pläne und Veranstaltungen Ziegenbalgs Zweifel sehr berechtigt waren. Wer will es den Freunden in Halle verargen, daß sie erschraken, als er ihnen einmal einen Ueberschlag von 6000 Thaler für eine Erforschungsreise ins Innere des Landes vorlegte? Oder wenn sie bedenklich wurden, als er 1715 schrieb: „Vor der Hand haben wir Kirche und Schulen zu bauen, eine Papiermühle und Manufacturen für die Neubekehrten einzurichten und viele andere Anstalten zu machen." Von der Papiermühle hieß es schon bald: „sie hat bisher soviel Papier geliefert, als wir zum Druck nöthig haben, jedoch werden noch nicht die Kosten gestopft." Sie wurde 1722 verkauft, weil man fand, daß es an genügenden Materialien zum Papiermachen fehle und daher die Arbeiter oft feiern müßten. Und was die Manufacturen betrifft, so hätte man sich durch den schon 1709 gemachten, aber misglückten Versuch warnen lassen sollen. Damals hielten sie auf Kosten der Casse in ihrem Hause Meister für Wollspinner, Strumpfstricker und Schilderei auf Kattun und schafften alle Materialien an, aber es fehlte dann der Absatz, denn begreiflicher Weise bot die Compagnie keine hülfreiche Hand zum Verkaufe.

Doch dies alles rechtfertigt noch nicht das Verfahren, welches man in Kopenhagen gegen die beiden Missionare einschlug und bei welchem man, wie schon bemerkt, selbst eignes Unrecht nicht scheute. Es konnte nicht verfehlen, unheilvoll zu wirken. Daß die beiden Missionare sich persönlich gekränkt fühlten, ist anzunehmen, obwohl ihre Briefe gerade dies nicht hervortreten lassen. Schwerer lastete auf ihnen und besonders auf Ziegenbalg die Erkenntnis, daß bei den in Kopenhagen aufgestellten Grundsätzen ein ferneres Bestehen und gar ein erfreuliches Weiterwachsen der ostindischen Mission unmöglich sei. Es ist eine richtige Bemerkung von German, daß durch die Berichte der letzten Jahre im Vergleich zu den früheren ein gedämpfterer Ton hindurchgeht; man merkt ihnen mehr und mehr eine gedrückte Stimmung ab. Und leider gewann diese lastende Sorge neben trüben Erfahrungen, die er an so manchem Neubekehrten machte, auch einen schädlichen Einfluß auf Ziegenbalgs Ge-

sundheit. Sein altes Unterleibsleiden brach wieder aus und griff ihn sehr an. Dennoch schonte er sich nicht, sondern arbeitete in seinem Berufe, so lange seine Kräfte es irgend erlaubten. Aber diese nahmen schnell und stark ab. Er fühlte in den ersten Tagen des Februar 1719 das Herannahen seines Endes und übergab daher die ganze Leitung der Mission seinem Collegen und Freunde Gründler. Nachdem er mit großer Bewegung von der Gemeinde sich verabschiedet hatte, war seine Seele bereit, dem Rufe des Herrn zu folgen. Er entschlief am 23. Februar im 36. Jahre seines Alters und ward am nächsten Tage unter den Wehklagen der Gemeinde in der Jerusalemskirche vor dem Altare bestattet.

Gründler predigte am Grabe des Verstorbenen über Joh. 3, 29—30 und zeigte darnach: „die Eigenschaften und Kennzeichen eines treuen evangelischen Missionarii;" und wahrlich ein solcher war Ziegenbalg. Wir haben uns die Schwächen, an denen auch er litt, nicht verhehlt, haben die Fehler und Misgriffe, welche er begieng, nicht verdeckt. Um so mehr aber sind wir auch berechtigt, wenn wir von seinem Grabe aus die Gründungsgeschichte der lutherischen Mission in Ostindien überblicken, zu sagen: unsere Kirche hat Ursache, Gott dafür zu danken, daß er ihr einen solchen Mann gegeben, und allezeit soll sie sein Gedächtnis hoch in Ehren halten. Ziegenbalg war nicht nur der Zeit nach der erste der lutherischen Missionare: auch wenn auf Wesen und Wirken derselben gesehen wird, bleibt er Einer der Ersten.

Neunter Vortrag.

Als der König Friedrich IV. durch Lütkens zum Missionseifer erweckt war, wandte er sich Behufs der Ausführung, wie wir hörten, auch an die andern Hofprediger und ward nun durch seinen Beichtvater Jespersen auf die Noth im äußersten Norden seines Reiches aufmerksam gemacht. Er erhielt den Rath, den dort angestellten Predigern tüchtige Gehülfen zuzuschicken, welche sich ernstlich der im Christenthume noch ganz rohen Lappen annehmen könnten. Und allerdings hier gab es noch sehr viel zu thun. Die meisten Lappen waren wohl getauft, aber in Wirklichkeit und nach ihrem eigenen Willen mußten sie fast als volle Heiden gelten. Pflegten sie doch durch eigens dazu bestellte Weiber die Taufe den Kindern wieder abzuwaschen und gaben denselben neue, vor den Norwegern sorgfältig verheimlichte Namen. Wer aus Furcht vor den Herren des Landes zum Abendmahl gieng, beichtete zuvor diese

Sünde den heimischen Göttern, der Sarakka und dem Saiwo, denen er ja von seinen Eltern wieder geweiht war und bat sie um Verzeihung. Trat er aus der Kirche, so sprach er: „Wer der mächtigere ist, gewinne nun, es sei Sarakka und Saiwo oder Rist-Ibmel, der Christengott, denn ich habe beider Willen gethan." Die Hostie ward gröblich entweiht und als Zaubermittel gebraucht; man opferte den Göttern, besonders Hunde. Den größten Einfluß auf das Volk übten die Zauberer, Noiden genannt, die durch ihre Beschwörungen auf Zorn und Gunst der Götter Einfluß zu haben vorgaben. „Ich fand Lappmarken — schreibt Thomas von Westen 1716 — voll von Abgötterei, Opfern der Teufel, Noiden oder Zauberer, Gaufliegen, Erscheinungen des Satans, Wiederbringer des Verlorenen. Das Reich des Drachen war mitten im Himmel. Die Finnen waren alle getauft, giengen alle zu Gottes Tisch, aber ein großer Theil derselben war umgetauft mit Noide Taufe, Noide Namen, erschrecklich! Sie tranken des Teufels Kelch zugleich mit Gottes Kelch, und das die meisten."

Man sieht, es galt unter diesem dem Namen nach christlichen Volke die ganze, volle Missionsarbeit aufzunehmen. Und manches kam zusammen, um die Arbeit in hohem Maße zu erschweren. Man berechnet jetzt das ganze Volk der Lappen auf 26,000 Seelen, und wenn auch einige Verringerung stattgefunden hat, so kann man doch annehmen, daß auch am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Gesammtmasse keine viel erheblichere war; sie erreichte an Größe kaum die Einwohnerzahl der kleinen ostindischen Kolonie. Dies Völkchen wohnte über etwa 6000 Quadratmeilen hin zerstreut, nordwärts vom Polarkreise, in einem meist unwirthlichen und unfruchtbaren Lande, welches nur an wenig Stellen regelmäßige Bebauung vertrug, sonst aber seine Bewohner zum stetigen Umherwandern nöthigte. Solche Verhältnisse hätten schon allein jede geistliche Pflege der Lappen zu einer ungemein schwierigen gemacht. Aber dazu kam, daß diese von den sich Christen nennenden Nachbarn gar nicht einmal ernstlich versucht ward. Ob die Nachbarn Russen, Schweden oder Norweger, griechische oder lutherische Christen waren, das trug für die Christianisirung Lapplands wenig aus, denn alle lagen in ziemlich gleicher Erstarrung. Das kirchliche Leben in Norwegen, welchem Lande die Mehrzahl der Lappen angehörte, befand sich in einem höchst traurigen Zustande." Herrschsucht, Unwissenheit und geistlicher Stolz verunzierte den Wandel vieler Geistlichen. Die Hauptpastoren hatten das Berufungsrecht zu den niedern Stellen und übten es meistens so, daß sie ganz unwissende, oft auch unsittliche Menschen zu ihren Caplänen beriefen, um nicht

selbst etwas von ihrem Ansehen einbüßen zu müssen. In Gemeinden von 5000 — 6000 Seelen wurden oft kaum eine Bibel und zwei oder drei Gesangbücher gefunden; wer in einem Buche lesen konnte, galt vielen für eine Art von Zauberer." So ein tüchtiger Kenner der norwegischen Kirchengeschichte. Wie hätten wohl aus einer derartig erstorbenen Kirche sich Ströme lebendigen Wassers über ein Nachbarvolk ergießen sollen? Im Gegentheil, die Norweger gaben den Lappen viel Aergernis und machten den Christennamen vor ihnen stinkend. Sie behandelten sie verächtlich wie Hunde; gewissenlose Beamte bestärkten sie wohl im Götzendienste, um daraus Vortheil ziehen zu können; und ganz besonders schadeten die Christen den Heiden durch Beförderung ihrer Trunksucht, der Mutter vieler zerstörender Laster. Im Nordlande trieben selbst norwegische Prediger Handel mit Branntwein; die Krämer schlugen ihre Buden, um ihn zu verkaufen, an den Kirchen auf. Mit den schändlichsten Lockworten trieb man das arme Volk zum Trinken: „kannst Du nicht tüchtig Branntwein trinken, so bist Du nicht so gut wie ein Norweger, und kannst Du ihn nicht kaufen, so bist Du ein Elender. Du Finne hast gewiß den Götzen geopfert und von Branntwein gestunken, da es Dir verboten ist, zu trinken; bist Du ein guter Christ, so trink." Und die Verlockung wirkte nur zu sehr. Kein Opfer konnte ohne Branntwein dargebracht werden, Ehegelöbnisse wurden damit geschlossen und versiegelt; auf den Gräbern der Verstorbenen sprengte man ihn als Weihwasser und als einen Geleitstrank in jene Welt; ja selbst beim Sacramente durfte er nach dem Wahne vieler Lappen nicht fehlen.

An Missionsthätigkeit unter den Lappen war erst zu denken, wenn in der norwegischen Kirche das christliche Leben würde wieder erwacht sein, und das begann im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Als erste Morgenröthe eines neuen Tages haben wir das Wirken eines einfachen Schulmeisters zu begrüßen. Isaak Olsen kam 1703 nach Ost-Finmarken und ward von dem Propst Paus, einem der wenigen redlichen Geistlichen, der seine Tüchtigkeit erkannte, als Schulmeister der Finnen in Waranger angestellt. Hier wirkte er 14 Jahre lang mit treuem Eifer unter vielen Entbehrungen und in manchen Gefahren, die selbst durch die Nachstellungen der Einwohner ihm drohten. Und seine Treue ward mit solchem Erfolge gesegnet, daß schon 1705 ein Famulus des Bischofs von Drontheim schreiben konnte: „unter der Gnade des Herrn hat er so viele Frucht geschafft, daß bei der Visitation mehrere Finnen in christlicher Erkenntnis den Norwegern nicht nur gleichkamen, sondern sie weit übertrafen, so daß zu unserer großen Freude ein

Finnenkind von acht Jahren sowohl fertig im Katechismo und dem Psalter las als auch über den Inhalt des Gelesenen sich recht verständig und fromm ausdrückte." Aber die Wirksamkeit Olsens beschränkte sich doch nur auf Eine Gegend; im Ganzen blieb Noth und Bedürfnis wie vorher. Die Aufforderung, die Jespersen 1705 an den König richtete, dieser seiner Unterthanen sich anzunehmen, war immer noch eine sehr begründete.

Der König ließ in Folge dieser Aufforderung durch einen eigenen Abgesandten 1707 den Zustand der Kirchen und Schulen in Nordland und Finmarken untersuchen und beauftragte, als ihm die traurigen Ergebnisse jener Untersuchung bekannt wurden, den Stiftsamtmann und den Bischof von Drontheim ihm über die Belebung der Kirche unter den Lappen ein Bedenken einzureichen. Allein diese Maßregel des Staatskirchenthums hatte so gut wie gar keinen Erfolg. Noch auf Jahre hinaus geschah nichts. Erst nach Errichtung des collegium de promovendo cursu evangelii 1714 ward die Sache wieder aufgenommen. Dies erhielt den Auftrag, Rath und Mittel ausfindig zu machen, wodurch das, was der König in Bezug auf seine Unterthanen in Finmarken, „die leider noch nach heidnischer Weise in Blindheit leben", vorlängst im Sinne gehabt, einen erwünschten Fortgang nehmen möchte. In seinem Ausschreiben vom 19. Januar 1715 bat es daher alle, die, das Heil der Menschen lieben, ihm zur Erfüllung auch dieser Aufgabe behülflich zu sein, und diese ward ihm bald, am 19. April, noch genauer vorgezeichnet durch eine besondere königliche Instruction, wonach es für tüchtige Katecheten sorgen sollte, die unter den Finnen gleichsam eingebürgert künftig zu Predigern gesetzt werden könnten; es sollte den Zustand der bestehenden Kirchen und Schulen genau ausmitteln und zur Errichtung anderer dienliche Vorschläge machen, endlich auch über den Wandel der dort Christi Namen Verkündigenden wachen. Doch auch diese wohlgemeinten Anordnungen würden kaum eine rechte Frucht hervorgebracht haben, wenn nicht eben damals in der norwegischen Christenheit wenigstens in einigen Herzen das Feuer der Liebe zu Christo und seinem Reiche wieder angefacht gewesen wäre und dadurch diese auch dem Missionsrufe aus Dänemark zugänglich gemacht hätte.

Die hier gemeinte Erweckung knüpft an den Namen des Thomas von Westen an, und eben er erwarb sich dann auch um die Christianisirung der Lappen die größten Verdienste. Zu Drontheim 1682 geboren verlebte er eine Jugend voll Entbehrungen. Dem Vater mußte er die Erlaubnis zu studiren abringen und nur mit Hülfe von Freunden gelang es ihm, die Universität in Kopen-

hagen zu beziehen, wo er sich dem Wunsche des Vaters folgend der Heilkunde widmete. Gerade als er die Studien beschließen wollte, starb der Vater und hinterließ ihm nichts, so daß er nun auf die kümmerlichste Weise sein Leben fristen mußte. Schon damals lebte er im Worte Gottes und er warf sich, um es auch im Urtexte lesen zu können, mit allem Eifer auf die orientalischen Sprachen. Ueberhaupt beschäftigte er sich gern mit Sprachstudien und brachte es hierin so weit, daß er von Peter dem Großen einen Ruf als Professor der Sprachen und der Beredtsamkeit nach Moskau erhielt. Aber diese Verpflanzung nach Rußland unterblieb. Von Westen fand eine freilich gehaltlose Anstellung in Kopenhagen und erhielt 1710 die ausgedehnte Pfarrei Wedöen im Stifte Drontheim. Hiermit begann seine belebende Einwirkung auf die norwegische Kirche, sein Kampf gegen deren Verweltlichung und Erstarrung. Er stand dabei nicht ganz allein, sondern fand bald einige gleichgesinnte Mitarbeiter. Gerade im Stifte Drontheim schlossen sich sechs andere tüchtige Geistliche an ihn an und dies „Siebengestirn", wie man noch ein halbes Jahrhundert später den Bund der treuen Zeugen Jesu nannte, arbeitete kräftig und unermüdlich gegen die das Volk bedrückende Macht der Finsternis. Freilich rief diese Thätigkeit heftigen Widerstand hervor; selbst der Bischof von Drontheim, ein Mann, dem der wahre Beruf zur Führung des Hirtenstabes fehlte, erhob sich als Gegner. Aber die sieben Freunde, unter denen von Westen der thatkräftigste war, wichen nicht, ließen sich auch nicht einschüchtern. Sie wußten, daß das Leben aus Gott in dieser sündigen Welt sich nirgend zeigen kann, ohne alsbald Streit zu erregen. Um auf weitere Kreise zu wirken, kauften und vertheilten sie Schriften wie die Bibel, das Gesangbuch, Arndts wahres Christenthum u. a., und in der Hoffnung, so eine nachhaltige Hülfe herbeizuführen, wandten sie sich am 17. April 1714 mit einem Gesuche an den König selbst. Sie schilderten ihm mit kurzen, aber scharfen Worten den elenden Zustand der norwegischen Kirche: „wenige Kinder Gottes ausgenommen, so scheidet nichts zwischen uns und unsern heidnischen Vorfahren als der bloße Name der Christen." Deshalb baten sie um die Ernennung der drei kopenhagener Professoren Stenbuch, Trellund und Lodberg, die uns zum Theil schon bekannt sind, zu königlichen Commissarien, welche ihre Beschwerden und Vorschläge zur Wiederherstellung des gesunkenen Christenthums anzuhören hätten. Der König gieng darauf ein und die Commissarien erkannten die vor sie gebrachten Klagen als nur zu begründet, die Vorschläge als zweckmäßig an. Es erfolgten wirklich einige Verordnungen, welche Misbräuchen steuern und Zucht und Sitte

heben sollten. Aber wichtiger als dieses war, daß auf solche Weise das zu Ende 1714 errichtete Missionscollegium, welches sich auch der Lappen annehmen sollte, mit den wirklich lebendigen Söhnen der norwegischen Kirche in Verbindung kam. Erst hierdurch ward ihm die Ausführung seiner Aufgabe möglich.

Die schon erwähnte Aufforderung des Collegiums an alle Missionsfreunde, ihm mit Rath und That behülflich zu sein, fand auch in Norwegen Beachtung. Es wurden ihm manche sehr thörichte Rathschläge gemacht, aber aus den Reihen der Erweckten kam nicht nur aufmunternder Zuruf, sondern auch das Angebot thatkräftiger und sachverständiger Hülfe. Vorzüglich Thomas von Westen empfand ein brennendes Verlangen, selbst in die Arbeit einzutreten und sein ganzes Leben dieser großen Sache zu widmen, und das Collegium kam dem entgegen, indem es den zum Lector in Drontheim ernannten am 14. März 1716 zu seinem Vicarius und Bevollmächtigten bestellte. Dem Entschlusse folgte schnelle That. Nachdem er gesehen hatte, daß für seine Gemeinde, die mit kindlicher Liebe an ihm hieng, durch einen tüchtigen Nachfolger gesorgt war, machte er sich, von zwei Caplanen begleitet, am 29. Mai auf die erste Missionsreise, die ihn zu Schiffe in die Warangerbucht an die russische Grenze führte. Er betrat den Theil Ostfinmarkens, in welchem Isaak Olsen schon seit 14 Jahren mit Erfolg gewirkt hatte und in den beiden Pröbsten Paus in Ostfinmarken und Trude Nidter in Westfinmarken fand er zwei Männer, die voll Freude über seine Arbeit ihn möglichst unterstützten. Nun suchte er die weit zerstreuten Lappen in ihren Wohnungen auf und beschäftigte sich mit jedem Einzelnen von ihnen so eingehend, als die Kürze der Zeit es zuließ. Er bemühte sich, sie zu wirklicher Erkenntnis ihrer Sünden und aufrichtiger Buße zu führen; er wollte tief graben, um einen festen Grund zu legen und sicher zu bauen. Für die Weiterführung des Werkes ließ er die beiden Caplane Kield Stub und Jens Block als Missionare je für Ost- und Westfinmarken zurück und wählte auch die geschicktesten der Lappen aus, die Gottes Wort verstunden, daß sie Wächter sein und mit dem Christenthum der andern Finnen ein Einsehen haben sollten. Unter denen, welche der dänischen Sprache mächtig waren, vertheilte er Bücher, die mit Freuden von ihnen angenommen wurden. Weil er fand, daß die bisherigen Nachrichten, die dem Collegium gegeben waren, sehr vieles zu wünschen ließen, unterrichtete er sich auf das Sorgfältigste über Land und Leute, erforschte den Aberglauben, der das Volk gefangen hielt, suchte nach den tauglichsten Orten für neue Kirchen und Schulen, und trieb die Lappen an, sogleich Versamm-

lungshäuser zu erbauen, damit der Gottesdienst ohne Verzug beginnen könne. So konnte er, als er am Westende Finmarkens stand und sich anschickte, zu den letzten Lappen in Alten zu reisen, dem Collegium schreiben: „der Herr hat mitgearbeitet und meinen geringen Dienst dermaßen gesegnet, daß ich meine, der Weg sei nun bereitet in Lappmarken vor dem Angesichte des Herrn, der alles nachher vollführen wird durch die Missionare." Auf einem äußerst mühsamen und nicht selten gefahrvollen Wege durch Nordland kehrte er, begleitet von Isaak Olsen und zwei Lappenkindern, nach Drontheim zurück, wo er am 5. Nov. wieder anlangte, um nun seine Erfahrungen erst recht für die Bekehrung des Lappenvolkes fruchtbar zu machen. Er erhielt fortan in seinem Hause auf eigne Kosten eine Schule von Lappenkindern, die später als Katecheten treffliche Dienste leisteten. Auf seinen Vorschlag ward trotz der Gegenbemühungen des Bischof Krog das Seminar bei der drontheimschen Schule, welches Missionszwecken dienen sollte, festgegründet, und hier war durch Olsen nun die Gelegenheit geboten, die lappische Sprache zu lernen. Vom Könige ward die Erbauung neuer Kirchen und Capellen in Finmarken geboten, für Anstellung und Besoldung von Katecheten und Unterschulmeistern ward gesorgt und jedem Katecheten freigegeben, zwei Lappenkinder, die er für fähig erachte, zu künftigen Schulmeistern heranzuziehen. Auf die Gewinnung tüchtiger, dem Volke nahestehender Lehrer und Seelsorger kam ja das Meiste an; ohne sie waren alle andern, noch so wohlgemeinten Ordnungen werthlos.

Noch zweimal, 1718 und 1722 wiederholte von Westen seine Missionsreisen, auf denen er nicht nur die früheren Stationen besuchte, sondern auch allen andern Lappen nachgieng, die er das erste Mal nicht hatte erreichen können und denen theilweise schon seit langen Jahren kein christlicher Lehrer nahe gekommen war. Er durfte jetzt auch in Nordland und dem Theile des Drontheimstiftes wirken, in welchem Lappen wohnten; durch eine königliche Verordnung war 1720 die Mission auch auf diese Gebiete ausgedehnt worden. Die Lappen wohnten einstmals überhaupt viel südlicher und noch jetzt gab es Gemeinden von ihnen z. B. in Stördalen und und Merager nur zwei Meilen von Drontheim. Ja selbst südlich von dieser Stadt zu Tönsät im Christianiastifte fand sich eine Kolonie von Lappen, welche in christlicher Hinsicht ebenso verkommen waren, wie ihre andern Volksgenossen. Natürlich wollte von Westen sich auch ihrer annehmen, zumal er eine ausdrückliche Einladung von ihnen erhielt; aber der Präsident des Missionscollegs selbst mußte ihn anweisen, die Reise zu unterlassen, weil jener Ort nicht mehr

zu dem in der königlichen Verordnung genannten Missionsgebiete gehörte und der Bischof Deichmann von Christiania ein Gegner der Mission war. So mußten mehrere Hundert Lappenseelen die jetzt auch von ihnen ersehnte Speise des göttlichen Wortes entbehren; das Staatskirchenthum verlangte es. Ueberhaupt erwies sich dieses als ein Haupthindernis der lappischen Mission. So lange von Westen lebte und selbst mit seinem von Liebe brennenden Herzen für die Sache eintrat, gieng es vorwärts. Aber er rieb sich zu früh auf. Schon 1723 nach der dritten Reise merkte er das Schwinden seiner Kräfte, und zur längeren Schwachheit kamen noch Kränkungen aller Art, Anfeindungen durch die Bischöfe Deichmann und Krog, selbst äußere Noth, da er sein Vermögen im Dienste der Mission verzehrt hatte. Solchen Angriffen erlag seine Gesundheit. Er verschied nach einigen leidensvollen Jahren am 9. April 1727 zu Drontheim, und von da an gieng es mit der Mission wieder abwärts. Die Anstalten bestanden fort, die Verordnungen blieben in Kraft, auch die Arbeit ward noch einige Zeit weitergeführt, aber es geschah jetzt ohne gedeihlichen Erfolg. Denn es fehlte mehr und mehr an tauglichen Personen zur beschwerlichen Predigt unter den Lappen, von den Vorstehern der Missionsschule in Drontheim ließen mehrere den rechten Eifer vermissen und bei dem Collegium in Kopenhagen gieng Eifer und Kenntnis der Sache aus. Man begnügte sich, wie das ja beim Staatskirchenthum so häufig geschieht, mit dem Scheine, als ob etwas geschehe, weil die äußern Ordnungen und Veranstaltungen noch vorhanden waren. Man täuschte sich selbst und vernachlässigte die Seelen der armen Lappen.

In der schwedischen Kirche gieng es im Grunde nicht besser. Man hatte dort keinen Thomas von Westen, der so kräftig auftrat; aber die Kunde von dem Eifer des Drontheimer Lector drang herüber und reizte zur Nachahmung. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sich, wie wir hörten, die Könige Schwedens um die Bekehrung ihrer lappischen Unterthanen gekümmert und auch jetzt raffte die Regierung sich wieder auf. Sie veranstaltete im ganzen Lande Collecten, ja legte eine Missionssteuer auf, die eine ziemliche Summe einbrachte. Mit diesem Gelde wurden Kirchen erbaut und Schulen angelegt; man stellte Lehrer an und verordnete, daß Keiner dort Prediger werden solle, der zum Volke nicht in seiner Sprache reden könne. Und es fanden sich einige tüchtige Geistliche. Vor allen wird Per Fjellström, erst Schulmeister, dann Pastor, zuletzt Probst in Lykśele (1719—64) als ein eifriger und trefflicher Prediger gerühmt, der auch zur Förderung der christlichen Erkenntnis unter dem Volke die Evangelien und Episteln, einige Psalmen, den

kleinen Katechismus und das neue Testament ins Lappische übersetzte. Im Jahre 1739 ward eine „königliche Direction" bestellt, welche die Aufsicht über das Evangelisationswerk in Lappmarken führen sollte. Diese beauftragte Per Holmbom und Per Högström mit der Missionspredigt, zwei eifrige Männer, von denen der letztere erst 1784 als Probst von Skellefteo starb. Sie durchstreiften Lappmarken nach allen Richtungen und trugen viel zur Ausbreitung des Evangeliums in diesen abgelegenen Gegenden bei.

So ward auch in Schweden diese Mission von der Staatskirche als solcher getrieben; doch scheint es hier mit nachhaltigerem Eifer und besserem Geschicke als in Dänemark geschehen zu sein. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gieng es freilich auch in Schweden mit beiden sehr abwärts. Die Seelen der schwedischen und finnischen Lappen mußten dann ebenso darben wie die der norwegischen.

Endlich erübrigt uns der Besuch noch eines nordischen Missionsfeldes, welches in diesen Frühlingsjahren der lutherischen Mission in Angriff genommen ward, und zwar gleichfalls von der dänisch-norwegischen Kirche aus.

In der mittelalterlichen Hierarchie gab es auch einen Bischof von Grönland, der in Garde an der Ostküste seinen Sitz hatte und der Kirche vorstand, welche die aus Norwegen Eingewanderten umfaßte. Aber diese Kolonie starb aus, indem vom Mutterlande her die Verbindung mit ihr aufgegeben ward und nun die Ureinwohner, die „Skrällinger," welche schon länger die Eingewanderten befehdeten, sie mit Uebermacht unterdrücken konnten. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts schwanden alle Spuren von der Kolonie und mit ihr von der christlichen Kirche in Grönland. Nur die Erinnerung an sie erhielt sich in Europa. Aber diese hatte etwas Belebendes und trieb zu manchen Versuchen, das Verlorene wiederzufinden. Begreiflicherweise giengen diese Versuche, die in erster Linie Handelszwecke verfolgten, vorzüglich von Norwegen und Dänemark aus; aber alle waren vergeblich, so daß man schon die Hoffnung, das Ziel zu erreichen, aufgab. Grönland ward erst wiedergefunden, als ein höherer Beweggrund als Geldgewinn antrieb, es zu suchen, ein Grund, der dem Herzen, welches er erfaßt hatte, keine Ruhe ließ, bevor nicht das Ziel gewonnen war.

Hans Egêde, 1686 in Nordland geboren und 1707 zum Prediger zu Vogen auf einer der Lofodden ernannt, erinnerte sich im zweiten Jahre seiner dortigen Amtsführung, einmal gelesen zu haben, daß es in Grönland einst eine christliche Gemeinde gegeben habe. Was ist aus der geworden? diese Frage beschäftigte ihn fortwährend, und als er nun von Seefahrern hörte, die Ostküste sei

jetzt des Eises wegen ganz unzugänglich und in den südlichen Theilen des Landes gebe es nur wilde Heiden, da erwachte in ihm der Wunsch zu diesen, die er mit seinen Zeitgenossen für verwahrloste Nachkommen der alten norwegischen Einwanderer hielt, zu ziehen; „er würde es für seine größte Freude und Glückseligkeit ansehen, wenn er ihnen Christum predigen dürfte." Die nicht geringen Schwierigkeiten, welche sich zeigten, als sein Gedanke laut ward, bestärkten ihn nur; immer mehr wuchs in ihm die Gewißheit, daß der Missionsgedanke ihm von Gott gekommen war. Daher versuchte er auf alle Weise, seine Verwirklichung herbeizuführen. Als die Nachricht von der Errichtung des Missionscollegs in Kopenhagen kam, wandte er sich am 30. Januar 1715 an dies mit einer „schrift- und vernunftgegründeten Erklärung über die Hindernisse und Einwendungen gegen die Bekehrung der heidnischen Grönländer." Aber die Antwort war eine Vertröstung auf Friedenszeit. Durch Thomas von Westen, der eben damals in Lappmarken seine Arbeit begann und mit dem Egêde fortan in stetem Briefwechsel blieb, gieng er im nächsten Jahre den König selbst an, doch auch dies war zunächst noch ohne Erfolg. So entschloß er sich denn, um die Sache ernstlicher und nachdrücklicher zu betreiben, seine bisherige Stelle aufzugeben. Er zog 1718 mit Weib und Kind nach Bergen, um hier zu versuchen, wie sich wohl am ehesten eine regelmäßige Verbindung mit Grönland wiederherstellen lasse. Dies Land gehörte ja nicht mehr so als Provinz oder Kolonie zum dänischen Reiche wie Lappmarken und Trankebar, daß man daraus für den König die Pflicht hätte ableiten können, für die Bekehrung seiner Unterthanen zu sorgen. Und doch war wohl ohne eine derartige Verbindung schwerlich an Beginn einer Missionsthätigkeit zu denken. Daher sehen wir Egêde, der wahrlich an nichts weniger als Gewinn dachte, sondern dem das Heil der Heiden das Ziel aller seiner Bemühungen war, an jene früheren erfolglosen Versuche, den Handel mit Grönland wieder zu beleben, anknüpfen. Er hielt es für nöthig, zuerst weltliche Theilnahme für dies Land zu erwecken, um dadurch sich den Weg auch zur Missionspredigt zu bahnen. Und vielleicht war wirklich diese Einleitung der Sache die damals nothwendige, obgleich das Missionscolleg in einem Berichte bemerkte: „wir mögen ja nicht leugnen, daß wenn Einer oder Mehrere sich von Gottes Geist getrieben und gestärkt fühlten, ohne so viele Umstände den nächsten Weg einzuschlagen, und sich auf einem Schiffe, das sonst nach Grönland fährt, hinaufbegäben und sich nach den Sitten des Landes bequemten, so daß sie in Einfalt und Glauben von Gottes Hand erwarteten, was seine Vorsehung zur Ausführung

des Vorhabens bestimmen möchte, — daß dies unstreitig die kürzeste Art und Weise wäre, den Heiden dort das Licht des Evangeliums zu bringen." Jedenfalls hat diese Verbindung der Missionssache mit einem Handelsunternehmen und das Stützen der ersteren auf das letztere den Beginn der Arbeit sehr verzögert und auch weiterhin der Mission Gefahr und Schaden gebracht.

Auch längere persönliche Anwesenheit Egêdes in Kopenhagen im Frühjahre 1719 förderte die Sache nicht sonderlich, obwohl er den König geneigt fand. Erst zwei Jahre später gelang es ihm in Bergen, durch die Hülfe von Freunden des Reiches Christi ein Capital zusammenzubringen, mit welchem ein Schiff, „die Hoffnung" gekauft ward. Und nun lief auch die Erlaubnis des Königs zum grönländischen Unternehmen ein. Er ernannte Egêde zum dortigen Missionare mit einem Gehalte von 300 Reichsthalern.

Am 3. Mai 1721 lief „die Hoffnung," von zwei andern Schiffen begleitet, von Bergen aus, nachdem die Mannschaft in Pflicht genommen und Egêde als dem Haupte des Schiffsrathes unterstellt war. Am 12. Juni erblickte man die Südspitze von Grönland, aber nun kam neue Gefahr durch das Eis und erst am 3. Juli gelang es, einen passenden Hafen zu finden. „Hoffnungsinsel" nannte Egêde den Platz der Landung, voller Freude darüber, daß er endlich das lang ersehnte Land hatte sehen und betreten dürfen. Und es war gut, daß er Hoffnungen hegte, die auf die Verheißungen Gottes gegründet waren; denn was er zunächst erfuhr, war nicht geeignet, viel Muth zu machen. Als die Wohnungen für den Winter hergerichtet waren, machte Egêde sich auf, um Land und Leute kennen zu lernen. Aber wo er die Grönländer traf, zogen sie sich scheu vor ihm zurück. Erst um die Weihnachtszeit kam es zur Annäherung bei einigen, die in der Nähe der Niederlassung ihre Winterhütten aufgeschlagen hatten. Und nach und nach gewöhnten sich die Heiden nicht nur an ihn, sondern gewannen ihn lieb und empfanden eine solche Ehrfurcht vor ihm, daß er bald allein ohne Furcht unter ihnen weilen und in ihren Hütten nächtigen konnte. Sein heiliger Wandel, seine allezeit hülfbereite Liebe nöthigte ihnen diese Zuneigung und Achtung ab, während die meist des Handels wegen mitgekommenen Schiffsgenossen sich auch hier den traurigen Ruf der Europäer in den Kolonien erwarben, nämlich daß ihr Leben wo möglich noch schlimmer sei als das der eingeborenen Heiden. Es ist bezeichnend, daß ein grönländischer Lustigmacher den Vorschlag machen konnte, Angekutten, d. h. heidnische Priester und Zauberer nach Europa zu schicken, um die Leute dort zu guten Sitten zu bekehren, wie der dänische König Priester ausgesandt

habe, um die Grönländer zu bekehren. Ein anderer Heide erklärte alles Ernstes, das Christenthum nicht annehmen zu wollen, damit er nicht den schlechten Matrosen ähnlich würde.

Aber die werdende Zuneigung der Grönländer half Egêde noch nicht viel, da die Scheidewand der Sprache, welche zwischen ihm und ihnen bestand, eine fast unübersteigbare zu sein schien. Die Sprache der Eskimos ist eine ungemein schwierige. Sie hat einen großen Wortreichthum für die Dinge des natürlichen Lebens, während es ihr für das Geistige und Religiöse, wie dies bei so vielen uncultivirten Völkern der Fall ist, fast ganz an Ausdrücken mangelt. Die Hauptschwierigkeit für den Fremden aber besteht in der Eigenthümlichkeit der Sprache, endlose Zusammensetzungen zu bilden, wodurch ziemlich lange Sätze mit wenigen Worten gegeben werden können. Und dazu fehlte es Egêde an jeglichem Bindeglied, wie solche doch z. B. für die ostindischen Missionare vorhanden waren. Es gab keine grönländische Literatur, an der er Grammatik und Wortschatz hätte lernen können; es gab keine Europäer, welche der Sprache mächtig waren, um ihm irgend wie als Lehrer oder Dollmetscher zu dienen. So war er ganz auf sich angewiesen. Aber er verzagte nicht. Einen leisen Anfang der Verständigung machte er mit Bildern und Zeichen, und als er erst die Bedeutung des Wortes „Kina" = „Wie heißt das?" erfaßt hatte, konnte er den Versuch machen, ein grönländisches Vocabularium anzulegen. Sehr richtig sah er, daß das beste Mittel, die Sprache zu erlernen, ein möglichst anhaltendes Zusammenleben und genauere Gemeinschaft mit den Bewohnern sei. Dies suchte er daher zu erreichen und sah sich bald unterstützt durch seine Kinder, die schneller als der Vater das Grönländische gewissermassen als eine zweite Muttersprache lernten und nun zwischen ihm und den Bewohnern den Verkehr vermittelten. Sein unermüdlicher Eifer blieb nicht ohne Frucht. Schon im Jahre 1723 war er weit genug in der Sprachkenntnis gekommen, um „einfältige Christenthumsfragen," die Grundlinien eines Katechismus für seine Schüler aufzusetzen und am 10. Januar 1725 durfte er es wagen, vor einer großen Versammlung von Heiden die erste grönländische Predigt zu halten.

Doch auch mit der Beseitigung dieser in der Sprache gelegenen Schranke waren nicht alle Hindernisse hinwegeräumt. Es blieb noch immer ein sehr beschwerliches, welches in der nothwendigen Lebensweise des Volkes lag. Nur während der Winterzeit konnten die Grönländer in größeren Haufen zusammen wohnen; wenn der Frühling kam, mußten sie sich, um den Lebensunterhalt zu beschaffen, zu Jagd und Fischfang sich weit entfernen und zerstreuen. Dann ver-

gaßen und verlernten sie schnell, was sie mit Mühe während des Winters sich angeeignet hatten und im Herbste mußte der Unterricht so gut wie ganz von vorne wieder angefangen werden. Dadurch wurden die Fortschritte in sicherer Heilserkenntnis ungemein erschwert. Es fehlte alle Stetigkeit des Unterrichtes und bei diesem selbst mangelte es den an sitzende Lebensweise durchaus nicht gewöhnten Grönländern an Ausdauer.

Doch scheint Egêde allerdings diese auch ziemlich auf die Probe gestellt zu haben. Es kam ihm auf eine möglichst gründliche Unterweisung an. Zu dem Ende hatte er sich einen eigenen Lehrplan entworfen und es hat den Anschein, daß er den ziemlich genau inne hielt. Wenigstens hören wir, daß er oft zu den Heiden von dem allmächtigen Schöpfer und seinen Werken als einem Grundleglichen redete und die Grönländer erzählten von ihm weit ins Land hinein, es sei ein Mann gekommen, der vom Schöpfer Himmels und der Erde zu berichten wisse. Es ist begreiflich, daß den Heiden dieser Lehrgang zu weitläufig war und daß sie besonders die Geduld verloren, wenn er gar eine lange Predigt hielt. Aufmerksamer waren sie, wenn er ihnen Bilder von den Heilungswundern des Herrn zeigte und erklärte oder wenn er Kranken von Christo, dem Gottessohne, der die Todten wiedererwecken werde, erzählte.

So fehlte es wahrlich an Schwierigkeiten nicht. Aber Egêde, ein Mann des Glaubens und des eifrigen Gebetes, hielt in treuer Arbeit aus und erwartete geduldig die Zeit, in der Gott ihn die Frucht sehen lassen würde. Und sie kam. „Bis zu dieser Stunde — schrieb er 1723 — habe ich keine sonderliche Andacht oder Bewegung bei den Grönländern wahrgenommen; doch beginnt nach und nach der Geist und das Licht der Gnade und Wahrheit in ihnen hervorzuschimmern, indem sie bei unsern Gebeten und Gottesdiensten sowie bei der wiederholten eindringlichen Ermahnung von uns mehr Aufmerksamkeit als früher zeigen und unter Anrufung des Namens Jesu sowohl sich niederlegen als aufstehen." Und die Eindrücke wurden tiefer und nachhaltiger. Nach einer Missionsreise, die er im nächsten Jahre machte, faßte er das Ergebnis seiner Erfahrungen in die Worte: „ich kann in Wahrheit bezeugen, daß ich jetzt größern Ernst und größere Aufmerksamkeit sowohl bei Alten als Jungen verspüre, weit mehr als man in solcher Unvollkommenheit von beiden Seiten erwarten konnte." In diesem Jahre konnte er die erste Taufe vollziehen, und zwar an einem Kinde.

Mit der Taufe hielt er ungemein zurück, in beständiger Furcht, das Sacrament zu entwerthen. Es genügte ihm nicht, daß die Grönländer ihren Glauben an das, was er predigte, bekannten und

die Taufe begehrten. Er erfüllte ihre Bitte nicht, so lange er überzeugt war, daß sie noch nicht zur ernsten und aufrichtigen Buße gekommen seien, und auch dann war er noch bei solchen bedenklich, die im Sommer durch die zu weite Entfernung sich seiner Aufsicht entzogen. Die Taufpraxis machte ihm viele und schwere Gewissensbedenken und man fühlt sich zu dem Urtheil versucht, daß er in manchen Fällen wohl zu sehr gezögert habe, dessen nicht genug eingedenk, was der Geist Gottes selbst eben durch das Sacrament an und in den Seelen der Getauften wirken will. Erst 1729 einigte er sich mit seinen beiden nachgeschickten Collegen über ein festes Verfahren. Darnach beschloß man, den unmündigen Kindern der zunächst umherwohnenden Grönländer die Taufe zu ertheilen, wenn die Eltern selbst der christlichen Lehre zufielen und willig wären, ihre kleinen Kinder dem Herrn Jesu darzubringen. Mit den etwas älteren Kindern wollte man ebenso verfahren, wenn sie die vornehmsten Hauptstücke des christlichen Glaubens einfältiglich gefaßt hätten, und endlich auch mit den Erwachsenen und Alten, wenn diese nächst nöthiger Erkenntnis und Verständnis der christlichen Lehre Zeichen einer rechten Andacht und eines wahren Ernstes in der Sache der Seligkeit gäben und ein Verlangen nach dem Sacramente äußerten. Nach diesem Beschlusse handelte man dann und so wurden 1731 schon an 150 getaufte Kinder gezählt, während man mit der Taufe Erwachsener noch weiterhin ungemein zurückhaltend verfuhr.

Einer von den bleibenden Gründen für diese Zurückhaltung war, wie schon bemerkt, die unstete Lebensweise der Grönländer. Eben diese rief nun schon früh in Egêde den Wunsch nach Hülfe wach. Er sah, wie nothwendig es sei, daß man Lehrer und Seelsorger habe, die den Grönländern in der Sommerzeit auf die Hauptplätze der Jagd und Fischerei nachgehen und dort die Arbeit an ihnen fortsetzen könnten. Und es schien, als werde man nach und nach seinen Wunsch erfüllen, indem in Dänemark die Theilnahme für das grönländische Unternehmen wuchs und man Geneigtheit zeigte, die dortige Missionsarbeit nicht nur zu erhalten, sondern auch auszudehnen. Bereits 1723 erhielt Egêde den ersten Gehülfen in Albert Top, der für eine neue Kolonie, die man anlegen wollte, bestimmt war und 1728 kamen abermals zwei Gehülfen aus der Heimat. Dazu ward Egêde von seinen heranwachsenden beiden Söhnen Paul und Nils, denen der Umgang mit den Grönländern noch leichter fiel als dem Vater, kräftigst unterstützt. Aber diese Hülfe, so dankenswerth sie war, genügte nicht. Egêde erkannte es als durchaus nothwendig, aus den Grönländern selbst Mitarbeiter zu erziehen. Auf eingeborene Katecheten gieng sein

Streben, weshalb er den Vorschlag machte, im Lande selbst Seminarien anzulegen, in denen solche Katecheten herangebildet werden könnten. Aber zu diesen kam es bei seinen Lebzeiten nicht. Man vermochte kaum die einfachsten Schulen in Gang zu bringen; wie hätte man da die Gründung eines Seminars wagen sollen?

Ueberhaupt darf man nicht meinen, daß, auch als sich Früchte der Arbeit zeigten, diese je aufgehört habe, eine sorgenvolle, ja schmerzensreiche zu sein, und zwar wurden die meisten Sorgen und Schmerzen Egêde von der Heimat aus und durch die von dort Gekommenen verursacht. Wir bezeichneten es schon als einen sehr mislichen Umstand, daß die grönländische Mission von Anfang an mit einem Handelsunternehmen verknüpft war. Eine solche Zusammenkoppelung ganz verschiedener Interessen konnte nicht anders als schädlich wirken. Egêdes Hauptzweck war natürlich die Mission; ihrer Förderung wollte er Alles dienstbar machen. Die Handelsagenten hingegen wollten Geld verdienen und sahen scheel zu Allem, was gethan ward, ohne diesen Zweck zu fördern. Und in der Heimat hielt der anfängliche Eifer nicht lange an. Als man zu erkennen glaubte, daß kein Geschäft bei der Sache zu machen sei, löste sich die Gesellschaft wieder auf und die Regierung, welche jener schon den Ertrag einer Landescollecte im Belaufe von 50,000 Reichsthalern als Unterstützung überwiesen hatte, mußte 1728 die grönländische Kolonie allein übernehmen und die Verbindung mit ihr unterhalten. Dies geschah zuerst, da der König der Sache seine Theilnahme zugewandt hatte, mit Nachdruck. Man wollte die Kolonie Godthaab (Gute Hoffnung) erweitern und schickte zu dem Ende in trauriger Verirrung eine Anzahl männlicher und weiblicher Sträflinge dorthin, welche in Ordnung zu halten dann wieder Soldaten nöthig wurden. Aber mit dieser unklugen Maßregel versetzte man der Mission einen Schlag, wie er schlimmer kaum möglich war. Denn hatten vorher schon die mitgekommenen Europäer Egêde viele Mühe gemacht, so war dieser Auswurf der heimischen Bevölkerung gar nicht mehr zu bändigen und drohte alle Früchte der bisherigen Arbeit zu zerstören, indem in diesen Verbrechern den Grönländern eine förmliche Schule des Lasters entgegentrat. Es war ein Glück, daß der Tod unter den neuen Kolonisten arg aufräumte und damit ähnliche Kolonisationsgedanken für die Folgezeit beseitigte. Aber in Zusammenhang hiemit stand nun auch, daß 1731 nach dem Tode des Königs FriedrichIV. der Befehl kam, die zu kostspielige Kolonie ganz aufzugeben. Dadurch wäre auch die Mission so gut wie aufgehoben gewesen; denn wenn auch Egêde, zu dem die Grönländer sagten, er könne ja stets bei ihnen bleiben

und wie sie von Rennthieren, Vögeln und Fischen, an welchen sie Ueberfluß hätten, leben, des Willens war, auszuharren, so mußte er sich doch sagen, daß, wenn die Verbindung mit der Heimat aufhörte, mit ihm die Mission ausstarb. Und was sollte dann aus den 150 getauften Kindern werden? Jetzt erst legten sich ihm diese als eine schwere Last aufs Herz, so schwer, daß er zwei Jahre lang wieder die Kindertaufe aussetzte.

Jene Gefahr gieng wieder vorüber. Der König Christian VI., wahrscheinlich vom Grafen Zinzendorf dazu vermocht, beschloß, das Werk seines Vaters nicht aufzugeben, sondern mit neuen Kräften weiter zu führen. Aber das hier so segensreiche Auftreten Zinzendorfs ward nach anderer Seite hin für Egêde bald ein Quell mancher Verdrießlichkeiten und dasselbe Schiff, mit welchem die Nachricht von Entschlusse des Königs nach Grönland kam, barg den Keim neuen furchtbaren Verderbens. Es brachte einen grönländischen Knaben, der nach Kopenhagen geschickt war, in die Heimat zurück, und dieser war von den Blattern angesteckt. So kam diese entsetzliche Krankheit nach Grönland und begann ihren verheerenden Zug durch die Niederlassungen der armen Bewohner. Einer der Ersten, den Egêde ins Grab legen mußte, war Friedrich Christian, sein Lieblingsschüler, ein Eingeborner, der das Evangelium wirklich mit dem Herzen erfaßt hatte, und dabei so bildungsfähig, daß Egêde ihn schon fast seit drei Jahren hatte als Katecheten brauchen können. Am 14. Sept. 1733 gab er seinen Geist in die Hände seines Gottes, dessen Gnade er sich getröstete. Ihm folgten Hunderte seiner Volksgenossen ins Grab. Im April des Jahres 1734 waren von sämmtlichen Grönländern auf der Kolonie nur noch ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen übrig, und auch in den benachbarten Niederlassungen wurden furchtbare Verwüstungen angerichtet. Das war eine Zeit, in der Egêde die ganze Größe seiner Seele, die Kraft seines Christenmuthes zeigen konnte. Und die Liebe, welche er den Kranken und Sterbenden bewies, war auch bei diesen Heiden ein so mächtiger Zeuge von der Wahrheit des Christenthumes wie in den ersten Zeiten der Kirche. „Du hast — sagte ein Grönländer, der bei gesunden Tagen nur zu spotten pflegte, vor seinem Ende zu Egêde — Du hast an uns bewiesen, was die Unsrigen nicht gethan haben. Denn Du hast uns erhalten, da wir nichts zu essen hatten; Du hast unsre Todten begraben, die sonst von den Hunden, Füchsen und Raben verzehrt worden wären. Du hast uns auch über Gott unterwiesen und uns von einem bessern Leben gesagt."

Sehr vereinsamt stand er nach diesem furchtbaren Sterben da,

aber die treue Arbeit, an welcher er es auch während der Herrschaft des Würgengels nicht hatte fehlen lassen und die so vergeblich erschien, war doch eine sehr gesegnete gewesen. In den Thaten der barmherzigen Liebe war ein Same ausgestreut, der, kräftiger als so manche Predigt, bald aufgieng und unerwartete Früchte brachte.

Für diese Zeit der Trübsal wäre es Egêde nun wohl zu gönnen gewesen, daß er recht theilnehmende und eifrige Gehülfen gefunden hätte. Aber gerade die, welche zu seiner Unterstützung ausgesandt waren, stellten sich jetzt fremd zu ihm und verursachten ihm manchen Kummer. Zinzendorf hatte dem erwachenden Missionseifer der Brüdergemeinde, der seitdem in allen Welttheilen so Großes geleistet hat, die Richtung auch auf Grönland gegeben. Im Mai 1733 kamen drei der Brüder, Matthäus und Christian Stach und Christian David, welche man in Dänemark anfänglich hatte nach der Diskobucht schicken wollen, in Godthaab an. Sie wurden von Egêde auf das Zuvorkommendste aufgenommen und in allem Nöthigen, besonders in der Erlernung der Sprache, kräftig unterstützt. Aber dies freundliche Entgegenkommen fand nicht die Erwiederung, die es verdiente. Es zeigten sich nämlich bald Verschiedenheiten in der Lehre. Egêde glaubte zu bemerken, daß sie in der gesunden Heilslehre nicht fest und klar seien, und eine genauere Prüfung der herrnhutischen Lehre, vorzüglich des Punctes von der Rechtfertigung, bestätigte seinen Verdacht. Er entdeckte verschiedene Abweichungen vom Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche, die doch von jenen als die reinere Lehre vertheidigt wurden, und erklärte hierauf hin, wenn sie dabei blieben, so würde keine Einigkeit zwischen ihnen und keine gemeinsame Erbauung sein können. Von der andern Seite sprach man ihm nun die Bekehrung ab; sein äußerer Wandel sei ehrbar, aber sein innerer Zustand vor Gott nicht rechtschaffen; darum sei er auch nicht fähig, die Heiden zu bekehren. Es war dasselbe unerlaubte und anmaßliche, dem Sectengeiste eignende, Richten über die Herzensstellung, dem wir bei den Pietisten begegneten. Die Brüder griffen sogar zu Verleumdungen und schämten sich nicht, Egêde die Schuld an der damaligen traurigen Lage der Grönländer beizumessen. Obwohl sie sämmtlich Laien waren, feierten sie unter sich das Sacrament des Abendmahls, da sie mit dem Prediger als einem Unbekehrten in keiner Geistesgemeinschaft stünden.

Das waren betrübende Vorgänge für die auch der herrnhutische Geschichtschreiber keine Rechtfertigung bei zu bringen weiß. Er sucht sie durch Schweigen der Vergessenheit zu übergeben, nur mit dem Einen Satze ein Gefühl der Schuld verrathend: „allem Anscheine nach sollte es besser gewesen sein, wenn sich die Brüder an einem

ganz neuen Orte niedergelassen hätten." Egêde bewährte auch in dieser Lage die Wahrheit seines Christenthumes. Sein Amt hatte von ihm verlangt, gegen die auftauchende Irrlehre Zeugnis abzulegen, und durch keine Rücksichten ließ er sich davon abhalten, dies zu thun. Dann aber fuhr er fort, gegen dieselben Personen, die er so hatte strafen müßen, Liebe zu üben; er und seine Frau pflegten sie in ihrer Krankheit und thaten ihnen alles Gute, „so daß — wie der Geschichtschreiber der Brüdermission sagt — sie sich oft Bedenken machten, die Gutthaten, womit sie gleichsam überschüttet wurden, anzunehmen."

Das große Sterben hatte derartige Verwüstungen angerichtet, daß es mit der Mission fast einen neuen Anfang zu machen galt, und dazu fühlte Egêde sich jetzt nicht mehr kräftig genug. Die großen Anstrengungen, die ihm durch seinen Beruf so lange zur Pflicht gemacht waren, hatten seinen Körper sehr geschwächt, und es mag damit zusammengehangen haben, daß auch sein Muth und seine Thatkraft nachließ. Er wollte noch immer sein Leben der grönländischen Mission widmen, aber er sehnte sich nach einer Stellung, in welcher er ihr mit geringerer körperlicher Anstrengung dienen könnte. Nach dem, was er gearbeitet und ertragen hatte, kann man hieraus keinen Vorwurf gegen ihn ableiten, und er selbst war überzeugt, die Ruhe ohne Schaden für die Sache aufsuchen zu dürfen, weil ihm in seinem thatkräftigen und sprachgewandten Sohne Paul ein tüchtiger Nachfolger erwachsen war. So bat er denn um seinen Abschied und als er ihn erhalten hatte, verließ er am 9. August 1736 Grönland, die Stätte einer fünfzehnjährigen aufopferungsvollen Missionsarbeit, geleitet von den Gebeten der Grönländer, die das Gedächtnis ihres „unvergeßlichen Vaters" in liebendem Herzen bewahrten.

Das Missionsfeld glich, als Egêde es verließ, einem Trümmerhaufen. Sein Wunsch war nun, wenigstens aus der Ferne zu einem tüchtigen Umbau mitzuhelfen. Zu dem Ende wiederholte er seinen früheren Vorschlag, vor Allem in Kopenhagen ein Seminar anzulegen, in welchem Missionare und Katecheten für Grönland herangebildet werden könnten. Man gieng darauf ein. Er selbst ward zum Vorsteher und Lehrer desselben, ja 1740 zum Superintendenten des ganzen grönländischen Missionswesens ernannt. Dieser Aufgabe widmete er nun seine ganze Liebe, die ganze ihm noch gebliebene Kraft. Aber auch jetzt mußte er es erleben, daß die Erfolge den Anstrengungen nicht entsprachen. Zwischen ihm und dem ihm übergeordneten Missionscollegium, in welchem pietistische und herrnhutische Anschauungen die Oberhand hatten, bestand nicht das

rechte, der Sache gedeihliche Einvernehmen. Das Seminar kam nicht zu wirklichem Leben; vielmehr gestalteten sich die Verhältnisse bald so, daß stellensüchtige Candidaten sich auf 6 Jahre nach Grönland schicken ließen, um dadurch Anspruch auf eine bessere Anstellung in der Heimat zu erwerben. Dies war ein bedenklicher Uebelstand, der die grönländische Mission schwer drückte und neben manchen andern Unzuträglichkeiten Egêde veranlaßte, 1747 von der unmittelbaren Betheiligung an ihr sich zurückzuziehen. Den Abend seines Lebens verbrachte er zu Stubbekjöping auf der Insel Falster, wo er am 5. November 1758 verschied.

Die Mission in Grönland ward weitergeführt, aber dieser Fortbestand war ein Hinsiechen. Es kam hier ebensowenig zu einer gesunden und fröhlichen Entwicklung wie bei dem in Finmarken Begonnenen. Man fragt natürlich nach der Ursache hiervon und muß dann in erster Linie die mangelnde Theilnahme in der Heimat, daneben die falsche Leitung und ungeschickte Ausübung des Missionswerkes nennen. Schon früher sahen wir, daß die Missionsgemeinde in Dänemark selbst eine sehr kleine war; das Werk in Ostindien hatte seinen hauptsächlichsten Rückhalt in Deutschland. Hier aber fand sich wenig Theilnahme für die nordische Mission. In einer bereits erwähnten Streitschrift, die von orthodoxer Seite 1715 gegen die pietistischen Missionare erschien, wird schon auf diese Ungleichheit aufmerksam gemacht. „Die Liebe — heißt es da — läßt uns zwar das Beste hoffen; ob man aber solchen nach Finmarken zu sendenden Gehülfen aus Dänemark, England und Halle so reiche Beisteuer zusenden würde, und die dasigen Einwohner ihnen den Tisch so wohl decken könnten, als den ostindischen Missionariis geschieht, das steht dahin." Damals gab es noch keine lappische und noch keine grönländische Mission. Aber als diese bald darnach in Angriff genommen wurden, fanden sie wirklich seitens der lutherischen Kirche Deutschlands kaum eine irgend nennenswerthe Unterstützung, eine bedauerliche Thatsache, die wohl hauptsächlich darin ihre Erklärung findet, daß keiner der im Norden arbeitenden Missionare ein Deutscher, keiner ein Angehöriger der großen pietistischen Schule war. Doch ist allerdings auch in Rechnung zu bringen, daß von Dänemark aus nach dem ersten Aufrufe des Missionscollegs nur wenig geschehen zu sein scheint, um Hülfe und Theilnahme der übrigen lutherischen Kirche eben für dies Werk zu gewinnen. Die Mission ward hier zu sehr als Sache der dänischen Staatskirche aufgefaßt und behandelt und das war ihr schlimmster Schade. Man verordnete, daß im ganzen Reiche eine Fürbitte für die Mission in das öffentliche Kirchengebet aufgenommen würde, wie wir denn auch

hören, daß bei der Einweihung der neuen Kirche in Trankebar 1719 der Mission in Finmarken fürbittend gedacht ward. Man setzte wohl eine allgemeine Collecte für Missionszwecke an. Aber die Ausführung solcher Verordnungen war auch ziemlich das Einzige, wodurch die große Gemeinde sich an der Mission betheiligte. Im Uebrigen war und blieb diese in Leitung und Beförderung Sache der staatskirchlichen Bureaukratie und dadurch erlahmte sie. Wie vortreffliche Männer auch die meisten Mitglieder des Missionscollegs waren, sie vermochten es nicht, die Mission, soweit dieselbe von ihnen abhängig war, in rechten Schwung zu bringen. Die äußeren Veranstaltungen wurden so leidlich forterhalten, aber es fehlte in der Missionsarbeit am Geist und am Leben.

Zehnter Vortrag.

Als A. H. Francke 1717 auf seiner süddeutschen Reise den würtembergischen Prälaten Hochstätter in Bebenhausen besuchte, sagte dieser zu ihm: „einen dreifachen Wunsch habe ich stets in meinem Gebete zu Gott emporgesandt: erstens, daß der Herr über unsere deutsche Christenheit eine neue Geistesausgießung sende, zweitens, daß er Arbeiter senden wolle in das weite Gebiet der Heiden, und drittens, daß Jemand mit Erbarmen an den Weinberg Israels denke. Die zwei ersten Bitten hat der Herr in Gnaden gehört; der Erweckungen sind in neuerer Zeit viele und reiche; in Halle denkt man an die Heiden. Ach, daß auch der letzte meiner Wünsche in Erfüllung gehen möchte!" — Die Worte machten Eindruck auf den Hörer. Es war ein Same, der auf einen empfänglichen Boden fiel, bald aufgieng und Frucht brachte.

Falsch wäre es nun aber, wenn man aus diesem Wunsche Hochstätters rückwärts den nahe liegenden Schluß ziehen wollte, daß bis dahin Niemand in der lutherischen Kirche mit Erbarmen an den Weinberg Israels gedacht habe. Wir sahen früher, daß man bei den Vorwürfen, die man ihr wegen Vernachlässigung der Heidenmission häufig gemacht hat, nicht immer mit billiger Berücksichtigung der Umstände verfuhr, und mit dem, was die Geschichte über ihre Theilnahme an der Bekehrung Israels zu sagen hat, steht es noch um ein Ziemliches günstiger.

Um richtig zu urtheilen, muß man sich auch hier zuerst klar

machen, wieweit ihr überhaupt Gelegenheit geboten war, an Juden zu arbeiten. Da versteht es sich nun von vorne herein von selbst, daß ihr damals alle der römischen Kirche angehörigen Gebiete verschlossen waren und auch die reformirten Länder durfte sie nicht als ihr Arbeitsfeld betrachten; sie sah sich mit ihren Bemühungen auf den Theil Israels beschränkt, der unter lutherischer Landesobrigkeit lebte. Und das war nur ein winziger Bruchtheil. In den nordischen Reichen nebst Curland war den Juden der Aufenthalt verboten; ebenso in einigen der größeren deutschen Herrschaften. Der Herzog Christoph von Würtemberg wollte sie in seinem Fürstenthume nicht leiden, weil sie an seinem Bruder und Erlöser Jesu Christo treulos geworden und öffentliche Zauberer seien. Das Land blieb ihnen versperrt. Aus dem Kurfürstenthume Sachsen wurden sie besonders durch den Kurfürsten August vertrieben; er werde treulos an seinem Heilande, wenn er die im Lande dulde, die ihn täglich lästerten. Die leipziger Messen durften sie besuchen, aber nur unter sehr beschränkenden Bedingungen, die ihnen z. B. jeglichen Gottesdienst untersagten. In Thüringen gab es nur wenige kleine Herrschaften, in denen man sie duldete, wie Mühlhausen und die Grafschaft Hohenstein und Sondershausen. Im Jahre 1571 vertrieb sie der Kurfürst Johann Georg aus der Mark, weil der jüdische Arzt Lippold seinen Vorgänger vergiftet habe. Erst der große Kurfürst gestattete ihnen 1670 wieder den Zutritt, indem er von den damals aus Wien Ausgewiesenen 50 Familien bei sich aufnahm, die Grundlage der Gemeinden in Landsberg, Frankfurt a/O. und Berlin. Auch aus dem Herzogthum Braunschweig-Lüneburg waren sie schon durch den Herzog Julius vertrieben worden. Die schwedischen Provinzen in Deutschland, d. h. Schwedisch-Pommern und Bremen-Verden waren vom westfälischen Frieden an frei von ihnen. In Mecklenburg saßen sie nur in sehr geringer Anzahl. Und auch von den größeren Reichsstädten hatten mehrere den Grundsatz, keine Juden in ihren Mauern zu hegen, durchgeführt, so Danzig, Lübeck, Bremen, Braunschweig, Nürnberg, Augsburg, Straßburg. Wenn sie des Handels wegen Einlaß begehrten, so ward ihnen der nur gegen eine ziemliche Abgabe gewährt; sie mußten einen Christen auf ihre Kosten mit sich nehmen, der sie auf allen ihren Wegen beaufsichtigte, und am Abende die Stadt wieder verlassen. Da blieb ihnen innerhalb der Grenzen der lutherischen Kirche wahrlich wenig Raum zum Wohnen. Die Gebiete, in denen sie sich in größerer Anzahl niederlassen durften, waren das Herzogthum Preußen, Braunschweig, Lüneburg, Hessen, eine Anzahl kleinerer Herrschaften am Unterrhein, in der Wetterau, am Main, die Mark-

grafschaft Ansbach, die Grafschaft Oettingen u. a. Die größte Gemeinde war die in Frankfurt. Die Angaben über sie schwanken; zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ward sie auf etwa 10,000 Seelen berechnet. Neben Frankfurt gab es keine Stadt in Deutschland, wo die Juden sich so festsetzten und zu solcher Bedeutung gelangten wie Hamburg. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts war ihnen auch hier der offene Zugang verwehrt. Die ersten fanden Einlaß als portugiesische Papisten. Von den sogenannten Marranen, d. h. den durch die Zwangstaufe der römischen Kirche einverleibten Juden der pyrenäischen Halbinsel, welche das Mistrauen der Inquisition dann ganz aus der Heimat vertrieb, wandten sich viele gen Norden. Die meisten fanden von 1593 an in Amsterdam eine so wohlwollende Aufnahme und so günstige Verhältnisse, daß sie diese holländische Stadt bald ihr „neues, großes Jerusalem" nannten. Einige wandten sich nach Hamburg und auch hier nahm man die mit dem römischen Bekenntnisse gedeckten Flüchtlinge auf. Ihre Zahl mehrte sich seit 1603, da in Spanien die Verfolgung zunahm, und als es nun in Amsterdam den Einwanderern gestattet ward, offen zum Judenthume zurückzutreten und eine Gemeinde zu bilden, erstrebten die, welche in Hamburg Aufnahme gefunden hatten, das gleiche. Freilich erhoben sich hiergegen die Bürger und das geistliche Ministerium, aber der Rath, der ihre Bedeutung für das Aufblühen des Handels erkannte, nahm sich ihrer an und gestattete durch besondere Verordnungen von 1612 und 1617 den portugiesischen Juden den Aufenthalt in der Stadt. Es heißt, ihnen sei dabei die Bedingung gemacht, daß ihre Kinder in die christlichen Schulen gehen und im Christenglauben Unterricht empfangen sollten, um sich dann zu entscheiden, ob sie Christen werden oder Juden bleiben wollten. Aber diese Bedingung ward nicht erfüllt. Die Juden erwarben sich um den Handel der Stadt in der That bedeutende Verdienste und das sicherte sie gegen alle Anfeindungen. Statt von Neuem wandern zu müssen, konnten sie es bald wagen, eine Synagoge zu bauen. Hamburg ward, wenigstens von den portugiesischen Juden, ihr „kleines Jerusalem" genannt.

Das Gebiet für Judenmission war also ein sehr kleines, und zwar gerade durch den Einfluß der lutherischen Kirche. Denn wenn damals innerhalb ihrer Grenzen an den bezeichneten und einigen andern Orten überhaupt noch Juden wohnen durften, so war dies eigentlich nur als ein Ausnahmezustand anzusehen, als eine Ausnahme, deren Grund keineswegs in kirchlichen Rücksichten und in besserer Einsicht gesucht werden kann. Wie in Hamburg der Rath blos des Handels wegen auch gegen die Stimmen der Geistlichkeit

die Juden in der Stadt behielt, so waren es fast überall Gründe der Finanzpolitik, die ihnen zu neuen Orten den Zugang öffneten oder die bisherigen Sitze sicherten. Wie im Mittelalter betrachtete man auch jetzt die handelskundigen Juden, die ja rechtlos seien und jegliche Bedrückung sich gefallen lassen müßten, als eine sehr erwünschte Einnahmequelle. Manche kleine Stadt nahm sie in ihre Mauern auf, mancher Reichsritter erlaubte ihnen die Niederlassung auf seinen Dörfern, um sich hohe Steuern zahlen zu lassen und in Zeiten der Noth bei ihnen baares Geld zu finden. Das waren die selbstsüchtigen Gründe dieser scheinbaren Duldung. Nach der vollen Strenge der damals herrschenden kirchlichen Anschauung hätte man wo möglich überall wie etwa in den nordischen Reichen die Juden ganz ausweisen und dann von den Grenzen fern halten müssen. Einheit der Religion in einem Lande war ja ein mehr und mehr anerkannter Grundsatz; und führte man ihn schon gegen die Angehörigen der andern christlichen Bekenntnisse durch, wie hätte man ihn nicht gegen die Juden geltend machen sollen, gegen welche, was nicht übersehen werden darf, die religiöse Abneigung noch durch die Racenverschiedenheit verstärkt ward.

Wir billigen den Satz, daß das Wohnen in einem Lande von dem Glaubensbekenntnisse abhängig zu machen sei, jetzt nach allen Seiten hin nicht mehr; aber damals beherrschte er die Christenheit, nicht blos die Lutheraner; und so ist es denn auch nicht unsere Sache, diesen deshalb sonderliche Vorwürfe zu machen. Wir haben vielmehr hier zu fragen, wie denn die lutherische Kirche gegenüber den Juden, welchen aus weltlichen Rücksichten das Wohnen in ihrer Mitte verstattet ward, ihre Zeugenpflicht erfüllte.

Luther hatte, wie wir wissen, gegen das Ende seines Lebens strenge Worte geredet und von den christlichen Obrigkeiten, in derem Gebiete sich Juden aufhielten, „eine scharfe Barmherzigkeit" gegen dieselben verlangt; aber wie man aus dem schon genannten Grunde nicht überall den von einigen Facultäten und einzelnen Theologen gemachten Vorschlag, die Juden gänzlich des Landes zu verweisen, durchführte, so verbot auch der Vortheil den Obrigkeiten, Luthers Verlangen ganz zu entsprechen. Zu einer billigen oder gar freundlichen Behandlung der Juden kam es noch nicht, aber man entzog sich doch auch dem Begehren, durch unbeugsame Strenge ihren Widerstand zu brechen und sie zum Christenthume zu bringen. Der Gedanke, daß es den evangelischen Obrigkeiten als solchen zukomme, möglichst für die Bekehrung aller ihrer Unterthanen zu sorgen, hatte ja eine allgemeine Geltung und das Bewußtsein von dieser Pflicht mußte ihnen dadurch gemehrt und geschärft werden, daß sie an die

Spitze ihrer Landeskirchen getreten waren. Aber wie diese Pflicht erfüllen? Es waren nur einzelne und dann nicht gehörte Stimmen, welche Zwang empfahlen. Alle Männer gesunderen Urtheils verwarfen den Zwang in Dingen der Religion und des Gewissens durchaus als etwas Unwürdiges und Unchristliches, wollten auch nichts davon wissen, daß man etwa unmündige Judenkinder gegen den Willen ihrer Eltern taufe. Man freut sich, wenn man so entschiedenen Aussprüchen für Gewährung der Gewissensfreiheit begegnet, aber schaut man dann in die Wirklichkeit hinein, so sieht man, wie verschieden dasselbe Wort verstanden werden kann, wie sehr in verschiedenen Zeiten die Ansichten über Zwang und Freiheit auseinandergehen. Die gleichen Männer, welche auf das Entschiedenste Zwangstaufe und Zwangsbekehrung verwarfen, riethen den Fürsten, eigne, nicht nur in der christlichen, sondern auch in der jüdischen Theologie bewanderte Lehrer aufzustellen und dann die Juden anzuhalten, daß sie deren Vorträge zu bestimmten Zeiten anhören müßten; denn wie sollten sie glauben, wenn sie nicht hörten? und wie sollten sie hören, wenn ihnen nicht gepredigt würde? Und nach solchem Rathe verfuhr man wirklich hier und da. Landgraf Philipp von Hessen, der anfänglich keine Juden bei sich dulden wollte, gestattete ihnen später den Aufenthalt, legte ihnen aber dabei auf, jährlich einmal die Predigt eines Geistlichen zu hören, um dadurch das Christenthum kennen zu lernen. Und in der Markgrafschaft Ansbach ward 1597 den Juden wegen ihres täglichen Verkehrs mit den Christen befohlen, „auch mit ihnen in die christlichen Kirchen zu gehen und darin Gott um rechte Erkenntnis seines Wesens und Willens anzurufen und ihn zu bitten, daß er sie durch Erleuchtung des h. Geistes zu wahrer Buße und Bekehrung aus dem finstern Judenthume in das rechte Licht des Christenthums bringen wolle." Darin sah man keinen Zwang, keine Beschränkung der religiösen Freiheit, und vergleicht man damit, wie die Bekenner der verschiedenen christlichen Bekenntnisse damals mit einander umgiengen, so muß man in der That jene Verordnungen, von denen noch dazu gar nicht einmal bekannt ist, wie genau und wie lange sie ausgeführt wurden, als maßvoll und milde bezeichnen. Daß viel durch sie erreicht sei, wird Keiner erwarten. Gottes Weisheit benutzt ja allerdings manchmal der Menschen Thorheit und Verkehrtheit, um auch durch sie Gutes zu wirken, und so kann auch in manchen der erzwungenen Zuhörer durch die Predigt des Wortes ein Same gefallen sein, der seinerzeit keimte und aufgieng; aber im Allgemeinen waren diese Judenpredigten gewiß wirkungslos. Was die Kirche als solche und mit der bestimmten Absicht, die Juden zu be-

kehren, in jenem ersten Jahrhunderte nach der Reformation that, das also, was man ihre Missionsthätigkeit nennen darf, war verfehlt und ohne Erfolg, während wir sonst wohl hören, daß mancher Jude durch die nicht blos beim Gottesdienste ertönenden christlichen Lieder erst aufmerksam gemacht und dann bekehrt ward, wie auch daß hie und da ein Abrahamssohn durch den frommen Wandel von Christen, mit denen er verkehrte, sich für den Messias gewinnen ließ. Aber solche Ausnahmen wurden dann doch nur wenig beachtet oder nicht als wirkliche Ausnahmen angesehen. Mehr und mehr setzte sich bei den Christen das Vorurtheil fest, die wirkliche Bekehrung eines Juden sei fast unmöglich; ein Jude, der aufrichtig das Christenthum angenommen habe, sei so selten, wie „Citronen in Moskau". Einzelne Beispiele von Rückfällen ins Judenthum, andere Bekehrungen aus offenbar äußern und unlautern Gründen wurden geflissentlich hervorgesucht und zu durchgehenden Erfahrungen verallgemeinert, nach denen man alle Judenbekehrungen wenigstens mit Mistrauen betrachten müsse. Man berief sich auf die Aussagen übergetretener Juden, die, wie ja so leicht bei Neubekehrten geschieht, die Schlechtigkeit und Herzenshärtigkeit ihrer bisherigen Glaubensgenossen nicht arg genug schildern konnten. Hatte man sich aber erst einmal eingeredet, es sei zu schwer, ja fast unmöglich, Juden zu bekehren, so konnte man sich leicht für entschuldigt halten, wenn man nichts dafür that, konnte sich sogar vorreden, daß man zur Abneigung gegen die halsstarrrigen Ungläubigen, ja zur schlechten Behandlung derselben ein Recht habe.

Und an solcher fehlte es nicht. Zwar die Schändlichkeiten, die 1614 zu Frankfurt und 1615 zu Worms gegen die Juden begangen wurden, darf man nicht allein, nicht einmal vorwiegend, aus der allgemeinen Abneigung gegen dies Volk herleiten; sie hatten ihren Hauptgrund in örtlichen Verhältnissen, in Streitigkeiten zwischen den Zünften und dem Rathe, der die Juden beschützte. Und gerade sie hatten zur Folge, daß der Kaiser sich nachdrücklicher der Bedrängten annahm und sie wieder als des Reiches Knechte unter seinen Schutz stellte. Auch brachte die sonst so schlimme Zeit des dreißigjährigen Krieges für die Juden in Deutschland keine besonderen Drangsale mit. Vielmehr wurden sie an manchen Orten, wo sonst die durchziehenden Heere die Einwohner mishandelten, geschont, weil man wußte, daß man durch sie am ehesten baares Geld auftreiben könnte. Aber auch ohne besondere Drangsale war ihr Leben unter den Christen ein leidenvolles und höchst bedrücktes. Es war im Sinne der Zeit überhaupt und kann nicht als Zeichen

hervorstechender Unduldsamkeit genannt werden, daß 1643 die lutherischen Facultäten zu Wittenberg, Rostock und Straßburg gutachtlich erklärten, jüdische Aerzte dürften nie zu christlichen Patienten gelassen werden. Aber wie will man es rechtfertigen, daß die Juden in der evangelischen Christenheit sich nicht sehen lassen konnten, ohne fortwährenden Verhöhnungen und kleinlichen, durch die Wiederholung unerträglichen Anfeindungen ausgesetzt zu sein? „Ohne ist es nicht — schreibt ein billig denkender Mann im siebzehnten Jahrhundert — die Juden können bei uns nicht sicher über Land reisen, auf der Straße gehen noch gar in ihren Häusern bleiben. Des Nachgrunzens, Lästerns, Scheltens und ganz entsetzlichen lügenhaften Vorwerfens, daß sie Christenblut zu ihrem Bedürfnisse haben müssen, ist kein Ende. Ein Jude wird von Manchem viel weniger geachtet als ein Hund. Man stößt und schlägt sie, man wirft sie des Sommers mit Steinen und Unsauberkeit, des Winters mit Schneeballen. Man fähret ihnen, ehe sie sich des versehen, mit einem Stück Schweinefleisch um den Mund. Man zerschneidet ihnen die Kleider, betrügt sie, wo man kann und mag, beraubt sie, so oft nur Gelegenheit hierzu sich ereignet, des Ihrigen mit Gewalt, nöthigt sie, Würfel herzugeben, zu sagen: Christus ist erstanden. Die jungen Kinder zupfen sie bei den Mänteln und die Erwachsenen bei den Bärten. Kommt man in ihre Schulen, so verspottet man sie und läßt sie daselbst ihres Thuns nicht warten noch ihr Gebet verrichten. Und wer wollte allen Schimpf, Spott und Verdruß, so die Juden täglich erleiden müssen, mit Worten genugsam aussprechen? Zwar enthalten sich dergleichen Unfugs ehrbare und verständige Leute; allein, wie dem allen, so haben doch die Juden in Deutschland mit Vorwissen und Einwilligung der Obrigkeiten ein sehr Hartes auszustehen."

Es ist begreiflich, daß bei einer solchen Behandlung die andererseits auch in den Juden vorhandene Abneigung gegen die Christen nicht abnahm, sondern wuchs. Das ihnen Angethane vergalten sie mit gründlicher Verachtung der Gojim. Auch sie erweiterten die Kluft, welche zwischen ihnen und der Bevölkerung, in deren Mitte sie wohnten, bestand. Am umgänglichsten waren noch die oft feingebildeten und weltgewandten portugiesischen Juden, deren Hauptsitz in Deutschland Hamburg war und die selbst mit Geringschätzung auf ihre Volksgenossen, die sogenannten deutschen Juden, als eine verkümmerte Masse herabsahen. Diese wurden allgemein wie Auswurf betrachtet und ihr geistiger wie sittlicher Zustand verschlimmerte sich noch, als nach den schweren Leiden, welche von 1648—1658 nicht unverdient durch die Kosacken über die polnischen Juden kamen,

eine ziemliche Menge der letzteren auswanderte und hie und da in Deutschland Unterkommen suchte und fand. Polen, wo die Juden in großen Massen für sich und unter der Führung und Gerichtsbarkeit ihrer Rabbinen gelebt hatten, war eine Heimat des eifrigsten Talmudstudiums geworden. Hier wuchs noch unaufhörlich durch die Spitzfindigkeit wetteifernder Rabbinen die Masse der jüdischen Tradition, die sich als ein immer schwereres Joch auf den Nacken des an Verehrung seiner Lehrer und blinden Gehorsam gegen sie gewöhnten Volkes legte. Nach dieser Seite hin übten nun die ausgewanderten polnischen Juden einen schlimmen Einfluß auf ihre deutschen Volksgenossen, und von besonderer Bedeutung war, daß man jetzt anfieng, alle wichtigeren Rabbinate mit Männern zu besetzen, die in Polen gebildet waren. Es gab keine, die es ihnen an Gelehrsamkeit und Ansehen gleichthun konnten. Diese polnischen Rabbinen aber befestigten die Absperrung des von ihnen geleiteten und beherrschten Volkes von den Christen. Während die deutschen Christen nach dem großen Kriege sich allmählich wieder hoben und Wissenschaft und Bildung Fortschritte machten, gieng es mit den Juden gerade hierin rückwärts. Ihre Meister entfalteten einen staunenswerthen Scharfsinn in Behandlung der religiösen und gesetzlichen Fragen, die ihnen für wichtig galten. Es entstand eine sehr ausgedehnte rabbinische Literatur. Aber während dessen verdummte das Volk. Die Kenntnis der Schrift schwand bei ihm und von der Theilnahme an der allgemeinenn Culturentwicklung ward es geflissentlich durch seine Lehrer zurückgehalten. Ihre eignen neueren Schriftsteller können sich nicht genugthun im Schildern der Verwilderung, die damals unter den meistens auch äußerlich verarmten deutschen Juden um sich gegriffen habe. Sie waren in der That ein Volk geworden, für welches wenig Hoffnung übrig zu sein schien. Und doch begann eben damals, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, neuer Missionseifer, welcher Israel zum Gegenstande hatte, in der lutherischen Christenheit zu erwachen.

Der westfälische Friede blieb nicht ohne Einfluß auf das Geschick auch der Juden. Die Bande des Reiches waren gelockert, die Selbständigkeit der kleineren Fürsten hatte zugenommen. So behandelten denn diese die Juden, die sonst als des Kaisers und des Reiches Knechte gegolten hatten, nach ihrem Belieben. Sie verfuhren nach ihrem Vortheile und dadurch wurden den Juden an manchen Orten günstigere Lebensverhältnisse zu Theil. Ferner erregte deren Literatur die Aufmerksamkeit der Christen. In dieser Hinsicht bestand ein bedeutender Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. In jener gab es nur wenige unter

den evangelischen Theologen, die sich um die Schriften der Rabbinen kümmerten. Von der Mitte des Jahrhunderts an ward dies aber anders. Bald rechnete man zur vollen Waffenrüstung eines rechten Theologen auch die Kenntnis der jüdischen Theologie. Das mußte dazu führen, daß man sich wieder ernstlicher mit dem sonst so verachteten Volke und seiner Geschichte beschäftigte. Man stand von Neuem vor der Frage, was denn der wunderbare Bestand des Volkes trotz aller Leiden, aller Verfolgungen zu bedeuten habe und kam bald wieder zu der Lehre von der verheißenen Endbekehrung Israels. Es ist gar nicht zu leugnen, daß dies damals auf die Wiederbelebung der Missionsthätigkeit eingewirkt hat. Bei Luther sahen wir, daß er die Hoffnung auf ein solches Ende nicht hegte. Aber diese seine Meinung ward darum noch entfernt nicht Lehre der lutherischen Kirche. Vielmehr bedeutende Lehrer derselben, an deren Rechtgläubigkeit nicht gezweifelt werden konnte, bekannten sich, auf die Schrift gestützt, zu der Hoffnung, daß Gott am Ende des Weltlaufes sich seines einst von ihm erwählten Volkes wieder erbarmen werde. So Flacius Illyrikus, Aegidius und Nikolaus Hunnius, Balthasar Menzer, Friedrich Balduin, Georg Mylius, Leonhard Hutter, Balthasar Meisner, Matthias Hafenreffer, Hoë von Hoenegg. Erst mit Johann Gerhard begann ein Umschwung. Von da an rechnete man mehr und mehr die Verwerfung dieser Hoffnung zu den Zeichen der Orthodoxie; die Lehre von der Endbekehrung Israels ward ein Gegenstand vieler Streitigkeiten. Aber auch solche Theologen, die hierin den Ruhm vollster Makellosigkeit erreichten, ließen sich, wenn anders überhaupt Leben in ihnen war, durch jenen theologischen Satz nicht zur Leugnung der allgemeinen Christenpflicht verleiten, daß man an der Gewinnung der dermaligen Juden für das Evangelium zu arbeiten habe. Und in der That, die Erkenntnis ist ja nicht so gar schwer, daß die Frage nach dem sogenannten Chiliasmus, möge man diese nun fassen und beantworten, wie man wolle, durchaus gar nichts darüber entscheidet, ob der Christ auch den verlorenen Söhnen vom Hause Israel die Gnadenbotschaft zu bringen habe, oder nicht. Das eine Mal handelt es sich um das, was etwa für die Endzeit zu erwarten ist; das andere Mal um das, was jeder Christ gegenüber denjenigen seiner Mitmenschen, die den Heiland noch nicht kennen, zu thun hat. Die Hoffnung auf die Endbekehrung Israels kann, wie dies im siebzehnten Jahrhundert geschah, den Eifer zur Arbeit an den Seelen jenes Volkes beleben, aber keineswegs ist die Judenmission von ihr abhängig, so daß sie mit ihr stünde oder fiele. Sie beruht vielmehr auf dem einfachen und klaren Befehle des Herrn an seine Jünger, allen Völ-

kern das Evangelium zu predigen. Wer diesem Befehle überhaupt gehorsamen will, der soll es auch ganz thun und nicht eigenwillig Ausnahmen machen. Die Missionsarbeit an den Juden ist ebenso Christenpflicht wie die an den Heiden.

Man fieng hie und da in der lutherischen Kirche wieder an, sich auf seine Pflicht zu besinnen und die Aufrichtigkeit dieser Selbstbesinnung zeigte sich darin, daß man es nicht blos der Herzenshärtigkeit der Juden beimaß, wenn bisher so wenige von ihnen sich bekehrt hatten, sondern daß man sich selbst für schuldig erklärte. In diesem Bekenntnisse der eignen Verschuldung und unverzeihlicher Versäumnis stimmten die vornehmsten unter den lutherichen Schriftstellern, welche sich damals mit dieser Frage beschäftigten, zusammen. Dreierlei war es, was sie dann betonten. Einmal würden die Juden, vorab in deutschen Ländern, durch die großen Drangsale, welche sie unter den Christen erdulden müßten, abgehalten. Ein zweites Hindernis sei der Mangel an solchen Leuten, welche in der Grundsprache des alten Testamentes wie auch sonderlich der rabbinischen und talmudischen Bücher erfahren und der Juden Satzungen, Sitten Gebräuche, besonders aber ihrer Einwürfe gegen die christliche Religion genugsam kundig gewesen seien, und sie also ihres Irrthums hätten überzeugen und eines Besseren belehren können. Schon 1644 hatte der hamburger Senior Johannes Müller in der Vorrede zu seiner Schrift: „Judaismus oder Judenthum, d. i. ausführlicher Bericht von des jüdischen Volkes Unglauben, Blindheit und Verstockung" geklagt: „Es haben die Juden gar schlechte Anleitung von den Christen zu ihrer Bekehrung. Sie werden nicht unterrichtet. Wer predigt ihnen? Ihre Bücher werden wenig durchgelesen, noch viel weniger widerlegt. Man läßt sie in ihrem Unglauben dahin gehen." Und zum Dritten sah man mit Recht ein Haupthindernis darin, daß die Juden, wenn sie übertraten, keine Mittel zu ihrer Unterhaltung fanden, sondern elend und in Noth leben mußten, ja oft sich des Hungers nicht erwehren konnten. Derselbe Johannes Müller sagt: „man nimmt sich der Juden nicht recht an mit Unterhalt und Nahrung, wenn sie bekehrt sind; dadurch werden ihrer viele abgeschreckt und zurückgehalten." Und ihm stimmt Johann Benedikt Carpzov zu, indem er schreibt: „man klagt über die Unbeständigkeit der getauften Juden. Aber wir Christen sind wahrlich selbst Schuld daran und werdens schwer vor Christi Richterstuhl zu verantworten haben. Sobald sich ein Jude zur christlichen Religion bekehrt, sobald ist er von seinem Vater und Mutter und Geschwistern und allen Anverwandten und Freunden gänzlich verlassen und hat der geringsten Hülfe sich ferner bei ihnen nicht

zu getrösten. Unter uns Christen wird er nicht alsofort zu einem Amte gezogen, in welchem er sein ehrliches Auskommen habe. Kein Handwerk hat er erlernt, damit er sich ernähre. Wie versorgen wir ihn? Wir lassen ihn betteln gehen und fahren ihn doch noch wohl anstatt des Almosens mit vielen harten Worten übel an. Wenn nun ein solcher neuer Christengenosse noch nicht genug in Christi Kreuzschule geübt ist, was ists Wunder, wenn er in seinem Hunger und Kummer unter so großer Aergernis über der Christen Unbarmherzigkeit verzweifelt und wiederum abfällt?"

Bei denen, welche so aufrichtig die Schuld der Christen anerkannten, konnte Wunsch und Vorsatz, die bisherigen Versäumnisse gut zu machen, nicht ausbleiben. Und hier ist besonders Spener zu nennen, nachdem vorher schon Michael Havemann, Generalsuperintendent von Bremen und Verden einen kräftigen Weckruf hatte ausgehen lassen. Havemanns erster Zweck war ein apologetischer gewesen. Weil er hörte, daß viele Christen, die mit den Juden, sonderlich in den großen Kaufstätten verkehrten, durch deren scheinbare Gründe zum Zweifel daran, daß der Messias gekommen sei, geführt würden, hatte er 1633 ein Tractätlein „wider die übel gefaßten jüdischen Einbildungen" ausgehen lassen, welches großen Anklang fand und bald verkauft war. Dies ermuthigte ihn, die Studien in der jüdischen Literatur fortzusetzen. Dadurch ward es ihm möglich, als er wiederholten Aufforderungen folgend 1663 sich entschloß, seine Schrift neu herauszugeben, sie sehr bedeutend zu erweitern. In der Vorrede klagt er darüber, „daß man jetzt beginne fast in diese seltsame Opinion und Meinung zu gerathen, als sei es ein schlechtes Ding und wenig daran gelegen, sich um die Juden zu bekümmern und viel Wesens, Disputirens und Schreibens wider dieselben zu machen und anzustellen, welches wenig Nutzen einbringe." Wer sich wirklich um Israel und seine Geschichte bekümmere, müsse wohl anders denken, müsse wünschen, daß diese Leute einmal möchten aufwachen und die schöne Morgenröthe der göttlichen prophetischen Wahrheit ergreifen. Zu diesem Ende hätten schon die alten Kirchenlehrer wider die Juden geschrieben und ebenso viele gelehrte Christen zu allen Zeiten. Dem entsprechend fordert er im Anhange, in welchem er auch von der zu erwartenden Endbekehrung handelt, zur Judenmission auf und nennt ihre Hindernisse und die besten Mittel zu ihr. Sein eigener Beitrag besteht in dem von großer Gelehrsamkeit zeugenden Buche, in dessen erstem Theile er zeigt, daß der Messias gekommen sei, während er im zweiten die Frage behandelt, wer der Messias sei und zu welchem Ende er kommen sollte.

Sein jüngerer Zeitgenosse Spener erhielt schon durch seine amtliche Stellung Anlaß, sich um Israel zu kümmern. Als Senior von Frankfurt sah er die Juden und ihre Noth täglich vor Augen und sein frommes Herz mußte sich getrieben fühlen, ihnen zu helfen. Die Hoffnung auf eine Endbekehrung Israels hatte er anfänglich, seinem Lehrer Dannhauer folgend, nicht getheilt; aber bald gewann er aus der Schrift eine andere Ueberzeugung und sprach sie offen und freudig aus. Gleichgesinnte Collegen, Grambsen und Emmeln, standen ihm zur Seite, ja ein dritter, Johann Daniel Lichtenstein, war der Sohn eines übergetretenen Juden, als Säugling mit Gewalt seiner Mutter entrissen und auf Verlangen des Vaters getauft.

Spener sprach sich in einem ausführlichen Bedenken über Anstalten zur Bekehrung der Juden aus. Er schrieb den christlichen Regenten nicht nur die Befugnis, sondern die Gewissenspflicht zu, an den unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Juden alle christlichen Mittel zu versuchen, um sie zur Erkenntnis des Heils zu bringen. Der Herr habe ihnen die Juden nicht dazu in ihre Lande gegeben, daß sie zeitlichen Profit von ihnen ziehen, sondern daß jene von ihnen im Geistlichen Nutzen schöpfen möchten. Die Mittel betreffend müßten sie sich sagen, daß Gewaltthätigkeiten nichts taugten, daß überhaupt nichts gebraucht werden dürfe, was einem seiner Religion verständigen Juden schlechterdings wider sein Gewissen sei. Zweckmäßig würde es sein, wenn man sie vom Schachern ab und auf eine andere Lebensweise bringen könnte. Doch das würde nur Aussicht auf Erfolg haben, wenn es durch das ganze Reich hin geschähe. Ferner solle man die Christen hindern, ihnen Unrecht zu thun, und deren ärgerliches Leben, welches die Ungläubigen zurückstoßen müsse, strafen. Das Hauptmittel aber sei das Gebet und das göttliche Wort. Jeder Christ habe für sich um der Juden Bekehrung zu beten und so solle es auch öffentlich in der Gemeinde geschehen. Zu lehren und mit den Juden zu disputiren wolle er den Christen gemeinhin nicht rathen, dazu seien die wenigsten befähigt. Dagegen sei es sehr dienlich in einem Lande oder einer Herrschaft einen oder den andern unter den Predigern anzuweisen, sich in den Materien, darin man es mit den Juden zu thun habe, fleißiger zu üben und zum Verhandeln tüchtiger zu machen. Dann aber müsse man ihnen auch Anlaß und Macht geben, ihr Amt an solchen Ungläubigen zu verrichten. — „Dahin gehörte, daß die Juden schuldig sein müßten, wo einer oder der andere von dem Prediger beschickt würde, zu ihm zu kommen und eine freundliche Erinnerung anzuhören, da er ihnen die Grundlehren unseres Christen-

thums vorlegte, hingegen ihnen auch frei gäbe, die Einwürfe, so sie von ihren Rabbinen hörten, ihm vorzustellen, und ihnen solche gründlich beantwortete. Sonderlich aber, daß des Jahrs zu gewissen Zeiten eine Predigt gehalten würde, darein sie zu gehen gehalten wären. Denn obwohl die Herrschaft des Gewissens keinem weltlichen Regenten gehöret, und sich also Keiner derselben auch gegen die Juden anzumassen hat, so ist doch so viel in derselben Gewalt, sie gleichwohl zu nöthigen, daß sie etwas anhören müssen, als welches nichts wider dero Gewissen streitet, nur daß man ihnen nachmal keinen Zwang weiter anthut." Auch solle man dies sie hart dünkende Mittel versüßen, indem man sie zu keinem Acte äußerer Ehrerbietung gegen den Herrn Jesum oder zu Aehnlichem nöthige, sie auch nicht in die Kirche mit Bildern zusammenrufe, sondern an irgend einen andern passenden Ort. Der Prediger solle freundlich und gewinnend reden und alles Abstoßende vermeiden. Den Stoff seiner Vorträge solle er richtig auswählen, von dem Leichteren anhebend und allmählich zu dem Schwereren aufsteigend. „Meine wenigen Gedanken wären, daß man eines Theils die Heiligkeit der Lehre Christi und wie in derselben alles, was in dem Gesetze Mosis eine wahre Heiligkeit, welche Gott als einem geistigen Wesen und seinem wahren Dienst gemäß ist, heißen könnte, enthalten sei; andern Theils, daß der Messias ein solcher habe sein müssen, wie wir Christen von Christo lehren; auch daß er nothwendig schon müsse gekommen sein." Bei denen, welche sich zur Bekehrung geneigt zeigten, habe man mit der Taufe nicht zu eilen und sie nach der Taufe in sorgsamer Unterweisung und Zucht zu behalten. Bei den sich Weigernden dürfe man Muth und Geduld nicht verlieren und solle auch die im Unglauben Beharrenden weder bedrücken noch verjagen. Es sei trotz aller aufrichtigen Bemühungen nicht zu erwarten, daß die Zahl der Bekehrten gar groß sein werde, bis die Stunde der Erndte und die Zeit vorhanden sei, die der Herr der Bekehrung seines Volks längstens bestimmt habe.

Und Spener war nicht gewohnt, blos zu reden und Andere zu berathen, sondern er that das, was er als Pflicht erkannte. So konnte er, als Dr. Wagenseil aus Altorf ihn ermahnte, das Seinige in Frankfurt zu thun, antworten, er sei schon in Predigten nicht säumig gewesen, habe auch mit seinen Collegen vom Rath die Erlaubnis begehrt, mit den Juden zu handeln, diese aber nicht erhalten. „Ja wie wünschte ich — sagte er — daß uns nur die geringste Thür geöffnet würde, daß wir nach dem Maaß unsers Vermögens mit diesen elenden Leuten handeln könnten, so uns doch all verschlossen ist." Es wiederholte sich hier die leidige Erfahrung, daß

die evangelische Kirche nirgend so vom Staate und seinen Würdenträgern geknechtet war, wie in den freien Städten.

Der Name Wagenseils führt uns in eine andere Gegend, in welcher ebenfalls damals Theilnahme für Israel erwachte. In der Markgrafschaft Ansbach gab es ziemlich viele Juden, während ihnen in Bayreuth der Zutritt versperrt war und noch 1620 die Markgräfin Maria, als sie abweichend von dem Willen ihres Gemahls die Juden begünstigte und beschützte, sich vom Hofprediger Dr. Schleupner einen sehr scharfen Vorhalt darüber gefallen lassen mußte. Aber nicht in diesen Herrschaften finden wir die ersten Anfänge neuer Missionsthätigkeit, sondern in Nürnberg, welches in Stadt und Gebiet keine Juden duldete. Johannes Wülfer, der als Prediger an verschiedenen Kirchen wechselte, hatte sich durch eingehende Studien mit der jüdischen Literatur bekannt gemacht und wies auf Grund dessen wohl auf Lästerungen gegen Christum und seine Kirche hin, die er bei den Juden gefunden zu haben glaubte, warnte aber andererseits auch davor, sie so unchristlich wie bisher zu behandeln und erwies, daß manche Beschuldigungen gegen sie, wie z. B. daß sie Christenblut brauchten, unwahr sei. Ein noch wärmerer Fürsprecher der Juden war der altorfer Professor der Rechte, Johann Christoph Wagenseil, welcher in einer Reihe von Schriften sich ihrer annahm. Daß er dabei sein Christenthum nicht verleugnete und die Juden als Blinde behandelte, versteht sich von selbst, und es ist eine ungeschickte Polemik, die Grätz in seiner Geschichte der Juden deswegen gegen ihn wie gegen Wülfer richtet. Auch er vertheidigte sie gegen unwahre Anschuldigungen und tadelte es, daß man sie auf alle Weise bedrücke und in einige wenige weitentfernte Winkel zusammentreibe. Mit fröhlichen Worten ergieng er sich über die Hoffnung der Erlösung Israels und handelte hierbei weitläufig auch von der nothwendigen Mission. Und selbst der so schlimm erscheinende Titel einer seiner Schriften: tela ignea Satanae verräth keine Feindschaft. Das Buch sollte Missionszwecken dienen, denn „wenn die Juden sollen bekehrt werden, welches zu erlangen und wozu zu helfen ein jeder Christ Gewissens halber gehalten, so muß man von dem Bericht empfangen, was ihrer Bekehrung im Wege steht und was sie wider den Herrn Christum für Einwürfe haben, damit man ihnen also ihre Zweifel und Irrthümer gründlich benehmen möge." — „Man greife — schloß er die eine seiner Schriften — in Jesu Christi Namen nur recht an und bete fleißig, so wird Gott schon Gnade verleihen, daß die Juden mit allen heiligen Christen begreifen mögen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe, auch erkennen, daß Christum lieb haben

besser ist als alles Besitzen." Und solche Ermahnungen fruchteten. Schon bald nach der Mitte des Jahrhunderts werden in Nürnberg Judentaufen erwähnt und gegen das Ende desselben bis in den Anfang des folgenden wurden sie immer häufiger. Die Schriften, in denen diese Vorgänge beschrieben wurden, bilden kann man sagen eine kleine Sammlung.

Die gesegnetste Thätigkeit aber auf diesem Gebiete entfaltete Esdras Edzardus in Hamburg, der bedeutendste lutherische Judenmissionar des 17. Jahrhunderts, der auch den Freunden der Sache in Nürnberg Vorbild war und sie anspornte. Edzardus, geb. 1629, war nicht der Sohn jüdischer Eltern, wie öfter angegeben wird, sondern stammte aus einer lutherischen Predigerfamilie. Durch fast zehnjähriges akademisches Studium in der ganzen Theologie gründlich durchgebildet, ein tüchtiger Kenner der orientalischen Sprachen und der jüdischen Literatur, beschloß er, da seine Vermögensverhältnisse es gestatteten, kein Predigeramt anzunehmen, sondern ohne amtliche Stellung Zeit und Kraft der Vertheidigung des christlichen Glaubens, der Bekämpfung des Unglaubens, der Gewinnung der Ungläubigen zu widmen. Auf das Bereitwilligste unterrichtete er Christen in den biblischen Grundsprachen und in der rabbinischen Theologie. Zahlreiche Schüler, unter ihnen Männer wie Francke, wußten dankbar von seiner Freundlichkeit zu rühmen, mußten seine Lehrgabe und Gelehrsamkeit anerkennen. Vorzüglich aber war sein Absehen auf die Juden gerichtet, die ja in Hamburg einen ihrer Hauptsitze hatten. Unermüdlich arbeitete er an ihnen, in treuer und unverdrossener Liebe sie lockend und in der Erkenntnis fördernd, aber auch, wo es noth that, ihre herausfordernde Anmaßung mit Ernst strafend. Für den Unterricht der Juden hatte er sich einen festen, methodischen Gang gebildet, aber er hieng dann nicht steif und pedantisch an diesem als einem, den man überall und immer durchmachen müsse, sondern suchte bei jedem Juden, der ihm sich näherte, da anzuknüpfen, wo dieser sich zugänglich erwies und bekundete darin eine große Geschicklichkeit. Und seine verständige und treue Arbeit, die er ein halbes Jahrhundert hindurch fortsetzte, ward mit schönen Erfolgen gekrönt. Eine große Anzahl von Juden, welche er unterrichtet hatte, konnte sein Vater, Pastor an St. Michaelis, durch die h. Taufe in die christliche Kirche aufnehmen; es vergieng selten ein Jahr, das nicht neue Proselyten gebracht hätte; die Judentaufen wurden in Hamburg so häufig, daß es am Orte wohl an Taufpathen fehlte. Mehrere Hundert wurden von Edzardus zur Erkenntnis des Heiles geführt. Und er verließ sie auch dann nicht, wenn sie getauft waren. Um sie im

Glauben zu vertiefen und zu befestigen, hielt er in seinem Hause jeden Mittwoch und Sonnabend Katechismuslehre für bekehrte Juden. Vor leiblicher Noth aber suchte er sie dadurch zu schützen, daß er eine Kasse für arme Proselyten gründete, welcher nicht unbeträchtliche Mittel zuflossen. Er selbst hatte zum Stammcapital einen ziemlichen Beitrag gegeben, und wenn einer seiner zahlreichen christlichen Schüler für den Unterricht, für welchen Edzardus nie weder Bezahlung noch Geschenke nahm, sich dankbar beweisen wollte, so ließ er ihn etwas in die Proselytenkasse legen.

Die lutherische Kirche hatte noch keinen gehabt, der sich so um Israels Bekehrung verdient gemacht, wie diesen 1708 selig entschlafenen Mann, den man in neuerer Zeit wohl einen fanatischen Orthodoxen gescholten hat, weil er ein treuer Sohn seiner Kirche war und ihr Bekenntnis kräftig gegen alle Abirrungen vertheidigte. Seine Zeit wußte ihn zu würdigen. Das Zeugnis von Männern wie Spener und Francke würde ihn, auch wenn wir seine Wirksamkeit nicht kännten, vor dem Vorwurfe todter Orthodoxie schützen. Wo Freunde Israels beisammen waren, kannte man seinen Namen und nannte ihn mit Verehrung. Nicht wenige der evangelischen Theologen, welche damals mit Wort und Schrift für Israels Bekehrung arbeiteten, waren seine Schüler.

Und die Zahl solcher nahm zu. Besonders wuchs die Aufmerksamkeit, die man der jüdischen Literatur zuwandte. Der Satz, daß man sie kennen müsse, um mit Erfolg den Juden begegnen zu können, gewann Anerkennung und trieb zum ernstlichen Studium. Es erschienen eine Reihe von Schriften, in denen die Ergebnisse umfangreichster Forschungen dem Missionszwecke, vorzüglich der Widerlegung jüdischer Einwürfe, dienstbar gemacht wurden. Darunter war Manches mit mehr Eifer als Einsicht gearbeitet, wie z. B. Eisenmengers Neuentdecktes Judenthum oder wahrhafter Bericht von den Lästerungen, Irrthümern und Fabeln der Juden. Aber selbst dies Werk, an welchem sehr viel auszusetzen man ein Recht hat, und dessen Verfasser bei seinen Forschungen nicht immer lautere Mittel anwandte, verdient doch den Namen eines Giftbuches nicht. Daß Juden an dieser ganzen Literatur kein Gefallen fanden noch finden, ist natürlich, wenn aber auch evangelische Theologen sagen, daß darin rechtgläubige Lehrer der Kirche aus jüdischen Büchern Schmähworte in Betreff der christlichen Religion mit Wohlwollen gesammelt, angeführt und widerlegt hätten, um die Juden noch größerer Verachtung preiszugeben, so ist das unrecht, weil unwahr. Man hat keine Befugnis, jenen Männern solche schlimme Absicht unterzuschieben, und wenn auch anzuerkennen ist, daß sie

zu leichtgläubig viel Unwahres über die Juden sich einreden ließen und weiter verbreiteten, so ist doch gewiß, daß unter den heutigen Theologen nur äußerst wenige in wirklicher Kenntnis der jüdischen Literatur ihnen gleich oder auch nur nahe kommen. Ihre Schriften sind auch noch jetzt für Judenmissionare von großem Werthe.

So stand es mit der Mission unter Israel in der lutherischen Kirche, als Francke den Eingangs erwähnten Wunsch Hochstätters vernahm. Die Arbeit hatte begonnen, aber es fehlte noch viel daran, daß in ihr genug d. h. das, was man vermochte, geschehen wäre. Deshalb nahm auch Francke jenes Wort sich zu Herzen und ließ es sich eine Mahnung sein. Wie er ja schon länger das Erbarmen mit den Heiden geweckt hatte, so begann er nun, in seinen Vorlesungen auch zur Theilnahme an der Bekehrung Israels zu mahnen. Und auch diese Worte, die er aus einem liebewarmen Herzen sprach, bewiesen eine zündende Kraft. Besonders Einen seiner Zuhörer erfaßten Franckes Worte mit Gewalt. Er beschloß, sein ganzes Leben dem Werke der Judenmission zu widmen. Es war Johann Heinrich Callenberg, der Gründer des Institutum judaicum, ein Mann, mit welchem in der Geschichte der Mission unter Israel eine neue Periode beginnt.

Elfter Vortrag.

Ehe wir den Verlauf der ostindischen Mission, die wir mit dem Tode Ziegenbalgs verlassen haben, weiter verfolgen, wird es wohlgethan sein, wenn wir uns den damaligen Bestand der Missionsgemeinde vergegenwärtigen. Die Zahl derer, welche von Anfang an bis 1719 zur Gemeinde gehört hatten, wird auf 450 angegeben; aber dies war nicht der Bestand in dem genannten Jahre. Nicht wenige waren gestorben, einige weggezogen, leider auch gar manche in das Heidenthum oder den Romanismus zurückgefallen. Die Gesammtzahl der von den Missionaren gesammelten und geweideten Christen, die ja in eine tamulische und eine portugiesische Gemeinde vertheilt waren, belief sich 1719 auf wenig über 200 Seelen. Nach der Angabe Germans, welche dem alten Kirchenbuche in Trankebar entnommen ist, befanden sich unter den ungefähr 250 Personen, welche bis zu unserem Zeitpuncte in die tamulische Gemeinde aufgenommen wurden, etwa 140 Sudras; die übrigen waren Parias, während von Brahmanen keiner gezählt ward. Das führt uns auf eine Frage, welche wir hier besprechen müssen, nach-

dem schon mehrfach von den Kastenunterschieden als einem Haupthindernisse die Rede war, die Frage: wie stellten die Missionare sich zur Kaste und wie behandelten sie die damit gegebenen Unterschiede?

Sowie sie mit den Indiern in Berührung traten, mußte diese auffällige Erscheinung ihre ganze Aufmerksamkeit erregen. Sie konnten sich nicht verhehlen, daß darin eine große Schwierigkeit für ihre Arbeit lag. Als nicht daseiend ließ die Kaste sich nicht behandeln; sie war eine gewaltige Macht im Volke. Und andererseits war es doch auch die Frage, ob sie dieselbe so anerkennen und gelten lassen könnten, wie sie hörten, daß es von den römischen Priestern geschehe. Ihre erste Aufgabe war also, über das Wesen der Kaste sich klar zu werden, um sie dann aus diesem heraus, also billig, mit evangelischem Maßstabe bemessen und beurtheilen zu können.

Wir wissen, mit welchem Eifer und welchem Erfolge Ziegenbalg über Land und Volk der Tamulen Studien anstellte; er erkannte dies für seine Aufgabe und bahnte auch darin den ihm Nachfolgenden die Wege. Hinsichtlich der Kaste nun bedurfte es für ihn selbstverständlich keiner Untersuchung, um den Satz der Brahmanen zu verwerfen, daß die verschiedenen Kasten schon ursprünglich als verschiedene Geschlechter von Gott geschaffen seien; aber bald sah er auch, daß sie nicht sowohl im religiösen Leben, als vielmehr im staatlichen und gesellschaftlichen ihre eigentliche Grundlage hätten und nur durch Herbeiziehung von religiösen Elementen noch mehr vergiftet und verfestigt seien. Er versuchte mündlich und schriftlich im Verkehre mit den Heiden sie von der Thorheit und Schädlichkeit dieser nationalen Einrichtung zu überzeugen, erfuhr aber dabei, daß er nur bei sehr wenigen etwas ausrichtete. In dem Briefwechsel, den er mit hervorragenden Heiden anknüpfte, erhielt er auf die Frage: warum die Malabaren sich weigern, zu der christlichen Religion zu treten? die Antwort: „Es sind viele Geschlechter der Menschen, die vom Herrn erschaffen worden. Weil wir denn sehen, daß die Christen solchen Unterschied der Geschlechter nicht observiren, sondern aus allen eins machen, auch uneracht, daß in den beiden Geschlechtern, dem männlichen und dem weiblichen, eine große Differenz gefunden wird, sie dennoch alle Personen ohne Unterschied zu Einer Gemeinde versammeln: so gefällt es uns nicht, zu solcher Religion zu treten." — Bei einem späteren Gespräche vertheidigte ein Brahmanenweib die Kasteneintheilung als göttliche Ordnung. Ziegenbalg antwortete: „Daß unter uns Menschen in der ganzen Welt nicht mehr als zwei Geschlechter seien, nämlich das männliche

und weibliche, solches lehrt einen Jeden die Erfahrung. Alle, die ihr hier gegenwärtig euch befindet, sind Männer und Weiber und könnet also nur ins männliche und weibliche Geschlecht eingetheilt werden. Daß aber die Menschen in vielerlei Nationen zertheilt worden, und daß unter einer jeden Nation viele Familien, mancherlei Aemter, Bestallungen und Professionen gefunden werden, solches macht unter uns Menschen keinen wesentlichen Unterschied. Ihr offenbaret hierin eine große Thorheit, daß ihr euch in so viele unterschiedliche Geschlechter eintheilet, als unterschiedliche Professionen unter euch gefunden werden, und zwar auf solche Art und Weise, daß ein jegliches Geschlecht bei seiner Profession bleiben und sich mit keinem andern verheirathen, auch nicht mit Leuten von andern Geschlechtern essen darf, wodurch unter euch viel Streit, Zank und Zwietracht erwecket wird, indem immer ein Geschlecht das andere hasset und anfeindet. Hiernebst hat ein jedwedes Geschlecht seine besonderen Ceremonien bei Hochzeiten, bei Begräbnissen und bei andern Begebenheiten. Ein jedweder steht dermaßen auf seinem Geschlecht und seinen Gewohnheiten, daß er lieber Hab und Gut und sich gänzlich ruiniren läßt, ehe er etwas eingehen oder thun soll, was seinem Geschlecht zuwider ist. Ja es stirbt einer eher Hungers, als daß er durch eine solche Arbeit seine Speise verdienen sollte, die seinem Geschlechte despectirlich sei. Dieser thörichte Unterschied hebt in vielen Stücken die gemeinschaftliche Liebe unter euch auf, die natürlicher Weise unter uns Menschen sein soll, und hindert, daß Einer dem Andern nicht die gehörige Freundschaft oder Hülfe erzeigen kann. Unter uns Christen wird solche Thorheit nicht geduldet."

Man wünschte, näher darüber unterrichtet zu sein, wie Ziegenbalg jenes Nichtdulden verstand. Die eben mitgetheilten Worte sind offenbar zu allgemein gehalten, als daß sich ihnen Bestimmtes entnehmen ließe. Bei jener früheren Gelegenheit bemerkte Ziegenbalg: „wenn einer aus diesen Heiden zu unserer christlichen Religion tritt, muß er allen solchen Aberglauben ablegen. Denn wir verstatten keinen solchen Unterschied, sondern lehren, daß sie alle in Christo eins sind und Keiner vor dem Andern hierin einen Vorzug habe. Dahero lassen wir sie auch unter einander sich verheirathen, nicht nach dem Geschlechte, sondern nach ihrem Belieben, wo sie anders ohne Hindernis auf christliche Weise getraut werden können." Und ferner: „Aus jetzt erwähntem Aberglauben kommts diesen Heiden sehr wunderlich vor, wenn sie sehen, daß die, so zu der christlichen Religion getreten, in Einer Kirche beisammen sitzen, unter einander ohne Ansehung ihres Geschlechts heirathen, bei einander

wohnen, essen und trinken, und allen vorigen Unterschied aufheben. Was sonst dignitatem officii anlanget, so heben wir selbige nicht auf, sondern sehen dahin, daß alle guten Ordnungen unter den Unsrigen observiret werden." Doch auch diese Worte genügen noch nicht, um von Ziegenbalgs Ansicht und seinem Verfahren ein ganz klares Bild zu geben. Man kann sich darüber wundern, daß er überhaupt in seinen Berichten verhältnismäßig so selten auf die doch so wichtige Frage über Behandlung der Kaste zu sprechen kam; aber man hat dabei zu bedenken, daß sie geraume Zeit hindurch in ihrer vollen Schwierigkeit ihm nicht nahe trat, so daß ihm die Veranlassung fehlte, zu prüfen, ob die Gedanken, die er etwa über ihre Behandlung sich gemacht hatte, in ganzem Umfange richtig und durchführbar seien. Einmal wurden in den europäischen Kolonien an sich schon die Kastenunterschiede nicht mehr mit der ganzen alten Schroffheit aufrecht erhalten. Dann kam die gesammte portugiesische Gemeinde, bei der jene Unterschiede so gut wie verwischt waren, hierbei nicht mehr in Betracht. Brahmanen waren nicht übergetreten, wie man denn ja mehrfach seitens der Heiden den Missionaren den Vorwurf machte, daß nur geringe Leute sich zu ihrer Gemeinde hielten. Die Sudras, deren es eine ziemliche Anzahl in der Gemeinde gab, waren arm und wurden meistens durch Almosen unterhalten. Sie waren also auch im Aeußern abhängig von den Missionaren. Und doch fuhren diese nicht mit Gewalt durch, um die ganze bisherige Lebensweise der Neubekehrten zu beseitigen und alle von ihnen sonst hoch gehaltenen Unterschiede zu verwischen. Sie schonten und ließen bestehen, was mit der Wahrheit des Christenthums noch verträglich war. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß nach dem Zeugnisse Ziegenbalgs die Heiden mit den neuen Christen auch in deren Häusern noch Umgang unterhielten und daß dies nach indischer Anschauung nicht möglich gewesen wäre, wenn die Christen auch in ihrem täglichen Leben über alle Kastenunterschiede sich hinweggesetzt hätten. Ferner nahm man nicht nur die Katecheten und Lehrer aus den Sudras, sondern besetzte auch die niedern Kirchendienste aus dieser Kaste; nur die Arbeiten des Todtengräbers, die kein Sudra verrichtet haben würde, blieben den Parias überlassen. Ja während man in den Schulen die christlichen Kinder aus den verschiedenen Geschlechtern zusammen nahm, gab man anderweitig wieder dem herrschenden Vorurtheile in soweit nach, daß man in der neuerbauten Kirche den Sudras und den Parias besondere Plätze anwies und nur darauf bestand, daß bei allen kirchlichen Handlungen die volle Gleichheit der Christen zu Rechte kam und kein Unterschied gemacht ward. Und als man

später die sogenannten Charitätschulen für Heidenkinder einrichtete, sah man gleich, daß, wenn sie überhaupt zu Stande kommen sollten, man hier die Kinder nicht so zusammenführen dürfe, wie in den christlichen Schulen. Man begnügte sich daher vorläufig damit, sie nur für die Sudras zu errichten und auch diese wurden nicht in demselben Raume mit den Christenkindern unterrichtet, sondern in „unterschiedlichen Kammern"; erst 1726 wurde auch für die Pariakinder, „als welche bisher noch gar keine gehabt haben, indem sie ihres geringsten und verachteten Geschlechts wegen nicht unter den andern Kindern sitzen dürfen", in der gewesenen Papiermühle eine eigne Schule gegründet. Die Missionare für sich machten natürlich keinen Unterschied, sondern verkehrten mit den Heiden aller Kasten; und die Befürchtungen des Commandanten und anderer Europäer, daß sie dadurch Alle von sich zurückstoßen würden, erfüllten sich nicht; auch die stolzesten unter den Brahmanen hatten kein Bedenken, mit ihnen zu umzugehen. Ihr Beispiel trug ohne Zweifel dazu bei, auch manche der Indier freier zu machen; aber die Mehrzahl derselben blieb bei den anerzogenen Vorurtheilen. Walther und Pressier berichteten 1726 den Missionsfreunden in Europa: „Die Bareier-Kinder von unserer Gemeinde werden zwar, so lange sie bei uns sind, den übrigen ganz gleich gehalten, indessen hält es doch schwer, daß daß wir sie können mit den andern gleiche Handlungen lernen lassen. Denn als wir neulich einem Pintador zwei Knaben das Kattunschildern zu lernen übergaben, fragte er darnach, ob sie auch ehrliches Geschlechts wären; wo nicht, so könnte er sie nicht annehmen, weil ihm solches in seinem Handel nachtheilig wäre, indem auf die Weise Niemand würde mit ihm umgehen wollen. Wir können auch unsern erwachsenen Christen diesen so tief eingewurzelten Unterschied der Geschlechter noch zur Zeit nicht ganz aus den Köpfen bringen, und wenn ein Bareier-Mädchen aus unserer Schule groß geworden, so darf man gar nicht gedenken, daß sie Einer heirathen werde, der nicht ihres Geschlechts ist, ob er gleich dabei noch so arm wäre. Müssen wir nun ihnen zwar in politicis darin etwas conniviren, so geschieht es doch im Geringsten nicht in ecclesiasticis; sondern wir nehmen vielmehr daher Gelegenheit, sie zu erinnern, wie sie in Christo allzumal Einer sein sollen, auf daß er in ihnen allen alles sei."

Die Schwierigkeiten, die in der Kaste lagen, wurden erst recht offenbar, als man sich daran machte, jenseits des Kolonialgebietes in den Reichen rein heidnischer Bevölkerung Gemeinden zu gründen. In Trankebar versuchte wohl Schultze, als er nach Gründlers Tode allein stand, noch einen Schritt in Beseitigung des Kastenunter-

schiedes weiter zu thun, indem er 1721, angeblich, weil die in der Kirche hin und her zerstreute Gemeinde nicht überall die Predigt verstehen könnte, anordnete, die Frauen sollten an Einem Orte beisammen nahe an der Kanzel zur Rechten, die Mannspersonen der Kanzel gegenüber sich setzen. Aber selbst dies konnte er nur mit Mühe durchführen, in einer Zeit, wo von Zuwachs der Gemeinde durch Neubekehrte wenig die Rede war, und in den Schulen mußte auch er alles beim Alten lassen. So fanden es die neu aus Europa gekommenen Missionare Walther und Pressier, und dachten nicht anders als dies schärfere Vorgehen sei durchaus das rechte Verfahren. Aber als sie genauer mit dem Volke und seinen Lebensverhältnissen bekannt wurden, änderten sie diese Ansicht und kehrten zu der Behandlung zurück, welche schon von ihren ersten Vorgängern, Ziegenbalg und Gründler, angewandt war. Sowie ihnen durch Schultzes Abreise freie Hand gegeben war, folgten sie den Grundsätzen, welche sie für die richtigen halten mußten. „Unsere Katecheten — berichteten sie im Sommer 1727 — haben uns beständig in den Ohren gelegen, wie sie sich das von den Heiden so oft müßten vorwerfen lassen, daß beim Sitzen in der Kirche kein Unterschied mehr gemacht werde. So ungereimt nun zwar an sich dergleichen Ausflüchte sind, so muß man sich doch nach dem Exempel Pauli und der andern Apostel in die Schwachheit der armen Leute soviel möglich zu schicken suchen. Wir haben es also nach ein- und andermaliger Unterredung, daß Ordnung mit der christlichen Demuth und Einigkeit bestehen könne, connivendo geschehen lassen, daß nun die Bareier von den Suttirern einen Schritt breit in der Kirche abgesondert sitzen; allein in Reichung der Sacramente wird kein Unterschied gehalten." Ebenso ließ man es auch in der Stadtschule zu, daß die Pariakinder beim Lernen und Essen einen Platz für sich hatten und auch besonders schliefen. In den Dörfern umher mußte man für jede Kaste eigne Schulen halten; doch gab es dort meistens nur solche für Sudras. Und auch darin nahm man Rücksicht, daß man den tamulischen Täuflingen gern ihre vorigen Namen ließ, wenn sie keine schlimme Bedeutung hatten oder nicht etwa gar von einem Götzen hergenommen waren. Mußte man ändern, so suchte man solche Namen herauszufinden, welche den im Volke gebräuchlichen nahe kamen. Denn die Heiden meinten, wenn sie sich taufen ließen und einen fremden Namen annehmen müßten, so träten sie damit in ein anderes Geschlecht.

Soweit ließ man also in der Kolonie schon die Kaste als bürgerliche Ordnung auch bei den Christen noch bestehen, im eigentlichen Heidengebiete aber hielt man hie und da noch weitergehende

Rücksichtnahme für nöthig, wie z. B. ein Vorgang zeigt, den Pressier 1728 auf einer Visitationsreise erlebte. Er erzählt: „In Trankebar und auf der Compagnie Grund machen wir Missionare und unsere Katecheten nichts Sonderliches daraus, daß wir die vom Bareier-Geschlecht ganz nahe zu uns kommen lassen, gehen auch selbst zu ihnen in ihre Hütten, unerachtet es in ihren Dörfern manchmal einem Schindanger nicht ungleich aussieht wegen der vielen da liegenden Knochen theils von lebendig geschlachtetem, theils von todtem Vieh, das sie verzehrt haben. So hatte ich nun bestellen lassen, daß ich den Sonntag früh ins Bareierdorf bei eines Christen Haus hinkommen würde, dahin sie sich unter einem Baum versammeln sollten. Allein eben dieses Christen Vater, ohnerachtet er noch ein Heide ist, warnte mich, ich möchte ja nicht in ihr Dorf kommen. Denn weil ich mit Brahmanen und Suttirern umzugehen hätte, so würde mich solches bei allen, die es erführen, in Verachtung setzen und die Leute scheu machen, mir zu nahe zu kommen. Dieser Erinnerung zu Folge erwählte ich einen von der Landstraße etwas abgelegnen Hain, und ließ sie daselbst zusammen kommen. Ich verhörte sie und ihre Kinder aus dem Katechismo, katechisirte sie darüber, vermahnte sie zu einem christlichen Leben und Wandel nach den zehn Geboten, zeigte, wie sie in Ermanglung einer Kirche den Hausgottesdienst und tägliches Gebet fleißig treiben, ihre Kinder den Katechismum lehren und oft aus ewige Leben gedenken sollten." — Der Missionar enthielt sich hier, um die Ausübung seines Berufes an den höheren Kasten nicht zu hindern, des Eintritts in ein Pariadorf, aber den Pariachristen entzog er sich darum nicht, sondern bediente sie mit alle dem, was sie bedurften, wie denn überhaupt in allem, was geistliche Pflege und Handreichung betrifft, auch weiterhin unter den Kasten nicht der mindeste Unterschied gemacht ward. Die evangelischen Missionare misbilligten es selbstverständlich, daß die Römischen für die verschiedenen Kasten verschiedene Kirchengebäude und also auch verschiedene Sacramentsbedienung hatten, und es ist nichts als eine Fabel, daß bei ihnen für die Parias zeitweilig ein besonderer Kelch eingeführt gewesen sei.

Es handelte sich überall bei diesen Schwierigkeiten in der Praxis vornehmlich um die Parias. Vor dem näheren Zusammenleben mit ihnen scheuten sich die Sudras, auch die bekehrten, und die Missionare gaben diesem Widerwillen nach. Sie sahen einmal, daß die Parias sich durch jene Weigerung der Sudras, mit ihnen näher zu verkehren, nicht verletzt fühlten und es nicht als Mangel an Liebe empfanden. Die Parias waren diese gesellschaftliche Stel-

lung von Jugend auf gewohnt, sie kannten und erwarteten nichts anderes. Wir hörten eben, wie jener heidnische Paria selbst den Missionar warnte, nicht in ihr Dorf zu kommen, um sich nicht in den Augen der Andern zu verunreinigen. Ein Pariaweib vom Lande wollte aus eigenem Antrieb, als es zum ersten Male zum Sacramente gelassen ward, den Kelch nicht an den Mund setzen, sondern that den Mund weit auf und erwartete, daß man ihr den Wein auf die Zunge gieße. Es erinnerte sich dessen, daß es bei den öffentlichen Ruhehäusern nur in der Weise trinken dürfe, daß es unter das eine Ende einer 10—15 Schritt langen Bambusröhre die Hand oder den Mund halte, ohne die Röhre selbst zu berühren.

Sodann mußten die Missionare zugeben, daß der Widerwille der Sudras gegen den Verkehr mit den Parias nur zu begründet sei. Die ganze Lebensweise derselben sei zu abstoßend. „Die Bareier — berichten sie — sind dem Stande nach die allerniedrigsten und müssen sich sehr submiß gegen andere bezeigen, auch gar nicht unter sie kommen. Diese Ordnung ist wohl ihrem ganzen Wesen und Conduite gemäß. Denn wenn man sich in Beschreibung ihrer Charakteren nach dem größten Haufen richten will, so kann man nicht anders sagen, als daß die Bareier die Hefe und Grundsuppe der Indianer sind. Sie haben ein lasterhaftes Gemüth, sind diebisch, Erzlügner, eines sklavischen Wesens, können ein Lob und gute Tage nicht vertragen, sondern wollen mit Furcht und Schlägen traktirt sein und immer unterm Druck gehalten werden. Den Ehestand betreffend gehts so unordentlich unter ihnen zu als unter dem Vieh. Ihre Kinder wachsen auf ohne Zucht und Unterweisung Wegen ihrer Unreinigkeit, die theils aus Dürftigkeit, theils von allerlei Verrichtungen herkommt, ist es ekelhaft um sie zu sein. Denn sie haben keine Kleider umzuwechseln, können auch den Kopf nicht nach Nothdurft mit Oel reinigen, so die Malabaren allhier sonst gewohnt sind. Sie müssen die Todten verbrennen und das umgefallene Vieh wegschleppen, welches sie, Hunde ausgenommen, tranchiren und theils frisch kochen und essen, theils stückweise in der Sonnenhitze zum künftigen Gebrauche aufdörren. Um deswillen werden sie hauptsächlich von den Malabaren für unrein gehalten, daß sie selbige nicht anrühren dürfen, wohl aber ihre Kinder, so lange sie noch keine Zähne haben, damit sie das Fleisch zerbeißen können. Zum Theil besaufen sie sich auch in starkem Getränke. Was sonst in der Stadt und in den Häusern für unreine und unehrliche Verrichtungen sind als Cloaken reinigen, Uebelthäter hinrichten u. dgl. das ist ihr Amt. Doch ist dieses alles, wie oben ge-

dacht, nur von dem größten Haufen unter diesem Geschlechte zu verstehen. Denn es giebt unter ihnen auch vernünftige, ehrbare und eines höheren Standes und bessern Tractaments würdige Leute." Alles dies mache den Widerwillen der höheren Kasten begreiflich, wenn es schon die stolze Verachtung und die fast hündische Behandlung nicht rechtfertige, die den Parias von den andern erwiesen werde.

Ueberhaupt mußten die Missionare ihr gelinderes Auftreten gegen die so hinderliche Kaste dadurch für gerechtfertigt halten, daß sie erkannten, wie diese, wenn sie auch „mit abergläubischen und abgöttischen Gebräuchen verknüpft sei, die schlechterdings nicht mit Annehmung des Christenthums bestehen können", ihren letzten Grund nicht im Religiösen habe. Aufmerksame Beobachtung bestätigte ihnen die schon von den Portugiesen ausgesprochene Vermuthung, daß die Haupteintheilung der Bevölkerung in Brahmanen, Sudras und Parias auf Racenverschiedenheit beruhe. „Von den Portugiesen — schreibt Walther — wird dafürgehalten, daß das Geschlecht der Brahmanen aus Norden her in dies Land gekommen sei. Sie sind gemeiniglich nicht so schwarz wie die andern Malabaren, sondern ihre Farbe fällt mehr ins Gelbliche. — Daß sie ursprünglich nur ausländische Priester sind, erhellt unter Anderem daraus, daß ihrem Abgott Bruma, von dem sie ihren Namen und ihr Geschlecht herführen, von den Malabaren kein öffentlicher Dienst geleistet wird." Und ähnlich bemerken sie: „Die Bareier scheinen mit von den urältesten Eingebornen dieses Landes zu sein, welche aber nach und nach von den andern überwunden und zu Sklaven gemacht worden sind, wie es in Deutschland den Wenden ergangen ist, von denen die Halloren oder Salzbereiter in Halle noch herstammen, welche nicht außer ihrem Geschlecht heirathen und ihre eignen Sitten haben, an denen man sich dort einigermaßen vorstellen kann, was hier eine Kaste oder Geschlecht sei." Ueber die Sudras, die sie wohl als den wichtigsten Bestandtheil der Bevölkerung im engeren Sinne Malabaren nannten, sprachen sie sich nicht genauer aus. Aber soviel sehen wir jetzt: sie nahmen die verschiedenen Kasten für eben soviele übereinander geschobene Völkerschichten, bei denen dann die Unterabtheilungen, deren sie 96 zählten, durch andere gesellschaftliche Verhältnisse, besonders durch die Verschiedenheit der Gewerbe den mittelalterlichen Zünften gleich, entstanden seien. Und diese Anschauung, welche die Missionare sich aneigneten, ist ja in der That in unsern Tagen durch die genauesten wissenschaftlichen Forschungen als die richtige erwiesen. „Wenn wir — sagt eine Autorität auf dem Gebiete der Indologie wie Max Müller — mit allen Docu-

menten vor uns die Frage aufwerfen: bildet die Kaste, wie wir sie im Mann und heut zu Tage vorfinden, einen Theil der ältesten Religionslehre der Vedas? so können wir mit einem entschiedenen Nein antworten. — Die Kaste ist in dem modernen Sinne des Wortes keine religiöse Institution, sie entbehrt jeder Autorität in den wirklichen heiligen Schriften der Brahmanen. — Sobald wir das verwickelte Kastensystem, wie wir es heutigen Tages in Indien finden, bis zu seinen ersten Anfängen verfolgen, gewahren wir, daß es wenigstens aus drei verschiedenen Quellen herstammt, und daß wir demnach zwischen ethnologischer, politischer und professioneller Kaste unterscheiden müssen."

So Max Müller; und er steht mit seinem eingehenden und sorgfältig begründeten Urtheile keineswegs allein; die bedeutendsten Indologen der Gegenwart sind bei ihren Untersuchungen zu demselben Ergebnisse gekommen wie er.

Doch kehren wir nach dieser langen aber nothwendigen Abschweifung zur Betrachtung der Mission und ihrer weitern Entwicklung zurück.

Der Tod Ziegenbalgs, des großen Anfängers, war für das Missionswerk in Indien ein ungemein schwerer Verlust gewesen. Gründler stand nun mit der ausgedehnten Arbeit an den beiden Gemeinden, welche vorher zwei Missionare beschäftigt hatte, vereinsamt da. Wohl war jetzt nicht mehr wie zu Anfang mit der Feindschaft der Kolonialbehörde zu kämpfen; Gründler ward durch die Achtung aller Europäer in Trankebar getragen. Aber einmal war er an sich kein so thatkräftiger Mann, wie sein verstorbener Freund, und dann wankte schon seine Gesundheit, zuletzt noch durch die Trauer über Ziegenbalgs Tod erschüttert. Monate lang kränkelte er und es war jetzt sein anhaltendes Gebet, daß Gott ihm doch so lange wenigstens das Leben fristen möge, bis neue Arbeiter gekommen und in das Werk eingeführt wären, damit die Gemeinden nicht ganz verwaist da stünden. Und sein Gebet ward erhört. Man hörte, daß am 24. Juli 1719 drei Candidaten in Madras gelandet seien und am 16. September trafen sie, durch widrige Winde lange zurückgehalten, in Trankebar ein: Benjamin Schultze aus Sonnenburg in der Neumark, Nikolaus Dal aus dem nördlichen Schleswig, Johann Heinrich Kistenmacher aus Burg bei Magdeburg. Ihre Ankunft erregte in Trankebar große Freude; die Hoffnungen belebten sich, man schien wieder einer bessern Zeit entgegen zu gehen. Gründler sammelte seine Kräfte, um die neuen Gehülfen möglichst bald in die Arbeit einzuführen und dann von ihnen unterstützt die Mission erweitern zu können. Aber wie schnell

ward die eben wieder in ihm erwachende Freudigkeit von Neuem gedämpft, ja fast vernichtet!

Das Missionscollegium in Kopenhagen hatte den drei Candidaten ein Schreiben mitgegeben, in welchem ihnen mit väterlichen Worten ihr hoher Beruf vorgehalten und ans Herz gelegt war, ein treffliches Schreiben, werth von allen evangelischen Missionszöglingen gelesen und befolgt zu werden. Aber neben diesem erhielten sie ein anderes, für Gründler bestimmtes Schriftstück mit, dem nicht solches Lob gebührt. Auch dies war aus einem von wahrer Liebe zur Sache erfüllten Herzen hervorgegangen, aber es enthielt falsche Gedanken und ungerechte Urtheile und verlangte unrichtige Maßregeln. Wir haben sie schon kennen gelernt, die verkehrte Vorstellung von einer apostolischen Mission, die namentlich Wendts Kopf beherrschte. Ihre Geltendmachung hatte bereits auf Ziegenbalg übel gewirkt und noch mehr war dies jetzt bei Gründler der Fall. Denn nicht nur sah er, daß jene ohne Kenntnis der Verhältnisse in Indien entwickelten Gedanken, deren Ausführung nun verlangt ward, der Mission die ernstlichste Gefahr drohten; sie waren auch diesmal mit so viel persönlichen, durchaus unbilligen Vorwürfen gegen ihn ausgesprochen, daß er sich tief gekränkt fühlen mußte. Der erste Unmuth rief in ihm den Vorsatz wach, dem Missionsdienste ganz zu entsagen; aber ein wohlthuendes Schreiben Franckes, welches er gleichzeitig erhielt, drängte diesen Vorsatz zurück. Er beschloß nun, im nächsten Herbste nach Europa zu reisen, um persönlich den Unverstand und die unbillige Willkür, mit der man jetzt z. B. von den vom Könige für die Mission bestimmten Geldern den größten Theil in Kopenhagen zurückbehalten hatte, obwohl man wußte, daß sie in Indien nothwendig gebraucht wurden, zu bekämpfen, dann aber zu der ihm lieb gewordenen Wirksamkeit unter den Heiden zurückzukehren.

Um für die beabsichtigte Reise frei zu sein, kam es darauf an, die neuen Arbeiter möglichst bald in ihrem Berufsthun sicher und selbständig zu machen. Dies erkannte Gründler für jetzt als seine vornehmste Aufgabe; allein es gelang ihm damit nicht nach Wunsch. Seine eigne zunehmende Kränklichkeit hinderte ihn stets und überall so auf dem Platze zu sein, wie es ihn verlangte. Schlimmer aber war, daß unter den Missionscandidaten sich schon Mishelligkeiten zeigten, die ein gedeihliches Zusammenwirken hinderten. Es ist betrübend, wieder und wieder zu sehen, wie auch bei denen, die im Namen der Kirche als Boten des Heiles hinausgehen und die billig als die besten der Christen sich erweisen sollten, der natürliche Mensch sich noch so geltend macht und stets aufs Neue das Werk, welches

zu treiben sie berufen sind, hemmt. Wie warnt das doch vor aller falschen Verherrlichung von Menschen, die grade in der Missionsgeschichte so häufig ist. Wie mahnt das, allein auf den Herrn zu trauen, der trotz aller Sünden und Schwächen seiner Werkzeuge die Sache seines Reiches hält und fördert!

Schon während der Reise hatte sich unter den Candidaten eine Verstimmung festgesetzt, diesmal nicht auf Grund kirchlicher Gegensätze, sondern wie es scheint, lediglich durch Schuld der Persönlichkeit Schultzes, eines höchst begabten, aber dabei sehr erregten und unruhigen Mannes, der sich nicht in Andere zu finden wußte, sondern sie stets in seine Fährte ziehen und dann leiten wollte. Zunächst fühlte Kistenmacher sich von ihm zurückgestoßen, nahm dann auch in Indien eine Sonderstellung ein und starb schon am 16. Febr. 1722, ehe er für die Mission etwas Erkleckliches hatte leisten können. Er war mit einem kränklichen Körper in Indien angekommen und erlag dem dortigen Klima. Auch der bedächtige und etwas schwerfällige Dal, ein sonst trefflicher Arbeiter, dem aber eine scharfe Zunge eigen gewesen zu sein scheint, war nicht der rechte Mann, um neben Schultze zu stehen und diesen so zu behandeln, wie er es brauchte. Das Studium der Sprachen ward ihm ungemein schwer. Man wies ihm deswegen das Portugiesische zu, aber auch hierin machte er nur langsame Fortschritte. So kam es, daß er von Anfang an mehr zurücktrat und Gründler sich vorwiegend mit Schultze beschäftigte. Wenn er sich fragte, wen er denn für die Zeit seiner Abwesenheit mit den Hauptgeschäften betrauen sollte, so konnte er nur an Schultze denken, und doch war diesem gerade solche Stellung bei seinem Charakter nicht zuträglich. Seine Begabung erleichterte ihm alle Arbeiten, die auch sein Körper leidlich ertrug. Schon auf dem Schiffe hatte er sich mit der portugiesischen Sprache beschäftigt, setzte dies Studium mit dem größten Eifer fort und konnte bereits am 6. Januar des nächsten Jahres portugiesisch predigen. Es war ein Erfolg, auf den hin Gründler es wagte, ihn noch am letzten Tage desselben Monates zu ordiniren. Seine vom Könige vollzogene Ernennung zum Probste war ihm noch nicht bekannt, er nahm die Vollmacht zur Ordination von jenem für die Kolonialkirche errichteten Consistorium, welches wir früher zu erwähnen hatten.

So war für die Bedienung der Christen in Trankebar wenigstens nothdürftig gesorgt. Und nun litt es Gründler dort nicht länger. Unter den Vorwürfen, die man ihm und Ziegenbalg wiederholt und erst jüngst wieder in Kopenhagen gemacht hatte, war auch der, daß sie in Trankebar sitzen blieben, statt von Ort zu Ort

durchs Land zu ziehen und zu predigen. Diesen obschon unverständigen Vorwurf wollte er nun entkräften und zeigen, daß es ihm weder an Muth noch an Eifer fehle. Da seine Gesundheit noch immer sehr geschwächt war, widerrieth man ihm die Reise, aber er beharrte auf seinem Vorsatze. Das Gebiet von Tandschur war ihm verschlossen; auch in Madras zeigte sich für den Augenblick ein Hindernis; so beschloß er denn, von Cudelur aus ins Land zu dringen und um möglichst zu sparen entschied er sich für die Seereise. Am 13. Febr. fuhr er mit einigen Katecheten auf einem kleinen Fahrzeuge ab, erkältete sich aber auf dem Wasser dermaßen, daß von einer Missionswanderung keine Rede sein konnte. Nach zwei Wochen mußte er matt und krank nach Trankebar zurückkehren, wo er am 19. März selig verschied. Die unbillige Behandlung, die ihm von Kopenhagen aus widerfahren war, hatte ihm nicht nur das letzte Jahr seines Lebens verbittert, sondern war geradezu die Ursache davon, daß er sobald dem Missionsdienste entrissen ward. Sein Ende richtete die falsche Theorie, der man damals in der leitenden Behörde huldigte.

Ein zweiter schwerer Schlag hatte die Mission mit Gründlers Tod getroffen. Die kaum hergestellte Ordnung war so gut wie aufgelöst; es fehlte an Männern reiferer Erfahrung; wie sollte es weiter gehen? Als die Nachricht von Gründlers Heimgang nach Europa kam, verbreitete sich sogleich das Gerücht, die Mission werde nun eingehen und dies erschien so glaubhaft, daß viele Freunde der Sache mit ihren Gaben inne hielten. Da war nun freilich die Thatkraft Schultzes am Platze. Am Tage nach dem Begräbniße Gründlers versammelte er alle Mitarbeiter an der Mission und hielt ihnen in einer Anrede vor, wie sie die Anstalten nicht aufgeben dürften, sondern im Vertrauen auf Gott das Begonnene fortsetzen müßten. Sie beteten zusammen und alle versprachen, ihm zu folgen und beizustehn. Er nahm seine ganze Kraft zusammen und machte die erfreulichsten Fortschritte. Die portugiesischen Predigten konnte er bereits halten, ohne sie schriftlich aufzusetzen. Auf dringende Bitten der Gemeinde wagte er es, schon am 13. April das h. Abendmahl in tamulischer Sprache zu verwalten und das Gelingen gab ihm Muth, zwei Wochen darnach auch tamulisch zu predigen, während Dal erst im December des Jahres zu einer portugiesischen Predigt kam.

Es begann jetzt eine Zeit, in welcher man im Grunde da mit zufrieden sein mußte, daß man erhalten konnte, was bestand; und doch durfte man sich sogar über einen kleinen Zuwachs der Gemeinde freuen, indem 1726 die tamulische Gemeinde 173, die portugiesische

150 Seelen zählte. Es waren 1720 ein und dreißig, 1721 achtzehn, 1722 achtzehn, 1723 fünfzehn, 1724 acht und zwanzig, 1725 drei und zwanzig getauft worden, ein Zuwachs, der freilich z. Th. in den getauften Kindern bestand.

Schon das blose Erhalten war viel werth und gelang nicht ohne Anstrengung. Es ist dabei in Rechnung zu bringen, daß die mit der Mission verbundenen und für sie gegründeten Anstalten wie Schulen, Druckerei u. s. w. viele Aufsicht erforderten und die Zeit der Missionare sehr in Anspruch nahmen. Und doch waren deren nur drei und bald nur zwei Neulinge, die noch damit zu thun hatten, in das Werk sich einzuarbeiten und deren Einem auch dies sehr schwer ward. Aber wenn man auch Alles anerkennt, was geschah, und besonders Schultzes Fleiß Gerechtigkeit widerfahren läßt, so muß man doch jedenfalls sagen, es konnte immerhin noch Zweckmäßigeres und dadurch für die Mission mehr geschehen. Schultze that ganz recht, wenn er unter den damaligen Umständen die Gemeinde nicht verließ, um Gründlers Vorsatz einer Missionsreise nach auswärts auszuführen. Aber befremdlich bleibt doch, daß er sich so spät daran machte, unter den Heiden in Stadt und Gebiet der Kolonie durch die Predigt den Samen des Wortes auszustreuen. Er erzählt selbst, im September 1722 hätten die Katecheten aus freien Stücken ihn um die Erlaubnis gebeten, mit den Schulen auf die Dörfer zu gehen, um die Schulkinder in Gegenwart der Heiden zu katechesiren, und so auch diese heranzuziehen und zu lehren. Es war ein längst von Ziegenbalg eingeführtes Verfahren, das nun wieder aufgenommen ward; und hieraus erst entnahm Schultze eine Mahnung für sich, künftig selber mitzugehen. Im October zog er zum ersten Male mit allen Katecheten und den Schulen aus unter die Heiden der umliegenden Dörfer und wiederholte dies dann, so oft er Zeit fand. Aber die Zeit eben ward ihm dadurch sehr beengt, daß er andere Arbeiten, freilich auch im Dienste der Mission, unternahm, von denen man doch bezweifeln darf, daß sie damals so unmittelbar und dringend nothwendig waren. Schultze litt an einer unmäßigen Uebersetzungssucht. Er war noch ein Anfänger im Tamulischen, da übersetzte er schon mit Hülfe eines Dollmetschers drei Psalmen in diese Sprache und ließ sie drucken. Dann ließ er sich durch die Druckerei, welche nicht feiern sollte, zum Schriftstellern bewegen. Im Frühlinge 1722 begann er, deutsche Kirchenlieder ins Tamulische zu übersetzen und fuhr hierin mit großem Eifer fort, bis er 112 Uebersetzungen vollendet hatte, eine Arbeit, die unter andern Verhältnissen sehr nützlich und verdienstlich hätte sein können, die man aber jetzt, wo es nur Einen Missionar gab,

der zu den Heiden in ihrer Sprache zu reden vermochte, kaum nothwendig nennen konnte, zumal bereits ein Grundstock von 48 tamulischen Liedern von den Vorgängern her vorhanden war. Endlich machte er sich daran, die von Ziegenbalg begonnene Bibelübersetzung zu vollenden. Es ist bezeichnend, was er über die Art erzählt, wie er zu diesem Entschlusse gekommen. „Nachdem ich — schreibt er — nicht nur unsre gedruckten malabarischen Bücher und was von den Katholiken auf Oles (Palmblätter) geschrieben ist, soviel, als Zeit und Gelegenheit vergönnet, gelesen, sondern auch unterschiedliche heidnische Poeten durchgegangen und von Wort zu Wort ins Deutsche übersetzt hatte, wußte ich jetzo nicht, was ich ferner tractiren sollte, womit diesem Werke und der armen Heidenschaft gedient werden könnte. Denn ich gedachte, wenn ich ferner Poeten zu lesen continuirte, lernte ich immer mehr und mehr poetisch malabarisch, der Nutzen aber würde mehr, wo einer vorhanden, mein als der Gemeinde und der hiesigen Heiden sein. Und also kam ich näher zu meinem Propos, nunmehr ein nützlicheres und nöthigeres Werk vorzunehmen. Was ist aber nützlicher und nöthiger zu unserm Bekehrungswerke, als die heilige Schrift, die uns den Grund der Seligkeit, Jesum Christum, zeiget. Ich gedachte also an die Continuation der malabarischen Bibel, welche der sel. Herr Probst Ziegenbalg bis zum Buche der Richter gebracht hatte. Die Lust, diese Arbeit fortzusetzen, war bei mir da." Er begann mit der Ausführung dieses Vorhabens im März 1723 und war gerade zwei Jahre darnach mit dem alten Testamente fertig, gab sich aber auch dabei nicht zufrieden, sondern fügte noch die Uebersetzung der Apokryphen hinzu, die ihn bis in den December des Jahres 1725 beschäftigte. Und ein großer Theil des Uebersetzten ward dann gleich gedruckt. Nun ist es gewiß für die Erhaltung der Gemeinden von der größten Bedeutung, daß ihnen die h. Schrift in ihrer Sprache in die Hände gegeben werden kann. Aber die kleine tamulische Gemeinde besaß ja auch schon seit mehreren Jahren das ganze neue Testament und die Bücher Mosis im Tamulischen. Dies reichte zunächst für ihre Erbauung vollkommen hin; für den Augenblick war es viel wichtiger, daß die mündliche Predigt ordentlich im Schwange gieng, um aus dem Heidenthume die Gemeinde zu vergrößern. Dies zu thun hinderte sich Schultze, der Einzige, der es damals konnte, indem er ein Bedürfnis befriedigen wollte, von welchem er seiner Neigung folgend sich einbildete, daß es dringender sei.

Nach dem eben Bemerkten wird es uns nicht befremden, daß der Zuwachs der Gemeinden in diesen Jahren kein größerer war als vorher angegeben ist und auch der nächste bedeutende Fortschritt,

der wirklich gemacht ward, darf Schultze nicht als Verdienst in Rechnung gebracht werden. Er seinerseits sah eine sehr starke Erweiterung des Schulwesens, welche damals eintrat, als einen erfreulichen Fortschritt der Mission an.

Wir hörten schon von den sogenannten Charitätschulen, welche Gründler einrichtete. Sie bezweckten, die heidnische Jugend vorerst wenigstens unter den Einfluß christlicher Bildung zu stellen. Doch schon hiermit glaubte man mehr zu erreichen, als in Wirklichkeit der Fall war. Um die Heiden nicht zu stoßen, mußte man ungemein vorsichtig sein. Und dazu gebrach es an tüchtigen christlichen Lehrern, man mußte auch einige noch heidnische mit anstellen. Nun erließ 1725 der Gouverneur auf eigenen Antrieb eine Verordnung, alle Eltern sollten ihre Kinder zur Schule halten und sie lesen, schreiben und rechnen lernen lassen. Dies rief eine Bewegung unter den Einwohnern hervor, welche von den Missionskatecheten benutzt ward. Sie verfaßten eine Ansprache an die Heiden, und ermahnten diese, ihre Kinder in die Missionsschulen zu schicken, da sie so das Schulgeld sparen könnten. Als Schultze die Ansprache gebilligt hatte, ward sie veröffentlicht. Der Erfolg war, daß einige der älteren Schulen und eine Anzahl neugegründeter freiwillig sich der Leitung und Aufsicht der Missionare unterstellten, so daß diese binnen Kurzem für 21 Schulen mit 575 Schülern zu sorgen hatten. Aber der Vortheil, den man sich davon versprach, war mehr eingebildet als wirklich. Was soll man sagen, wenn z. B. beim Katechesiren in einer dieser Heidenschulen der Missionar dadurch, daß er den Namen Jesu Christi nannte, den Widerspruch des Schulmeisters hervorrief? Dieser ließ dem Missionar sagen, er möchte statt dessen Worte wie: alleroberstes Wesen oder Gottes Sohn gebrauchen. Er wollte dadurch bei den Kindern den Schein erhalten, als ob zwischen Christenthum und Heidenthum kein großer Unterschied bestünde, da auch die Heiden von einem Sohne des Wischnu redeten. Schultze hielt es für etwas Großes, daß die Schulmeister, z. Th. nur nach einigem Widerstreben, sich dazu verstanden, ihre Kinder von ihm ausgewählte Bibelsprüche auswendig lernen zu lassen. Und doch wird man dies ein ebenso bedenkliches Verfahren nennen müssen, wie wenn er heidnische Lehrer veranlaßte, den Katechismus einzuüben. Es konnte hieraus dem Fortgange der Mission geradezu eine Gefahr erwachsen. Die Hoffnung, welche man auf eine solche Ausdehnung des Schulwesens setzte, war nicht berechtigt.

Die Erweiterung der Arbeit nahm natürlich die vorhandenen geringen Kräfte noch mehr in Anspruch. Um so größer war die Freude in Trankebar, als am 19. Juni 1725 die Kunde sich ver-

breitete, es seien drei neue Missionare angekommen. Diese neuen waren Martin Bosse aus Nelben im Magdeburgischen, Christian Friedrich Pressier aus Perleberg und Christoph Theodosius Walther aus Schildberg in der Neumark. Der erste von ihnen ergab sich sehr bald dem Trunke und ward eine Last und eine Schande für die Mission, aber die beiden andern waren um so tüchtiger. Alle hatten in Kopenhagen die Ordination empfangen und da sie sich auch in den Sprachen schon etwas geübt hatten, konnten sie bald in die Arbeit mit eintreten. Schon am 19. August predigte einer von ihnen portugiesisch, am 25. November tamulisch.

Für die Mission in der Kolonie wäre nun hinlänglich gesorgt gewesen; aber sehr bald zeigte sich ein neuer Uebelstand. Es gelang Schultze als einem sehr eigenwilligen und herrschsüchtigen Manne nicht, zu den andern ihm gleichberechtigten Missionaren, deren Ankunft er seinerseits mit Besorgnis entgegengeblickt hatte, die richtige Stellung zu finden. Daher beschloß er, sich einen eignen Wirkungskreis zu suchen, indem er die Erfüllung des in Europa mehrfach ausgesprochenen Wunsches, die Missionspredigt möchte weiter in die indische Heidenwelt hineingetragen werden, sich zur Aufgabe machte. In den ersten Monaten des nächsten Jahres rüstete er sich zu einer Reise nach Madras, die ihn bald auf die Dauer von Trankebar wegführte, und dieser Schritt ward der Anfang einer bedeutungsvollen Wendung in der ostindischen Mission.

Unter den zurückbleibenden Missionaren waren Walther und Pressier die maßgebenden. Sie hatten sich, wie gesagt, schnell in die Aufgabe hineingefunden und setzten das Begonnene mit Eifer und Umsicht fort. Ihre Arbeit war eine gesegnete. Die Gemeinden in der Stadt wuchsen in den nächstfolgenden Jahren um ein Beträchtliches. Und eben jetzt erschloß sich ihnen ganz ohne ihr Zuthun ein Gebiet, welches die erfreulichsten Aussichten gewährte.

Die Kolonie war in nächster Nähe umgeben von dem Gebiete des Fürsten von Tandschur, der sein Land den Europäern und sonderlich den Missionaren nach Kräften verschloß. Wir hörten schon von dem vergeblichen Versuche Ziegenbalgs hier einzudringen. Er erkannte, daß es für ihn unmöglich sei, im Tandschurschen zu predigen, wenn er es nicht machen wollte wie einige römische Missionare, die als Bramahnen von Rom verkleidet sich einschlichen. Aber dazu wollte er sich nicht verstehen, und ihre Erfolge, welche darin bestanden, daß sie heimlich eine Anzahl Heiden tauften und sie das Ave Maria und Paternoster lehrten, genügten ihm nicht. Die Grenzsperre blieb und ward die Ursache, daß die Missionare, wenn sie auswärts missioniren wollten, nordwärts oder südwärts

an der Küste wandern mußten, wo ihnen aber wieder die vielen Zollplackereien das Arbeiten sehr erschwerten. Erst im Jahre 1722 zeigte sich einige Aussicht auf günstigere Verhältnisse, indem Telugurasa, ein naher Verwandter des sog. Königs von Tandschur, durch die von Trankebar aus verbreiteten Schriften auf die Mission aufmerksam gemacht, einen Briefwechsel mit Schultze anknüpfte und ihn einlud, ihn einmal in Tandschur zu besuchen. Doch wir wissen, was Schultze damals in Trankebar zurückhielt und in der That war auch auf ein wirkliches Missioniren in jenem Gebiete noch nicht zu rechnen. Mit Freuden bemerkte man, daß wenige Jahre später einige Schulmeister von jenseits der Grenze der Aufsicht der Missionare sich zu unterstellen geneigt waren; es schien auf eine veränderte Stimmung der dortigen Heidenschaft hinzudeuten. Zum wirklichen Beginne der evangelischen Missionsarbeit im Reiche Tandschur aber kam es erst im Jahre 1728 und zwar nicht durch die Missionare, sondern durch einen früheren römischen Christen.

Radschanaiken, ein Unterofficier im Dienste des Fürsten von Tandschur, war der Sohn eines römisch-katholischen Vaters. Frühzeitig erwachte in ihm der Trieb, tiefer in die christliche Wahrheit einzudringen. Er bemühte sich um Bücher und erhielt dabei auch einige der von Trankebar aus verbreiteten Schriften. Dadurch ward er auf den Unterschied der römischen und der evangelischen Lehre aufmerksam und wandte sich nun schriftlich mit der Bitte um weitere Aufklärung an die Missionare selbst. Sie sandten ihm Alles, was von der Bibel in tamulischer Sprache gedruckt war und dies förderte ihn so, daß er im Frühlinge 1727 bei einer Zusammenkunft mit den Missionaren erklärte, zur evangelischen Kirche übertreten zu wollen. Sie verfuhren sehr vorsichtig und hielten ihn eher zurück als daß sie ihn gelockt hätten. Aber er blieb bei seinem Vorhaben. Im Juli kam er wieder und brachte drei von seinen heidnischen Soldaten mit, damit sie getauft würden, nachdem er selbst nach seinem Vermögen sie unterrichtet und für das Christenthum gewonnen habe. So arbeitete er schon für die Mission, noch ehe er selbst in die evangelische Kirche aufgenommen war. Man sah, daß es ihm redlicher Ernst war und hörte durch ihn, daß überhaupt im Gebiete von Tandschur Aussicht auf erfolgreiche Arbeit sei. Um sich darüber mehr zu unterrichten, sandten die Missionare den bewährtesten eingeborenen Katecheten Aaron weiter ins Land und seine Berichte bestätigten Radschanaikens Angaben. Telugurasa forderte nicht nur die Missionare zu einer Zusammenkunft in der Nähe der Grenze auf, sondern lud auch Pressier, welcher der Aufforderung Folge leistete, ein, ihn im nächsten Sommer in der Hauptstadt selbst

zu besuchen. So betrat denn im März des Jahres 1728 der Fuß des ersten evangelischen Missionars die Stadt Tandschur, aber Pressier erkannte eben bei dieser Gelegenheit, daß für europäische Sendboten die Zeit, frei im Lande zu wirken, noch nicht gekommen sei. Man mußte sich auf den Dienst der eingebornen Katecheten beschränken. Und der war nicht erfolglos. Schon vor Ablauf des Jahres 1727 hatte man 15 Heiden aus dem Tandschurschen in Trankebar taufen können, ohne daß damit die Zahl der von Evangelio Erfaßten schon abgeschlossen gewesen wäre. Sie wurden der Pflege eines Katecheten Satianáden übergeben, und da Radschanaiken, mit dem man nun schon geraume Zeit in Verbindung stand, sich als durchaus zuverläßig erwies und eine ziemliche Erkenntnis hatte, trug man kein Bedenken, mit Beginn des Jahres 1728 auch ihn zum Katecheten für das Tandschursche zu verordnen. Am nächsten Weihnachtsfeste zählten die Landgemeinden in diesem Gebiete, deren Mitglieder zu den Festen nach Trankebar zu kommen pflegten, schon über 100 Christen. Es war ein schöner, viel versprechender Anfang. Die Erweiterung der Mission, nach der man sich so lange gesehnt, hatte nun ernstlich begonnen. —

Zwölfter Vortrag.

Die zuletzt erwähnte Ausbreitung der Missionsthätigkeit hatte auch nach innen einen sehr wichtigen Fortschritt zur Folge. Zwar die Gedanken und Hoffnungen, welche besonders Schultze an die vielen Schulen geknüpft hatte, erwiesen sich sehr bald als nichtig. Man ernüchterte und zögerte nicht, hier einen als nothwendig erkannten Schritt rückwärts zu thun. Die nach Schultzes Abgang zurückgebliebenen Missionare beschloßen einmüthig, die heidnischen Schulmeister mit ihren Schulen, in denen für die Mission nichts geleistet, sondern die Schüler nur noch zur Gleichgültigkeit gegen das Christenthum angeleitet wurden, zu entlassen und am 14. Febr. 1727 führten sie diesen Beschluß aus. Im Schulwesen war man vorläufig wieder auf den alten Stand zurückgekehrt. Dagegen wuchsen nun die Landgemeinden unerwartet schnell. Im Jahre 1733 zählten sie schon 713 Seelen in verschiedenen Districten und wuchsen in den nächsten fünf Jahren auf 1892 Seelen. Dieser bedeutende Zuwachs, der sich z. B. im Jahre 1738 auf 474 Personen belief, kam zum Theil wohl bereits auf Rechnung dessen, was man in der Leitung der Gemeinden veränderte. Hiermit war es bisher

so gehalten, daß man die neuen auswärtigen Christen durch Katecheten weiter unterweisen und beaufsichtigen ließ; zu den großen Festen erschienen alle, welche konnten, in Trankebar, wurden von den Missionaren mit dem Sacramente bedient und dabei, soweit es möglich war, geprüft, ermahnt und belehrt. Aber man sah bald, daß dies für die jungen Gemeinden, die in rein heidnischem Gebiete lebend doppelter Pflege bedurften, nicht ausreichend sei, und mußte an Aushülfe denken. Nun gab es zwar in Trankebar europäische Missionare genug. Seitdem 1730 Andreas Worm aus Neubrandenburg und Samuel Gottlieb Richtsteig aus Landsberg an der Warthe angekommen waren, wirkten dort, den unfähigen Bosse eingerechnet, ihrer sechs zusammen, und es hätte sehr wohl einer von ihnen als Pastor für die Landgemeinden verwendet werden können. Doch was half diese erfreuliche Fülle an europäischen Kräften, so lange das Gebiet von Tandschur den Europäern fest verschlossen war? Die Missionare durften da hinein kaum eine Inspectionsreise wagen, geschweige daß sie sich dauernd dort hätten niederlassen können. Sie mußten also auf tüchtige eingeborene Prediger bedacht sein. Nun wissen wir, daß man von allem Anfange an diesen Punct ins Auge gefaßt hatte. Sobald die Möglichkeit sich zeigte, war ein Seminar errichtet zur weiteren Ausbildung derer, die für den künftigen Dienst am Wort geeignet erschienen. Jetzt, nach Gründung der Landgemeinden war die Zeit gekommen, wo man zur Ausführung des Planes fortschreiten mußte. Die gottgeleitete Entwicklung der Geschichte verlangte es. So machten denn die Missionare 1728 das Collegium in Kopenhagen auf dies Bedürfnis aufmerksam und baten um die Ermächtigung zur Ordination eines Eingebornen, wobei sie unter andern Gründen auch geltend machten: „es ist billig, daß wenn er gleiche Bürde mit uns tragen soll, er auch gleicher Würde theilhaftig gemacht werde." Die Antwort fiel bejahend aus und ermahnte nur zur gehörigen Vorsicht bei der Auswahl. Darauf hin gaben nun die Missionare den drei Stadtkatecheten, aus denen sie den neuen Landprediger nehmen wollten, und der gesammten Gemeinde ihr Vorhaben kund und begannen mit jenen noch einen höheren Unterrichtscursus, um sie für die Uebernahme des Predigtamtes völlig zu bereiten. Am Pfingstfeste 1733, zu welchem wieder von den Landchristen viele hereingekommen waren, zeigte man der Gemeinde an, daß am Tage nach dem Feste die Wahl vorgenommen werden solle, und nachdem die Katecheten ihre Probepredigten gehalten hatten, forderte man die versammelten Hausväter auf, ihre Stimmen abzugeben. Die Abstimmung brachte aber keine Entscheidung und da auch die Stimmen der Missionare gleich waren, ver-

schob man die Entscheidung, um noch reiflicher zu überlegen. Erst im Herbste kam man dahin überein, vorläufig den Katecheten Aaron, der aus Cudelur stammte, 1718 von Ziegenbalg getauft war, bald darnach in den Dienst der Mission trat und bei den Gemeinden auf dem Lande bekannt und beliebt war, zu ordiniren. Am nächsten hohen Feste, in den Weihnachtstagen 1733 fand die Ordination in Gegenwart auch der Landgemeinde und ihrer Katecheten Statt, nachdem man dem neuen Landprediger eine genaue Instruction gegeben und ihn auf dieselbe verpflichtet hatte. Er bezog eine Wohnung in Poreiar, um noch unter dänischem Schutze zu bleiben. Das war ein bedeutender Fortschritt, ein neuer Anfang, von dem man viel erwartete. Und diese Erwartung schien sich schnell zu erfüllen. Aaron wußte sich das Vertrauen der Gemeinden zu sichern und man glaubte zu bemerken, daß auf seine Anstellung selbst unter den Heiden eine neue Erweckung gefolgt sei. Es machte einen guten Eindruck auf sie, daß Einer ihres Volkes so geehrt war, und dies zog sie zu ihm hin. Auch sie erwiesen ihm alle Ehre und wenn sie mit den Christen irgend eine Sache auszumachen hatten, unterwarfen sie sich seinem Urtheil. Die Zahl der Täuflinge mehrte sich beträchtlich. Der nächste Erfolg rechtfertigte das Gethane.

Freute man sich darüber aber in Indien, so war die Freude in Europa in den Reihen der heidnischen Missionsfreunde noch um Vieles größer. Man begrüßte die Ordination Aarons als den Anfang einer neuen Periode in der Geschichte der Mission, die von nun an mächtiger durch die Völker Indiens fortschreiten werde. Die beiden ersten Bände der hallischen Nachrichten waren mit Ziegenbalgs und Gründlers Brustbildern geschmückt. Vor dem dritten prangte Aaron in ganzer Figur und es ward noch eigens berichtet, daß man ihm um seiner braunen Haut wegen nicht einen schwarzen, sondern einen weißen Priesterrock habe machen lassen. Auch sonst ward sein Bild viel verbreitet, wie denn z. B. Pfarrer Kleinknecht zu Leipheim bei Ulm es in Augsburg in Kupfer stechen ließ und seiner Beschreibung der ostindischen Mission vorsetzte mit der Ueberschrift: „Herr Aaron, National-Landprediger unter den heidnischen Malabaren in Ostindien". Auch einen Vers gab er bei:

So sieht Herr Aaron aus von drei und vierzig Jahren,
Der erste Prediger, selbst aus den Malabaren;
Schwarzbraun ist sein Gesicht nach seines Volkes Art,
Doch liegt in seiner Brust das Licht aus Gott verwahrt.
Man kann die Freundlichkeit, das anmuthvolle Wesen,
Den Ernst und Redlichkeit aus seinen Augen lesen;
Der Erzhirt Jesus Christ laß bei den schwarzen Heerden
Dies muntern Mannes Fleiß und Treu gesegnet werden.

So lernten die Missionsfreunde in Europa ihn so zu sagen von Angesicht kennen und bald gehörten er und Radschanaiken zu ihren erklärten Lieblingen, denen gar manche Gabe ausdrücklich zu besonderer Verfügung gestellt ward.

Unter diesen Umständen muß es befremden, daß man so lange zögerte, ehe man ihm gleichgestellte Gehülfen gab. Das Seminar setzte man mit 10 Zöglingen fort, aber erst 1741, als die in fünf Kreise zertheilten Landgemeinden 2469 Seelen stark geworden waren, schritt man nach abermals von Kopenhagen erbetener Erlaubnis dazu, den früher zurückgestellten Diogo zum Landprediger für die entfernteren Kreise zu ordiniren. Und dann wurden in den ersten 80 Jahren überhaupt nur 14 eingeborne Prediger angestellt. Man fand eben doch, daß die nationalen Gehülfen, auch die Katecheten, im Allgemeinen den auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprachen. Besonders sah man, daß man auch den Besten von ihnen nur selten eine selbständige Stellung anvertrauen konnte. Sie brauchten selbst stetige Beaufsichtigung und das hielt davon ab, aus den zahlreichen Katecheten eine größere Schaar von Landpredigern zu erwählen. Die Erfahrung lehrte, daß man hierin kaum vorsichtig genug sein könne, und so ward man vielleicht doch etwas zu ängstlich. Von eben diesem Diogo mußte man später berichten: „es ist in ihm gar kein rechter Trieb und Eifer, sich der ihm anvertrauten Seelen anzunehmen und haben wir große Mühe, ihn zu seinen Reisen ins Land auf die Weise als es billig ist, nämlich fein lange und weit, zu persuadiren. Wir wissen zuweilen gar nicht, was er thut, indem er mehrentheils zu Hause ist. Es ist ihm mit Liebe und Ernst oft Vorstellung geschehen, es scheint aber nicht den gehofften Nutzen zu haben." Und welchen Kummer machte vollends der freilich nie ordinirte, aber doch so hoch gefeierte Radschanaiken den Missionaren! In Tandschur, wo man ihn zum Oberkatecheten bestellt hatte, übernahm er vom Fürsten die Aufsicht über die Todtenverbrenner, was ihn amtlich mit götzendienerischen Verrichtungen in Verbindung brachte, und bald ergab auch er sich dem Stammeslaster der Parias, dem Trunke. Alle Ermahnungen, selbst Zuchtmaßregeln halfen nichts; die Rückfälle kamen immer wieder und er blieb bis an seinen Tod im Jahre 1771 für die Missionare Gegenstand einer Trauer, von der sie in Europa kaum etwas verlauten zu lassen wagten.

Die Vermehrung der eingeborenen Lehrkräfte hielt also durchaus nicht gleichen Schritt mit der Ausbreitung der aus den Heiden gewonnenen Gemeinden. Und doch wäre dies so sehr zu wünschen gewesen. Denn obschon die aus Europa nachgesandten Mis-

sionare — es waren von 1730—1770 ihrer achtzehn — weitaus der Mehrzahl nach als tüchtige Leute bezeichnet werden müssen, so reichten doch ihre Kräfte für die stets wachsende Aufgabe nicht hin. Manche von ihnen starben früh; andere, die im Dienste alt wurden, verloren selbstverständlich dabei an Kräften und nutzten sich ab. Sie mußten zum Theil weit von einander getrennt wirken und diese Vereinzelung lähmte vielfach. Und andrerseits kann auch nicht geleugnet werden, daß unter ihnen mancherlei Uneinigkeit vorkam, welche den Fortgang des Werkes störte. Auch in ihnen machte der alte Mensch sich nicht selten auf bedauerliche Weise zum Schaden des ihnen anvertrauten Berufes bemerkbar.

Es ist ein rechter Verlust für die Mission gewesen, daß die einheitliche Leitung in Indien selbst mit dem Tode des ersten Probstes sogleich wieder verloren gieng. Gründler erhielt seine Ernennung zum Nachfolger gar nicht mehr und ein solch selbstgemachter Probst, wie Schultze es sein wollte, fand keine Anerkennung. Es begann wieder eine Conferenzregierung, die mehr und mehr auswies, wie wenig sie taugte. Zwar erhielt der jeweilig älteste unter den Missionaren eine Art Ehrenvorrang als Senior, aber damit war ihm doch keine Stellung eingeräumt, welche die Andern zum Gehorsam verpflichtet hätte, und das machte sich als ein Nachtheil besonders im Verhältnisse zu den abgezweigten Stationen fühlbar.

Mittelpunct der ganzen Mission, die man fortfuhr als eine dänische zu bezeichnen, sollte natürlich wie bisher so auch fernerhin Trankebar bleiben und dies war besonders für die bald eintretenden Kriegszeiten, während welcher Dänemark die Neutralität bewahrte, ein großer Segen. Hierher wurden andauernd die meisten Missionare gesandt, hier erhielt man die einmal gegründeten Anstalten und erweiterte sie nach Bedürfnis. So geschah z. B. mit den Schulen. Diese wuchsen mit der Gemeinde, so daß die vorhandenen Räumlichkeiten zu enge wurden. Der Mangel an Raum beeinträchtigte die Gesundheit der Kinder und hinderte auch, alle zum Unterrichte angemeldeten aufzunehmen. Der Neubau eines größeren Schulhauses stellte sich als ein dringendes Bedürfnis heraus. Nun fehlte es zwar dazu an Geld, und dies nöthigte den Anfang des Baues weiter und weiter hinauszuschieben. Aber als durch die Berichte der Missionare die Kunde von solchem Nothstande sich in Deutschland verbreitete, fanden sich auch die Mittel, sie zu beseitigen. Gerade für die Schulen war eine ziemliche Theilnahme in der heimischen Missionsgemeinde erwacht. Es gab eine ganze Anzahl von Missionsfreunden, die auf ihre Kosten je ein Schulkind in Trankebar unterhielten und sich über dessen Fortschritte regelmäßig Bericht geben

ließen; ja wir hören von einzelnen Wohlthätern, die das Kostgeld für zwanzig Kinder zahlten. Aus diesem Kreise gingen nun Gelder ein, die es den Missionaren ermöglichten, auf einem sehr passenden schon 1733 erkauften Platze, der einst Ziegenbalg und dann seiner Wittwe gehört hatte, den Bau eines neuen Schulhauses zu beginnen. Im Jahre 1741 war das Gebäude so weit vollendet, daß es am 23. August geweiht und feierlich bezogen werden konnte. Es war ein stattliches Haus, diese neue Heimat der tamulischen Schuljugend. Auf den Umfang desselben kann man schon daraus einen Schluß ziehen, daß 1743 in ihm 110 Knaben und 84 Mädchen nicht nur Unterricht sondern auch Wohnung empfingen. Alle diese Kinder nämlich wurden mit Hülfe der von ihren Gönnern in Europa einlaufenden „Schulstipendien" in Allem frei gehalten, so daß die Missionare in Rückerinnerung an Halle bemerkten, man könne ihre Schulanstalt billig ein Waisenhaus nennen. Sie berechneten damals den Wohlthätern die für den Unterhalt eines Kindes nach den 3 verschiedenen Classen nöthigen Kosten auf 14–15, 11–12 und 8–9 Thaler, während die Unterhaltung der portugiesischen Kinder, die in der Kleidung etwas mehr bedurften, ein wenig theurer kam.

An dieser Hauptschule in Trankebar, welche sich eines guten Gedeihens erfreute, blieb natürlich den Missionaren fortwährend eine beträchtliche Arbeit. Daneben lag ihnen die Pflege der Gemeinde ob, welche auch in jedem Jahre Zuwachs erhielt. Sie setzten selbstverständlich die eigentliche Missionspredigt fort; täglich gieng einer oder mehrere von ihnen unter die Heiden und der Segen Gottes begleitete die Verkündigung seines Wortes. Die Stadtgemeinde zählte im Jahre 1744 schon 1640 Seelen, die Landgemeinden in den 6 Districten 2830; man sah sich genöthigt, auf dem Grunde der Compagnie noch ein drittes Gotteshaus, die Bethlehemskirche in Poreiar, zu bauen. Dreißig Jahre später war die portugiesische Gemeinde in Trankebar auf 323 Seelen gewachsen, die tamulische entsprechend, und in den umliegenden Landgemeinden hatte man 3555 Christen. Freilich waren diese nicht alle aus dem Heidenthume gewonnen. Es gab, wie schon früher bemerkt, in Trankebar und noch mehr in den Ländern umher eine beträchtliche Anzahl römischer Christen, die aber von ihren Priestern arg vernachläßigt waren, so daß sie auf der allerniedrigsten Stufe christlicher Erkenntnis und Gesittung standen. Auch auf sie wirkte die evangelische Predigt; das reine Wort bewies sich an ihren Herzen als eine Macht. Schon in der Stadt meldeten sich manche zum Anschlusse an die lutherische Gemeinde und wurden nach reiflicher Prüfung zum Sacramente

zugelassen. Und diese Uebertritte fanden noch viel zahlreicher statt, als man mit der Predigt in die Landdistricte eindrang; hatte doch Radschanaiken selbst früher der römischen Kirche angehört, und seinem Beispiele folgten dann gar manche. Es war ein Zuwachs der Gemeinde, den die Missionare nicht gesucht hatten, über den sie sich aber doch freuen mußten, als er ohne ihr Zuthun eintrat. Proselytenmacherei lag ihrem Streben fern; es kam ihnen nicht in den Sinn, in das Gehege der römischen Kirche einzubrechen. Den Landpredigern und Katecheten verboten sie es, etwa derartige Versuche zu machen. Aber andererseits hatten sie auch gar keine Ursache, diejenigen unter den römischen Christen, welche sich nach der vollen Wahrheit sehnten und um Unterricht und Aufnahme baten, zurückzuweisen. Sie mußten sich für verpflichtet halten, auch ihnen mit dem ihnen anvertrauten Worte zu dienen, und thaten es ohne Zaudern. Dabei erfuhren sie aber bald, daß hierbei noch mehr Vorsicht nöthig sei als bei der Aufnahme aus den Heiden, denn die Versuchung zum Rückfalle war bei den Römischen noch größer durch die Verfolgungen, welche über sie hereinbrachen. Die Priester erhoben sich mit aller Macht gegen die sich ausbreitende evangelische Kirche und scheuten kein Mittel, die Missionare und ihre Gehülfen in den Augen nicht nur der römischen Christen, sondern auch der heidnischen Bevölkerung und ihrer Obrigkeit schlecht zu machen. Wo sie nur konnten, legten sie ihnen Hindernisse in den Weg, so daß bald die Klagen über die Feindschaft und Verfolgungssucht der Römischen etwas Stehendes in den Berichten der Missionare wurden.

Diese Kämpfe erschwerten ihre Wirksamkeit sehr und vermehrten ihre ohnehin beträchtliche Arbeit. Denn diese war auch mit dem, was wir bisher zu erwähnen hatten, keineswegs abgeschlossen, indem neben dem übrigen Thun noch stets das schriftstellerische Wirken hergieng. Zwar leisteten hierin nicht alle das Gleiche; ihre Begabung und die Aufforderung, die aus den Verhältnissen an sie kam, war für die Einzelnen maßgebend. Von dem unverständigen Schreibeeifer, von welchem Schultze sich treiben ließ, hielten die andern sich fern, aber manche von ihnen leisteten dafür um so Tüchtigeres.

Bereits Ziegenbalg hatte darauf hingewiesen, daß es für den Missionar eine Hauptaufgabe sei, Charakter, Literatur und Geschichte des Volkes, unter welchem er predige, zu studiren. Von ihm selbst war darin ein treffliches Beispiel gegeben, dem die übrigen nach Kräften folgten; vorzüglich der wissenschaftlich sehr tüchtig durchgebildete Walther zeichnete sich hierin aus.

Eine weitere Aufgabe zeigte sich, als ein erneuerter Bibeldruck

nöthig ward. Ziegenbalg hatte einst nicht nur mit Fleiß, sondern auch mit vielem Verständnis und Geschick an der Uebersetzung des neuen Testamentes gearbeitet. Dieser erste Versuch war als solcher ein trefflich gelungener. Aber damit ist nicht gesagt, daß seine Uebersetzung nicht noch vieler Verbesserungen bedürftig gewesen wäre. Noch in weit höherem Maße war dies der Fall bei der Uebersetzung des alten Testamentes, die zum größten Theile Schultzes Feder geliefert hatte. Sie wird als eine seiner besten Arbeiten bezeichnet, und doch mußten die andern Missionare urtheilen, daß sie eine sehr flüchtige und ungenügende Leistung sei. Diese begannen daher, sich die Fehler aufzuzeichnen und legten in aller Stille die Hand an eine gründliche und durchgehende, die ganze Schrift umfassende Ueberarbeitung, von der sie 1739 als Probe das Evangelium Matthäi erscheinen ließen. Das erregte freilich den Zorn des nach Europa zurückgekehrten Schultze, der das Recht, Verbesserungen anzubringen, für sich in Anspruch nahm und das Collegium in Kopenhagen auf seine Seite brachte. Allein er drang gegen den einstimmigen Protest der Missionare nicht durch; die von ihnen begonnene Ueberarbeitung ward weitergeführt, ohne darum doch zu einem schnellen und gedeihlichen Ende zu kommen.

Die arbeitenden Missionare waren nämlich unter einander über das Maß der Veränderungen und über die Grundsätze, denen man folgen müsse, nicht einig, so daß man bald von einem „Sprachenstreite" zu reden hatte. Auch waren nicht alle von ihnen zu dem Werke hinlänglich befähigt. Dennoch ließen sie nicht ab, und so kam es, daß die durchgesehene Uebersetzung des neuen Testamentes, welche man bald nach 1750 in Trankebar drucken ließ, in ihrem Anfange den Namen einer verbesserten kaum verdiente. Nur Einen Mann hatte man damals in Indien, der dem wichtigen Werke vollkommen gewachsen war, Johann Philipp Fabricius in Madras. Er, ein durchaus anspruchsloser und bescheidener Mann, war sich dessen bewußt, daß Gott ihn mit sonderlichen Gaben zum Uebersetzungswerke ausgerüstet habe, und er verwendete diese mit aller Treue. Unermüdlich feilte und besserte er in den Mußestunden, welche ihm die seine Missionspredigt unterbrechenden Kriegsunruhen brachten. Was in jener 1758 im Drucke vollendeten Uebersetzung, vornehmlich vom 2. Corintherbriefe an, Gutes war, das verdankte man ihm. Und bald darnach (1766—1772) ließ er in Madras, wo die Engländer ihm eine Presse zur Verfügung stellten, eine eigne Uebersetzung des neuen Testamentes drucken, welche alles vor ihm hierin Geleistete weit übertraf und geeignet war, die feste Grundlage für eine christlich-tamulische Sprachbildung zu werden.

Ebenso machte er sich um die Hebung des Kirchengesanges in den Missionsgemeinden sehr verdient. Auch auf diesem Gebiete hatte nach Ziegenbalg Schultze in Massenlieferungen gearbeitet, aber seine übersetzten Kirchenlieder gelten fast für das schwächste Erzeugnis seiner Feder. Auch was die neben ihm stehenden Missionare lieferten, vermochte sich als zu hoch und unverständlich gehalten keinen Eingang in die Gemeinden zu verschaffen. Erst Fabricius traf den rechten Ton. In aller Stille arbeitete er; aber als er dann 1774 mit seinem Gesangbuch hervortrat, hatte er gleich Alle gewonnen. Allgemeiner Beifall begrüßte sein Werk und die sangeslustigen Tamulen eigneten es sich alsbald an. „Künstlichere Verse — lautet ein Urtheil über seine Lieder — lassen sich allerdings fertigen, aber schwerlich werden wir bessere Kirchenlieder bekommen." Selbst für die portugiesische Gemeinde sorgte Fabricius, indem er zu ihrem Gebrauche eine ziemliche Anzahl deutscher Gesänge übersetzte.

Die auf Erweiterung und Befestigung der Gemeinden gerichtete Arbeit der Missionare war eine mannigfaltige und nahm sie sehr in Anspruch. Auch hörten wir schon, daß sie nicht ohne Erfolg blieb. Der Zuwachs der Gemeinden war ein nicht unbeträchtlicher. Aber leider kann man nicht sagen, daß die innere Reife in demselben Maße fortgeschritten sei. In den gedruckten Missionsberichten kommen nur leise Andeutungen dessen vor, wie wir z. B. 1744 lesen: „es haben die Klagen unserer Vorfahren nicht abgenommen, sondern es findet sich leider, daß mit dem Anwachs und der Ausbreitung der Gemeinden sich auch viel Unkraut auf diesem heidnischen Boden untermenget, daraus hin und wieder eine bittere Wurzel auswächset, die uns Noth und Mühe macht und zum Gebet und Ernst in unserem Amt antreibet, soviel möglich dem Bösen in der Nähe und Ferne zu steuern und zu wehren." Aber in ihren für das Missionscollegium und für die hallischen Freunde bestimmten Briefen klagten die Missionare offener und lauter. „Der innerliche Zustand unserer Gemeinden — heißt es 1753 in einem gemeinsamen Schreiben — ist nur sehr schlecht und preßt uns manchen Seufzer aus, daß wir fast keine reelle Frucht unserer Arbeit sehen. Wir beugen und schämen uns vor dem Herrn herzlich, wollen aber den Muth nicht gänzlich wegwerfen, sondern uns vielmehr zum Glauben an den Allmächtigen erwecken, der da machen kann, daß allerlei Gnade auch unter uns und unsern Schafen und Lämmern reichlich sei. Der in Europa hin und wieder solche herrliche Erweckungen anrichtet, kann und wird ja auch hier ein Feuer anzünden und die todten Gebeine beleben."

Es ist ja begreiflich, daß das Unkraut auch auf dem Missions-

acker von Zeit zu Zeit wieder üppiger sproßte. Dies konnte geschehen, trotz der sorgfältigsten Pflege der Getauften und großer Vorsicht in Aufnahme der sich Meldenden. War in beidem Schultze vielleicht etwas zu unbedachtsam verfahren, so nahmen die Andern es um so genauer. Daß dabei eben die Missionare am bittersten klagten und bisweilen recht trübe Schilderungen entwarfen, war nur natürlich, denn sie legten, wie sie gar nicht anders konnten, einen strengeren Maßstab an ihre Christen; Niemand kannte die Gemeinden so wie sie und sah, daß diese jenem Maßstabe lange nicht entsprachen; andere Fernerstehende, die nicht so genauen Einblick hatten, wunderten sich über das, was geschehen war, als etwas ganz Absonderliches und zollten den Arbeitern hohe Anerkennung. Von dem Beifall, den ihnen englische Geistliche wie Gouverneure spendeten, war schon früher die Rede. Aehnlich lautende Zeugnisse kamen aus den holländischen Kolonien, wie z. B. 1747 ein Arzt von Colombo auf Ceylon nach Augsburg schrieb: „Die Bekehrung der Malabaren durch die dänischen Missionare geht noch sehr wohl von statten. Wir können hier, weil wir auf Ceylon Trankebar sehr nahe liegen, in Kurzem, so der Wind den Seefahrenden favorisirt, Nachricht haben. Gewiß es muß denselben zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie aus den Heiden wahrhaftig Bekehrte und Christen machen." Zwischen den Holländern und den Missionaren fand ein ziemlich freundschaftlicher Verkehr statt; jene unterstützten die Mission mit mancherlei Gaben und empfiengen dafür wieder von Trankebar Bücher, ja selbst dort ausgebildete Lehrer.

Die Achtung, welche die Thätigkeit der Missionare mehr und mehr in Indien sich errang, erleichterte nun auch die beginnende Verzweigung der Arbeit, die Verpflanzung der Missionspredigt auf andere Plätze. Schon die ersten Sendboten hatten an eine solche gedacht, anfänglich wegen der Hindernisse, welche ihnen die dänische Compagnie in den Weg legte, dann aber besonders weil ihnen in Trankebar durch die Feindseligkeit des Reiches Tandschur so enge Grenzen gezogen waren. Doch kam es damals nicht dazu, wie denn auch Bövinghs Versuch, allein in Bengalen zu arbeiten, mißglückte. Die Ausführung dieses Gedankens gelang erst Schultze. Wir hörten schon, daß es ihm nach seiner ganzen eigenwilligen Art schwer fiel, mit Andern auf Einem Felde zusammenzuarbeiten und daß es ihm nach der Ankunft der tüchtigen Missionare Walther und Pressier in Trankebar nicht mehr wohl war. So verließ er denn im Februar 1726 die Muttergemeinde, um eine Missionsreise nach den nordwärts gelegenen englischen und holländischen Gebieten und von dort aus in die heidnischen Reiche zu machen. Es geschah nicht

in vollem Einvernehmen mit den Collegen, die auch über die Dauer und die etwaigen letzten Ziele der Reise im Unklaren blieben. Sein mit einiger Selbstgefälligkeit abgefaßter Bericht zeigt ihn uns dann in unermüdlicher Thätigkeit zuerst in Cudelûr und darauf in Madras und der Umgebung dieser Stadt. Es muß anerkannt werden, daß er sich nicht schonte und keine Anstrengung noch Gefahr scheute, wenn er nur den Heiden predigen konnte. So zog er bis zum Juli umher und hatte nach seinen Angaben vor, damals nach Trankebar zurückzukehren. Aber nun kamen Schiffe mit Briefen aus Europa, welche in ihm den Gedanken weckten, in Madras nach dem Vorgange Gründlers eine Schule anzulegen. Der englische Gouverneur gieng darauf ein und versprach ihm alle Hülfe, und von da an war Schultze entschlossen, denn er glaubte, Gottes Finger zu erkennen. So schnell als möglich eilte er nach Trankebar zurück, um sich mit den dortigen Missionaren zu besprechen, fand aber bei ihnen, die das Nutzlose solcher bloser Heidenschulen erkannt hatten, wenig Geneigtheit, auf die von ihm beabsichtigte Neugründung einzugehen. Das entfremdete ihnen sein Gemüth vollends. Nur drei Tage litt es ihn in Trankebar, dann enteilte er wieder nordwärts, oder wie er selbst schreibt: „ich gieng fort und also durch". Mit der ganzen ihm eignen Thatkraft stürzte er sich in die Arbeit. Am 1. Sept. 1726 war er in Madras wieder angelangt und schon am 5. las man an den vier Thoren der schwarzen Stadt einen Anschlag von ihm in tamulischer Sprache, dahin lautend, daß er gesonnen sei, für die Kinder der Heiden eine Schule anzulegen. Wirklich meldeten sich einige, so daß er am 14. Sept. mit zwölf Kindern beginnen konnte. Damit meinte er ein Großes erreicht zu haben, fortwährend in starker Selbsttäuschung befangen. Und doch war das Verfahren, welches er hier einschlug, noch bedenklicher als das bisherige in Trankebar. Wir sehen dies aus seiner Berichterstattung, die er ganz unbefangen etwas später an Francke einsandte. „Mit meiner angerichteten Schule — heißt es da — geht es von Tage zu Tage weiter, es befinden sich bereits 60 Kinder darin. Sie sind zwar alle noch Heiden, allein ich suche ihnen auf alle Weise mit dem Worte Gottes anzukommen. Indem aber die Leute allhier schlauer sind als in Trankebar, so habe müssen auf eine neue Methode bedacht sein, ihnen die Lehre des Christenthums beizubringen. Dieselbe ist diese. Die Heiden lieben sehr die englische Sprache, weil sie mit derselben besser handeln und wandeln können, und an diesem Orte unter den Engländern mehr und nützlicher ihr Gewerbe treiben mögen. Dieses wußte ich, darum ich ihren Kindern diese Sprache zu lehren vorgab. Meine einzige Absicht ist aber, ihnen

mit der englischen Sprache das Christenthum beizubringen. Ich lehre sie englische Wörter und mache Phrasen daraus, und damit sie alle es mit dem Verstande fassen, was ich ihnen sage, so richte ich mich nach ihrer Faßlichkeit, so daß es den Namen hat, ich docire die englische Sprache, allein wenn ein Kluger es mit anhörte, so würde er sagen müssen, es wäre eine Katechisation über die Bibel. Ich bin herzlich froh, daß ich nur Gelegenheit finde, Gottes Wort zu verkündigen." Doch die Heiden waren noch schlauer als der sich schlau dünkende Missionar, wie dieser bald erfuhr. „Die Kinder meinen das Englische zu fassen — berichtet er in seinem Tagebuche — und lernen mit drei bis vier Mal rezitirten Worten vorher in ihrer Muttersprache die christliche Lehre. Allein dies ward schon den 30. Januar 1727 von einem fremden Schulmeister verrathen. Derselbe hatte sich angegeben, auch mit seiner Schule unter mir zu stehen, und seine Kinder kamen alle Tage mit den andern in die Katechisation. Da er aber angehalten ward, in der sonntäglichen Versammlung mit zu erscheinen und ich eine bewegliche Predigt von Christo gehalten und gezeigt, wie außer ihm Keiner könne selig werden: wird der Heide böse und sagt zu Andern: der Missionarius redet nichts als von einem andern Gotte, Jesus Christus, und scheint, er will uns denselben aufdringen, gerade als wenn wir nicht schon Götter genug hätten, daß wir fremder Leute Götter auch anbeten sollten. Eben dieser gehet in der Stadt herum und sagt es den Eltern der Schulkinder, sie möchten ihre Kinder nicht lassen bei mir englisch lernen, denn es stecke etwas Andres darunter." Seine Kinder weigerten sich sogleich, ferner zu kommen, aus Furcht, man würde sie taufen, und in Kurzem verliefen sich auch die meisten andern. Das so schlau angelegte Schmuggelsystem schlug vollständig fehl; das Schulhalten in der bezeichneten Weise stellte sich auch hier als etwas Nutzloses heraus. Es förderte die Mission nicht, verwickelte vielmehr Schultze in neue Verkehrtheiten. Madras nämlich liegt an der Nordgränze des Tamulenlandes. Es gab daher dort schon eine ziemlich starke Bevölkerung, welche das Warugische oder die Telugusprache redete. Derartige Kinder kamen in Schultzes Schule und das veranlaßte ihn, sich an die Erlernung ihrer Sprache zu machen, eine Arbeit, die ihm nicht schwerer zu sein schien, als wenn ein Deutscher Dänisch lerne. Aber kaum hatte er sich mit den Anfangsgründen der Sprache bekannt gemacht, so überfiel ihn wieder die uns schon bekannte Uebersetzungsleidenschaft. Am 14. Sept. war die Schule eröffnet, am 16. Oct. hatte er seine neuen Sprachstudien begonnen und schon am 14. Dec. fieng er an den Katechismus zu übersetzen. Predigen konnte er in der Telugusprache noch

nicht, traute sich aber doch zu, mit Hülfe eines eingebornen Heiden die Schrift in sie zu übersetzen. Den Hauptinhalt seines Tagebuches bilden von da an Angaben darüber, wieweit er mit dem Uebersetzen gekommen, während die Berichte über Predigtreisen seltener werden. Am 3. Nov. 1727 hatte er das neue Testament übersetzt, aber es war noch kein Heide getauft. Erst am Schlusse des nächsten Jahres konnte er berichten, daß er 17 Personen getauft habe und 27 Katechumenen vorbereite.

In diesem unzeitigen und ungeschickten Uebersetzen fuhr er, wie seine immer dürftiger werdenden Tagebücher erkennen lassen, fort, auch als er wieder allein auf dem Posten stand. Anfänglich nämlich hatte er eine Hülfe erhalten. Auch in Kopenhagen war man mit Schultzes eigenwilligem Verfahren, das ihn dauernd nach Madras geführt hatte, nicht zufrieden und sprach ihm das aus. Darin sah er eine undankbare Abberufung, und da die englische Gesellschaft, die ja schon länger die lutherische Mission unterstützte, ihm kurz vorher versprochen hatte, für seinen Unterhalt in der englischen Kolonie zu sorgen, trat er 1728 ganz in ihre Dienste. Sie wandte sich nun mit der Bitte um weitere Arbeiter nach Halle, und von hier entsandte man den trefflichen Johann Anton Sartorius und zwei Jahre später Johann Ernst Geister, der sich allerdings nachher nicht so bewährte, wie man gehofft hatte. Sartorius, der 1730 nach Madras kam, arbeitete sich sehr schnell in die Verhältnisse ein; das Tamulische sprach er bald gleich einem Brahmanen. Von 1732 an wirkten somit auf der neuen Station drei europäische Missionare. Dennoch gieng es nicht so recht vorwärts, weil es am vollen Zusammenwirken fehlte. Schultze störte auch hier. In England ward deshalb beschlossen, ihn zur Gründung einer neuen Station nach Cudelûr zu versetzen. Aber Schultze hielt sich nicht mehr für rüstig genug, um ein neues Werk zu beginnen, meinte auch, er sei wegen seiner Kenntnis des Telugu in Madras nöthiger. So blieb er denn an seinem Platze, während Sartorius und Geister im August 1737 nach Cudelûr abgiengen, wo der erstere leider schon im Mai des nächsten Jahres starb. Wenige Jahre nach diesem wirklich schweren Verluste sprach auch Schultze, der sich gänzlich erschöpft fühlte, das dringende Verlangen aus, abberufen zu werden und man erfüllte seinen Wunsch. Er verließ Indien im Herbste 1742, nachdem er dort 22 Jahre gewirkt hatte, zwar unermüdlich, aber doch ohne den Erfolg, den das Werk durch ihn hätte haben können, wenn er bescheidener, selbstverleugnender und fügsamer gewesen wäre.

Nun war die Frage: wer sollte an seine Stelle treten? Schultze hatte sich an die Missionare in Trankebar gewandt und diese er-

wählten einstimmig, vorbehaltlich der Genehmigung der englischen Gesellschaft, Johann Philipp Fabricius, der seit 2 Jahren unter ihnen weilte. Es war eine glückliche Wahl; sie hatten gerade den für Madras passenden, ja nothwendigen Mann getroffen. Wir haben ihn schon als den sprachgewandten Uebersetzer kennen gelernt, der durch gewissenhafte und besonnene Verwerthung dieser Gabe sich um die gesammte lutherische Mission in Ostindien große und bleibende Verdienste erwarb. Was ihn aber für Madras so besonders geeignet machte, war seine unverdrossene, auch das Kleinste nicht für gleichgültig haltende Berufstreue, seine alle Schwierigkeiten überdauernde Zähigkeit, seine mit der größten Einfalt und Demuth verbundene Entschiedenheit. Als er die gegen 300 Seelen starke Gemeinde übernahm, fand er sie sehr verwahrlost, und durch die äußern Verhältnisse in Indien begann nun für sie eine Zeit, die wahrlich für Ausbau und Vertiefung nicht günstig war. Keine der Stationen hatte unter den unaufhörlichen Kriegen der nächsten dreißig Jahre so viel zu leiden, als eben Madras, wo zu Zeiten fast die Spuren der Gemeinde vertilgt waren. Wenn die evangelische Gemeinde dennoch alle diese Stürme überdauerte und nach dem Austoben derselben gefestigter dastand, so war dies vorzüglich das Verdienst des treuen Fabricius.

In engster Verbindung mit Madras stand die von hier abgezweigte Mission in der gleichfalls englischen Kolonie Cudelûr. Was die äußeren störenden Verhältnisse betrifft, so waren diese bei beiden Plätzen ziemlich die gleichen; auch Cudelûr litt sehr unter den Kriegsunruhen. Aber sie bildeten nicht das einzige Hindernis, das dem Fortgange des Werkes auf der neuen Station im Wege stand. Ein noch größeres lag in dem Charakter der zuerst dort wirkenden Missionare. Leider war der treffliche Sartorius schon wenige Monate nach seiner Ankunft gestorben, und der nun allein bleibende Geister war durchaus nicht der Mann, um eine tüchtigere Grundlage zu legen. Es wäre besser gewesen, wenn man ihn überhaupt niemals ausgesandt hätte; er hat den auf seine Hülfe angewiesenen Brüdern viel Verdruß gemacht und an den Stätten seiner Wirksamkeit manchen Schaden angerichtet. Es fehlte ihm an Demuth und verträglichem Sinne, an wahrer Liebe zu den Heiden und selbstentsagender Hingebung an das ihm befohlene Werk. Nach dem Tode seines ersten Mitarbeiters bat er um Hülfe und erhielt diese in dem Schweden Johann Zacharias Kiernander, der 1740 in Cudelûr eintraf. Aber auch mit diesem war der Sache nicht viel geholfen. Kiernander war ein ziemlich schwacher Mann, der sich zuerst von dem herrschsüchtigen Geister zu sehr beeinflussen ließ und

später einem weltförmigen Leben sich hingab, wie es für einen Missionar am wenigsten geziemend ist. Er gerieth durch die Verwandten seiner Frau in gewinnreiche Handelsgeschäfte, eine Verstrickung, der er sich trotz vielfältiger Ermahnungen nie mehr ganz zu entwinden vermochte. Auch seine Thätigkeit war keine tief eingreifende. Wenn in Cudelûr nach Ablauf der ersten zwölf Jahre doch schon eine Gemeinde von über 500 Seelen bestand, so war dies vorzüglich der zweijährigen Wirksamkeit Johann Christian Breithaupts zu verdanken, der hier von 1747—1749 blieb, weil die ihm zugewiesene Station Madras damals von den Franzosen besetzt war. Geister, der 1743 nach Schultzes Abgang nach Madras versetzt war, kehrte zwar, einem Befehle der englischen Gesellschaft folgend, 1746 noch einmal von Madras nach Cudelûr zurück, aber zum Glücke nur auf einige Wochen. Das Fehlschlagen eines neuen thörichten, ja ungerechten Gedankens hatte ihm den Missionsdienst überhaupt verleidet. Er ging nach Batavia und verschwand damit aus der lutherischen Missionsgeschichte, nachdem er genug, und nicht zu seinen Gunsten, von sich reden gemacht hatte.

Jenes letzte Vorhaben, mit welchem Geister scheiterte, hätte der kaum begonnenen Arbeit der lutherischen Kirche in den englischen Kolonien gleich wieder ein Ende gemacht. Es war ein warnendes Vorspiel späterer Kämpfe. Geister nämlich und Kiernander machten von Cudelûr aus der englischen Gesellschaft das Anerbieten, auf diesen beiden Stationen den englischen Katechismus einzuführen. Sie hatten durchaus keine triftige Veranlassung hierzu, denn die Gesellschaft hatte sie als lutherische Missionare berufen und stand in keinem weiteren Verhältnisse zu ihnen, als daß sie für ihren Unterhalt zu sorgen versprochen hatte. Noch weniger hatten sie hierzu ein Recht, denn sie waren ausgesendet als Diener der lutherischen Kirche, auf deren Bekenntnis sie sich verpflichtet hatten. Es trieb sie nichts als ein unberechtigtes Belieben und sie konnten für ihr Verfahren keine andere Entschuldigung angeben als den verkehrten Satz, daß das kirchliche Bekenntnis in einem Lande sich nach den staatlichen Herrschern zu richten habe. Daß man in England auf den unerwarteten Vorschlag der beiden Missionare eingieng und sie nun beauftragte, ihn auszuführen, ist begreiflich. Aber es war auch ebenso natürlich, daß Fabricius den allerentschiedensten Widerspruch entgegensetzte, als Geister 1745 mit der Einführung des englischen Katechismus in Madras vorgieng, einen Widerspruch, den er bis zur Versagung der Tischgemeinschaft durchführte, wie daß Gotthilf August Francke sich auf das Bestimmteste gegen diese Confessionsmengerei erklärte und den Entschluß aussprach, der Mission auf den englischen

Stationen jegliche Unterstützung zu entziehen, wenn die Willkür jener beiden Missionare dort als berechtigt anerkannt würde. Doch schon ehe die Erklärung des eigentlichen Leiters der Mission in Deutschland nach Indien kam, war hier der Zwist beseitigt, indem Geister von England aus ohne Zusammenhang mit diesem Streite die Weisung erhielt, nach Cudelûr zu gehen, wo er, wie schon berichtet, dann nur einige Wochen blieb. Eine grundsätzliche Entscheidung über die ganze Frage erfolgte damals nicht. Die englische Gesellschaft, in welcher religiöse Gleichgültigkeit zunahm, fuhr fort, in Halle um lutherische Missionare zu bitten, welche dann fast durchgängig in Wernigerode ordinirt wurden und gab damit thatsächlich kund, daß sie die Arbeit der lutherischen Kirche in den englischen Kolonien anerkenne. Das Recht der Kirche blieb vorläufig noch ungekränkt.

Ebenso stellten sich die Missionare, wo die Aufforderung zur Arbeit auf holländischen Plätzen an sie herantrat. Die lutherischen Christen in Holland selbst und in den Kolonien hatten vom Anfange der Mission an dieser große Aufmerksamkeit zugewandt und die Missionare unterhielten eine ziemlich lebhafte Verbindung mit den Missionsfreunden in allen diesen Gebieten. Auch die holländischen Kolonialbehörden zeigten für ihr Werk Theilnahme und erwiesen ihm manche Vergünstigung. Mit Bewilligung der Gouverneure giengen mehrere der Missionare auf kurze Zeit nach Ceylon, um die dortigen Lutheraner kirchlich zu bedienen und suchten bei dieser Gelegenheit auch mehr Sinn für die Mission zu wecken. So reisten denn auch 1741 Obuch und Wiedebrock nach dem Trankebar benachbarten Negapatam, um zu sehen, ob sich dort nicht eine lutherische Mission gründen lasse. Damals fanden sie den Boden dort nicht bereitet für eine Gemeindegründung, als aber 1758 Kohlhof und Schwarz den Besuch wiederholten, konnte man einen Anfang machen, durch den im nächsten Jahre sogar die Erbauung einer eignen kleinen Kirche nöthig ward. Zu fröhlicherem Gedeihen kam diese Station freilich erst, als 1783 der aus Cudelûr vertriebenen Gericke sie in Pflege nahm und fünf Jahre lang an ihr arbeitete.

Alle die letztgenannten Neugründungen, zu denen noch Kiernanders Versuch in Bengalen zu rechnen ist, wo er von 1759 an mit anfangs wenigstens scheinbarem Erfolge arbeitete, hatten in Kolonialgebieten Statt gefunden. Auch der auf die Nikobaren gerichtete Versuch ward erst gemacht, als 1755 Dänemark diese Inseln in Besitz nahm. Schon 1739 hatte man gehört, daß die Bewohner dieser Inseln christliche Lehrer begehrten, konnte aber da-

mals noch nicht daran denken, solchem Wunsche nachzukommen. Nach der Besitznahme folgte der tüchtige Poltzenhagen dem von der Regierung an ihn ergangenen Ruf, erlag aber schon nach einigen Monaten dem Fieber. Die Bemühung der lutherischen Mission um diese Inseln mislang ebenso wie etwa zehn Jahre darnach die der Herrnhuter.

Der Hauptwunsch der Missionare blieb natürlicher Weise immer, in die eigentlich heidnischen Reiche der Umgegend eindringen und in ihnen Stationen für europäische Arbeiter gründen zu können. Daß sie dort schon ziemlich zahlreiche Gemeinden hatten, wissen wir, ebenso aber auch, daß die Pflege, welche diesen durch eingeborne Lehrer und Landprediger zu Theil ward, durchaus nicht genügte. Aber hier hatten sie sich sehr in Geduld zu üben. Es schien, als würde ihnen die Thüre verschlossen bleiben. Vorläufig mußten sie sich damit zufrieden geben, daß einzelnen von ihnen von Zeit zu Zeit gestattet ward, die Gemeinden jenseits der Grenzen zu besuchen. Endlich nach mehr denn fünfzigjährigem Harren erwuchs ihnen aus eben diesen Besuchen ohne ihr weiteres Zuthun die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches.

Im Jahre 1750 war Christian Friedrich Schwarz aus Sonnenburg in der Neumark in Indien angekommen, ein Mann, der allezeit unter den ersten zu nennen sein wird, wenn man tüchtige lutherische Missionare aufführt. Er hatte in Trankebar sich in das Missionswesen eingelebt und durch seine Tüchtigkeit wie durch seinen Charakter sich die Achtung und das Vertrauen seiner Mitarbeiter erworben. Sehr bald übertrug man ihm die besondere Fürsorge für die wichtigsten Landkreise und die Aufsicht über sie. Das führte ihn oft über die Grenzen und er ging gern diese Wege. Am liebsten hätte er sich ganz unter diesen Christen niedergelassen und von da aus die Gemeinden erweitert. Aber auch er mußte sich bescheiden und Francke bestärkte ihn in diesem Entschlusse; „es komme Knechten Gottes nicht zu, mit Gewalt in Länder einzudringen, deren Obrigkeit ihnen das Betreten untersage. Ohne näheren und ausdrücklichen Beruf habe man sich in eine deutlich vorausgesehene Gefahr nicht hineinzustürzen." Die Erlaubnis für die Missionare, die Grenzen ungefährdet zu überschreiten, ward erst häufiger, als es an den Höfen der indischen Fürsten kleine europäische Truppenkörper gab, deren Befehlshaber für sich und ihre Untergebenen solche Besuche wünschten. So war es hier zwar nicht die Kolonisation, die der Mission den Weg bereitete, wohl aber der Einfluß der europäischen Culturstaaten. Die Mission eilte diesem nicht vorauf, sondern folgte ihm an die Orte, wo er sich

geltend machte. Die Gewalt der Finsternis hatte sich die staatliche Macht unterworfen und zu ihrem Schutze verwendet; diese mußte also erst durch eine größere staatliche Macht gebrochen werden, ehe das Licht durch freie Verkündigung des Evangeliums aufleuchten konnte. Und das geschah allmählich durch die europäischen Völker, die ihre größere Kraft lediglich dem Christenthume verdankten, unter dessen Einfluß sie sich entwickelt hatten.

In Tandschur gab es eine kleine Anzahl europäischer Soldaten unter dem in Hamburg geborenen Hauptmann Johann Wilhelm Berg. Dieser setzte es durch, daß einem Missionare öfter gestattet ward, nach der Hauptstadt, wo sonst Radschanaiken wirkte, zu reisen und dort die europäischen Christen zu bedienen. Auf diese Weise kam Schwarz 1759 zum ersten Male mit Zeglin und Diogo nach Tandschur. Wichtiger war es, daß er bald darnach noch weiter vordringen konnte bis nach Tritschinopoli. Diese Stadt, ein Platz von einer halben Million Einwohner, war nicht nur einer der bedeutendsten Verkehrsorte, sondern auch ein Hauptsitz des Heidenthums in Südindien. Die hart dabei liegende berühmte Tempelstadt Sirengam ward alljährlich von zahllosen Pilgerschwärmen besucht. In Tritschinopoli selbst residirte der Nabob, der Beherrscher des Landes, der sich aber wieder dem kriegstüchtigen muhamedanischen Eroberer Muhamed Ali hatte unterwerfen müssen. Dieser legte eine englische Besatzung in die Stadt und sie war die Veranlassung, daß nun auch europäische Missionare hierher berufen wurden. Als Schwarz und Klein im Mai 1762 wieder nach Tandschur gekommen waren, erhielten sie auf die Bitten weniger eingeborner Christen in Tritschinopoli durch den englischen Commandanten Major Preston die Einladung, auch dorthin sich zu begeben, und sie folgten diesem Rufe, wie sie meinten zu einem Besuche von wenigen Tagen. Aber Gottes Rath hatte es anders beschlossen. Nun sollte auch für diese Burg des Heidenthums die Zeit kommen, wo die Botschaft vom Heile in sie Eingang fände. Als sie sich schon zur Rückkehr rüsteten, erbot sich der englische Kriegscommissär Newton, auf seine Kosten ein Bethaus zu bauen, und aus der Mitte der dortigen Christen kamen Stimmen an sie, welche aufrichtiges Heilsdürfnis bekundeten und nach Befriedigung desselben verlangten. So entschloß sich denn Schwarz, „noch ein wenig zu bleiben", während Klein zurückkehrte. Daran aber, daß dies eine neue, von Trankebar stets zu besetzende Station werden sollte, ward auch damals noch nicht gedacht.

Schwarz begann sogleich eine eingreifende Wirksamkeit und gewann sich dabei besonders die Zuneigung der englischen Beamten,

so daß sie erklärten, sie würden ihn gar nicht wieder fortlassen. Doch auch ohne dies verzögerte sich der Zeitpunct der von ihm selbst gewünschten Rückkehr, indem immer neue Aufgaben an ihn herantraten, denen er glaubte, sich nicht entziehen zu dürfen. Im Januar 1763 hatte er gehofft, die Freunde in Trankebar, welche er sehr vermißte, wieder begrüßen zu können, aber eben um diese Zeit mußte er sich noch mehr von ihnen entfernen, indem er nach dem 12 deutsche Meilen weiter ins Land hinein gelegenen Karûr, wo ebenfalls eine englische Besatzung stand, gerufen ward. Hier richtete er für die Soldaten einen englischen Lesegottesdienst ein, und das hatte zur Folge, daß er nach seiner Rückkehr in Tritschinopoli das Gleiche thun mußte. Daraus erwuchs ihm eine neue Arbeit, indem er nun in drei Sprachen, der tamulischen, portugiesischen und englischen zu lehren hatte. Aber Schwarz kannte keine Selbstschonung; an sich dachte er stets zuletzt, obgleich er einen schwächlichen Körper hatte, der wohl der zeitweiligen Ruhe und Erholung bedürftig war. Nach Verlauf eines Jahres meldete er sich abermals in Trankebar an und wirklich traf er im Januar 1764 bei den dortigen Freunden ein. Aber kaum war er angekommen, so rief ihn ein dringendes Bittschreiben, zunächst eines Kranken, nach Tritschinopoli zurück. Es schien Gottes Wille zu sein, daß er fortan dort, von wo er auch die Gemeinde in dem 8 deutsche Meilen entfernten Tandschur beaufsichtigen konnte, wirken solle, und er entzog sich der Weisung nicht. Die Geschichte der werdenden Gemeinden in diesen beiden Städten ist für die nächsten dreißig Jahre auf das Engste mit dem Leben dieses großen Missionars, welches uns ganz kürzlich Germann auf Grund genauer Quellenstudien wieder geschildert hat, verknüpft.

Schwarz hatte es als ein dringendes Bedürfnis erkannt, daß in Tritschinopoli für die stets wachsende Gemeinde ein geräumiges Gotteshaus gebaut würde. Er sammelte daher für diesen Zweck, dem die Engländer sehr zustimmten, und begann den Bau, als die Erlaubnis des Nabobs erwirkt war. Am 18. Mai 1766 konnte er die neue Kirche einweihen. Daneben ordnete er das Schulwesen und unterwies die Katecheten, die er als brauchbar erkannte, für den Dienst an der Gemeinde und für die Predigt unter den Heiden. Er selbst legte sich, um unter den herrschenden Muhamedanern wirken zu können, noch die Mühe auf, das Hindostani, die Umgangssprache derselben, und die persische Hof- und Schriftsprache zu lernen. So stand er in vollster Arbeit in Tritschinopoli, wo eine lebenskräftige, viel verheißende Station entstanden war, und doch war noch nicht einmal entschieden, ob er nach dem Willen derer,

die ihn ausgesandt hatten, dort wirken dürfe. Es war eine für ihn wie für die trankebarer Brüder, ja für die lutherische Mission in Indien überhaupt, wichtige Frage, die hier zur Entscheidung kommen mußte.

Schwarz, der sich dessen bewußt war, die Arbeit in Tritschinopoli nicht selbstwillig gesucht zu haben, wollte auch auf diesem Posten noch dänischer Missionar bleiben und wünschte, daß er zu Zeiten von Trankebar aus möchte abgelöst werden. Die andern Missionare erklärten sich auch mit seinem Thun einverstanden, obwohl sie ihn in Trankebar entbehrten; sie sahen, daß Gottes Finger ihn nach Tritschinopoli wies und daß er Recht habe, wenn er erklärte, auch Tandschur erfordere eigentlich einen besonderen Missionar. Nur Einer von ihnen, der Däne Maderup, stimmte dem nicht ganz zu und zwar wie man Grund hat, anzunehmen aus nationaler Beschränktheit. Es scheint ihm unlieb gewesen zu sein, daß ein von Dänemark aus Angestellter auf einem nichtdänischen Gebiete wirkte. Diese Anschauung gewann auch Eingang bei dem Missionscollegium in Kopenhagen, welches schon etwas darüber verstimmt war, daß Schwarz sich solange von Trankebar fern gehalten hatte, ohne ausdrücklich um Ermächtigung dazu gebeten zu haben. Und selbst bei Francke stiegen Bedenklichkeiten auf, vorzüglich wegen der kirchlichen Stellung zu den Engländern. So wurden Schwarz auf einmal von den verschiedensten Seiten Vorstellungen gemacht; er ward zur Vorsicht ermahnt; eine Zurückberufung nach Trankebar, die ihm selbst ganz lieb gewesen wäre, wenn man nur für Tritschinopoli gesorgt hätte, schien nahe. Da auf einmal trat eine neue, von keinem der Betheiligten vorausgesehene Wendung ein, indem 1767 der englische Gouverneur, vom Missionar Hüttemann in Cudelûr veranlaßt, ihn zum Garnisonprediger in Tritschinopoli mit einem festen Gehalte berief und damit kund gab, welchen Werth er auf seine Wirksamkeit legte. Francke war freilich hiermit noch weniger zufrieden, indem er mit Recht in der Bedienung europäischer Gemeinden durch die Missionare eine Beeinträchtigung der Missionspredigt sah. Er warnte vor dieser Vermehrung der Arbeit ebensosehr wie vor der dabei drohenden „Religionsmengerei." In Kopenhagen dagegen gieng man auf den Plan ein und erleichterte die Ausführung. Man hatte nämlich schon ehe der Ruf des Gouverneurs an Schwarz ergieng, also wohl um überhaupt die Schwierigkeiten zu beseitigen, der englischen Gesellschaft eine Andeutung dahin gemacht, sie möchte Schwarz vom dänischen Dienst losbitten. Dies geschah in der That und die von Schwarz selbst nicht begehrte Entlassung ward in Kopenhagen ausgesprochen. Damit war freilich

die ganze Sache noch nicht abgeschlossen, die Verhandlungen zwischen den soweit von einander entfernten Puncten schwankten noch länger hin und her, besonders weil man in Kopenhagen aus einem Briefe von Schwarz ersah, daß er selbst, auch als Missionar in Tritschinopoli, gar zu gern in dänischen Diensten geblieben wäre. Das Ende aber war dann doch dies, daß die englische Gesellschaft ihn in ihre Dienste nahm, während das Collegium in Kopenhagen ihm den Rücktritt nach Trankebar allezeit offen behielt. Schon hierdurch ward, wie Germann richtig bemerkt, bezeugt, daß man ihn fortwährend als einen lutherischen Missionar ansah, und auch er selbst wollte mit aller Entschiedenheit dies sein und bleiben. Die englische Gesellschaft hatte sich ja zu nichts Weiterem verpflichtet, als dazu, ihm den Unterhalt zu geben. Waren nun schon in den englischen Kolonien Madras und Cudelür die neugegründeten Missionsgemeinden anerkanntermaßen Glieder der lutherischen Kirche, wievielmehr mußte dies von der Gemeinde in Tritschinopoli gelten, einer Stadt, in welcher die Engländer nur als Bundesgenossen und Beschützer des Fürsten ein Recht zu sein hatten! Dabei lag nur Ein Bedenkliches in dem Umstande, daß Schwarz auch jetzt noch englischer Garnisonprediger blieb, und als solcher sich genöthigt sah, die Garnisongemeinde mit dem Sacramente zu bedienen und dabei das allgemeine Gebetbuch der englischen Kirche zu benützen. Er hielt sich durch die geistliche Noth der ohne ihn verwaisten europäischen Gemeinde verpflichtet, jene Stellung beizubehalten und glaubte, das englische Rituale ganz im lutherischen Sinne deuten zu können und zu dürfen. Aber letzteres war jedenfalls unzulässig und die ganze Doppelstellung, abgesehen von dem oben schon hervorgehobenen Bedenken, dadurch unzuträglich, daß sie dieselbe Persönlichkeit zu amtlichen Dienstleistungen in verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften verband. Diese Unklarheit mußte mit der Zeit störend wirken. Schwarz handelte bei dem, was er that, nur nach reifster Ueberlegung und in ängstlicher Gewissenhaftigkeit, aber man kann sich auch fälschlicher Weise aus Dingen, die man für seine Pflicht hält, ohne daß sie es sind, ein Gewissen machen. Es ist richtiger, sich von den Normen leiten und binden zu lassen, welche in dem Bekenntnisse der Kirche und ihren darauf begründeten Ordnungen liegen, und im Uebrigen sich zu bescheiden, des gewiß, daß Gott für die wirklichen Bedürfnisse, die in seiner Kirche sich zeigen, schon Abhülfe schaffen wird.

Durch Schwarz, den Gottes Führungen nach Tritschinopoli gebracht hatten, war diese wichtige Stadt zu einer lutherischen Missionsstation gemacht worden. Jetzt war es auch allseitig entschieden,

daß es eine solche bleiben sollte. Der Gründer selbst zwar wirkte dort nicht mehr lange. Ihn wies 1772 der Gang der Geschichte für den Rest seines Lebens nach Tandschur, wo es nicht zu gründen, sondern zu befestigen galt. Doch das Lebensende dieses großen Missionars führt uns schon weit hinein in die Zeit des Verfalls der lutherischen Mission. Mit der Gründung der Station Tritschinopoli gewann diese im vorigen Jahrhundert ihre größte Ausdehnung, aber gerade um diese Zeit nahm ihre innere Kraft ab. Es begann eine Zeit des Rückganges und der Auflösung.

Dreizehnter Vortrag.

Das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts muß in der Geschichte unserer ostindischen Mission als eine Zeit des Verfalls bezeichnet werden, der bis zum fast völligen Untergange führte. Diese Thatsache könnte befremdlich erscheinen, wenn man an die zuletzt geschilderte Ausbreitung des Werkes und an die gesegnete Thätigkeit von Männern wie Schwarz und Fabricius denkt. Aber man hat auch nicht blos an einzelne Männer und ihre Erfolge zu denken, sondern muß noch ganz andere Bedingungen der Missionsarbeit in Rechnung ziehen. Thut man das in richtiger Weise, so wird man bald keinen Grund mehr finden, sich über jenen Verfall zu wundern, sondern wird ihn als einen nothwendigen erkennen.

Der Gang der Missionspredigt wird natürlich durch die äußern Verhältnisse der Völker, an welche sie sich wendet, bedingt. Da liegt der Gedanke nahe, daß die heftigen Kämpfe, in welche um die Mitte des Jahrhunderts und weit darüber hinaus die indischen Völker mit einander geriethen und in welche auch die um die Herrschaft ringenden Kolonialmächte sich mischten, den Verfall der Mission herbeigeführt hätten. Und doch ist dies nicht richtig. Einzelne Stationen litten, wie schon erwähnt ward, unter diesen Kriegen außerordentlich; aber fast zerstört erhoben sie sich doch immer wieder aus dem Schutte, wenn nur ein tüchtiger Missionar in die Arbeit eintrat. Die äußeren Stürme allein vermochten es nicht, die Mission bis zum Absterben zu knicken. Als der Verfall eintrat, zeigte er sich auch auf den Stationen, welche von außen her weniger beunruhigt waren, wie die der dänischen Gebiete.

Nachtheilige Wirkungen kann es sodann auf die Missionsarbeit ausüben, wenn verschiedene Confessionen oder Kirchengemeinschaften auf demselben Gebiete zusammentreffen. Der Streit, welcher in

solchem Falle leicht ausbricht, verbittert die Gemüther der Arbeiter, die den Frieden verkündigen sollen, verzehrt einen Theil ihrer Kräfte, und muß die Heiden, welche man gewinnen will, befremden und verwirren. Nun wissen wir, daß die lutherische Mission in Indien von Anfang an manche Kämpfe mit den Vertretern der römischen Kirche durchzufechten hatte, daß deren Eifersucht mit der Ausbreitung der evangelischen Kirche wuchs und daß sie Alles aufbot, um ihr die Wege zu verlegen. Aber wir finden nirgends, daß diese Feindschaft die lutherische Mission in ihrem Bestande habe ernstlich bedrohen oder auch ihrem Verfalle habe entgegenführen können. Das letztere ist auch von vorneherein unwahrscheinlich. Denn Kämpfe, indem sie zur Aufbietung aller Kräfte nöthigen, haben gerade etwas Belebendes und Stärkendes. Auch kirchliche Kämpfe, wenn sie nur mit den rechten Waffen geführt werden, können sogar ein gottgesandtes Mittel gegen inneren Verfall sein, indem sie zur Selbstbesinnung treiben und reinigen. So kommt denn auch bei der Frage nach den Ursachen des Verfalles unserer lutherischen Mission in Indien das Zusammenstoßen mit der Brüdergemeinde nicht in Betracht. Schon in Grönland hatte, wie wir wissen, ein solches Statt gefunden, und zwar nicht zum Besten der Mission. Ein ähnliches drohte in Trankebar. Im Juli 1760 kamen nämlich dort ganz unerwartet 14 Herrnhuter an und kauften alsbald vor der Stadt ein größeres Anwesen, in welches im nächsten Jahre noch 13 andere einzogen. Man war natürlich über diese neue Kolonie sehr erstaunt und fragte sich nach dem Zwecke der Ankömmlinge. Bald hörte man, die Herrnhuter seien vom dänischen Hofe berufen, um sich auf den Nikobaren niederzulassen. Auch sei ihnen eine Niederlassung in Trankebar mit weitgehenden Rechten gestattet. Sie dürften besonderen Gottesdienst für sich halten und unter den Heiden des Gebietes missioniren. Diese Erlaubnis mußte als eine ganz grundlose die Missionare sehr befremden. Für die Mission in dem kleinen Kolonialgebiet reichten ihre Kräfte vollkommen hin. Traten nun noch Andere neben ihnen in die Arbeit, so waren Reibungen und Störungen vorauszusehen. Von den Herrnhutern wußte man, daß sie es liebten, auch die ihnen zugänglichen Glieder der schon gesammelten Gemeinden an sich zu ziehen. So erklärten sich denn die Missionare, und gerade die tüchtigsten am Entschiedensten, gegen sie, versagten ihnen den Umgang und verlangten in Europa Abberufung derselben. Und hierin wurden sie auf das Kräftigste von Halle aus unterstützt, wo der alte Gegensatz des Pietismus gegen die Brüdergemeinde noch wach war. Francke that, was er nur konnte, die Herrnhuter aus Trankebar zu entfernen und den vereinten Anstrengungen

gelang das Gewünschte. Sie erhielten 1762 vom Könige den Befehl, binnen Jahresfrist Trankebar zu verlassen. Es stellte sich heraus, daß sie jene Erlaubnis, auch in Trankebar sich niederzulassen, ohne Mitwissen des Geheimen Raths vom Könige allein sich erwirkt hatten, und ihre Absicht dabei war, soweit man jetzt sehen kann, die gewesen, nach dem Absterben Franckes die Mission ganz in ihre Hand zu nehmen, da sie sonst doch verkümmern würde, ein Zweck, der jedenfalls die krummen Wege nicht rechtfertigt, auf denen er erreicht werden sollte.

Von großer Bedeutung für die Mission ist ferner die Persönlichkeit und der Charakter der Sendboten, welche sie treiben. Wir haben es durchgehends uns zur Pflicht gemacht, auch in dieser Beziehung die einfache und ungeschminkte Wahrheit zu zeigen und nichts zu bemänteln, nichts zu verschönern. Da sahen wir denn z. B., daß an den Schwierigkeiten, welche im Anfange das Werk drückten, Ziegenbalg nicht ganz ohne Schuld war, daß Schultze viel Verkehrtes anrichtete und der Mission durchaus nicht in dem Maße nützte, wie er nach seinen Gaben gekonnt hätte; daß Geister mit seinem Treiben ihr überhaupt mehr ein Schade als eine Förderung war. So hat es auch weiterhin nicht an Fehlern und Verirrungen der Missionare gefehlt, die der Sache mehr oder minder Nachtheil brachten. Hüttemanns letzte Zeiten waren nicht wie seine ersten. Eine starke Enttäuschung verleidete ihm das Missionswerk überhaupt und erfüllte ihn mit einem Mistrauen, ja Hasse gegen die Tamulen, welches seine ganze Thätigkeit lahm legte. Kiernander mußte schon als einer erwähnt werden, der den Verführungen zu weltlichen Geschäften und weltförmigem Leben keinen genügenden Widerstand leistete. Die Reue, zu welcher ihn Züchtigungen Gottes führten, gieng nicht tief; er fiel wieder in ein Leben, wie es Missionaren am wenigsten ansteht, zurück. Und leider ist ja sogar über die Ausgänge des ehrwürdigen Fabricius, der so lange als ein Stern unter den Missionaren geleuchtet und mit so vielem Segen gewirkt hatte, Ungünstiges zu berichten. Es war ein unglückliches Verhängnis, daß in Madras unter seinen Händen sich Gelder aufsammelten, welche theils der Mission gehörig wegen der Unruhen im Lande nicht gleich zu der ihnen gebührenden Verwendung kommen konnten, theils von Privatleuten ihm zur Aufbewahrung anvertraut waren. Niemand taugte für derartige Besorgungen und Geldgeschäfte weniger als der gutmüthige Fabricius. Er ließ sich verleiten, ohne genügende Sicherheit bedeutende Summen von jenem Gelde herzuleihen, die dann bald verloren waren. Diese bedauerliche Unvorsichtigkeit zog ihm nicht nur die übelste Nachrede und

auf lange hinaus die Abneigung mehrerer seiner Mitarbeiter zu, sondern brachte ihn durch das Drängen der Gläubiger sogar einige Male auf kürzere oder längere Frist ins Gefängnis. Kurz, sündliche Schwächen und mancherlei Verfehlungen zeigten sich auch bei den späteren Missionaren hier mehr dort minder und schadeten natürlich der Sache, die von jenen Männern vertreten ward. Aber den Verfall der Mission kann man auch ihnen nicht zuschreiben. Diese hätte trotz solcher Fehler einzelner ihrer Arbeiter fortblühen können, wenn nur die Wurzel, aus der sie hervorgewachsen war, gesund geblieben wäre.

Es ist ja überhaupt nöthig, wenn man das Zurücksinken einer geschichtlichen Erscheinung verstehen will, auf den Anfang derselben und ihren Lebensquell zu schauen. Nun sahen wir, daß es zu wirklicher Missionsthätigkeit in der lutherischen Kirche erst kam, als mit dem Pietismus neues frischeres Leben in ihr erwachte. Da ergriff man die durch die dänischen Kolonien gebotene Gelegenheit und Veranlassung, das Evangelium zu den Heiden zu bringen. Die Betheiligung der dänischen Kirche, welche das äußere Recht zur Heidenpredigt verlieh, war anfänglich nicht groß und ward auch weiterhin, selbst als der Pietismus in Dänemark Eingang gefunden hatte, nicht von Bedeutung. Wie wenig die staatskirchlich geknechtete Gemeinde dieses Landes in der Mission leistete, sieht man, wenn man auf die Gebiete einen Blick wirft, in welcher sie allein arbeitete. Für die ostindische Mission kam der eigentliche Nachdruck, die sie belebende Kraft, aus der deutschen Kirche. Diese stellte fast alle Arbeiter, aus ihr floßen die reichen Geldbeiträge, ohne welche die Mission gar nicht hätte bestehen können. Daneben betheiligte sich mit Geld auch die englische Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntnis.

In Deutschland war Halle der Vorort der missionirenden Gemeinde. Hier waren die meisten Missionare gebildet, von hier wurden sie erbeten und ausgewählt. Hier gingen die Gelder ein, von hier wurden die Nachrichten verbreitet, welche den Missionssinn stärken und mehren und die Verbindung zwischen den Arbeitern draußen und der heimischen Kirche erhalten sollten. Dies Hervortreten Halle's hatte zwar zu Anfang die orthodoxe Partei in einen gewissen Gegensatz zur Mission gebracht. Aber mit dem Unterliegen der Partei als solcher schwand auch dieser Gegensatz mehr und mehr, wenn schon Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Missionare noch länger hie und da auftauchten und zur Widerlegung aufforderten. So sah man sich 1730 zu Augsburg veranlaßt, dem doppelten nachtheiligen Gerüchte zu begegnen, daß es mit der Lehre

der Missionare nicht zum Besten stehe und daß die nach Halle geschickten Gelder nicht alle für die Mission zur Verwendung kämen, sondern zum Theil für die dortigen Anstalten aufgebraucht würden. Bald sammelten sich alle bessern Elemente der bisherigen orthodoxen Partei, soweit es die Mission galt und sie für diese Sinn hatten, um Halle und stärkten die Hände derer, welche von dort aus das Werk leiteten. Denn die eigentlichen Leiter waren in der That die hallischen Theologen. Das Missionscollegium in Kopenhagen stand allerdings an der Spitze des Ganzen; aber dies that nichts Wichtiges, ohne vorher in Halle Rath zu holen und der dort gegebne Rath war meistens der entscheidende. Und taugliche Sendboten hätte man gar nicht gefunden, wenn sie nicht von Halle geboten worden wären. Das Zusammenwirken geschah freilich auch weiterhin nicht in vollster Eintracht. Der schon im Anfange hervorgetretene nationale Gegensatz machte sich von Zeit zu Zeit immer wieder bemerklich. Es ist ja zu verstehen, daß man in Dänemark, wo einmal die oberste Missionsbehörde war, es übel empfand, so ganz an die deutsche Hülfe gebunden zu sein, daß man diese als etwas Drückendes fühlte und wiederholt den Versuch machte, auf eigenen Füßen zu stehen. Aber dies gieng nicht. Wollte man die Mission überall noch kräftig fortführen, so mußte man den Beistand annehmen, den Deutschland bot. Und da war es auf der andern Seite wieder nur natürlich, daß man in Halle einen maßgebenden Einfluß in Anspruch nahm. Die wirklichen Verhältnisse begründeten und vernothwendigten diesen Anspruch; er beruhte nicht auf blos nationaler Ueberhebung.

Die ersten zwanzig Jahre hindurch war es A. H. Francke, der zu Halle die Leitung der Mission in den Händen hatte. Mit hingebender Liebe und großer Umsicht unterzog er sich der ihm hiermit gestellten Aufgabe und die Mission spürte die wohlthätige Wirkung seiner Fürsorge. Es war noch die gute Zeit des die Herrschaft gewinnenden Pietismus, dessen Verirrungen auch gerade in Francke weniger zu Tage traten. Und Franckes Sohn, Gotthilf August, den der Vater schon in den letzten Jahren seines Lebens sehr an den Missionsgeschäften betheiligt hatte und der nach dem Tode des Vaters 1727 die Leitung derselben ganz übernahm und sie über 40 Jahre behielt, verfuhr mit noch größerer Umsicht. Für die Mission hat er, wie besonders durch Germann und Plath zur Anerkennung gebracht ist, noch mehr gethan, als sein großer Vater, dem er ja sonst in allgemeinkirchlicher Wirksamkeit nicht gleichkam. Die Missionare hiengen mit kindlicher Liebe an ihm und verehrten in ihm ihren geistlichen Vater; seine Berathung, die sie mit vollstem Vertrauen erbaten, war für sie maßgebend. Und auch in der Hei-

mat gewann die Mission immer mehr an Freunden durch die Art, wie er sie vertrat, wie er von ihr berichtete und sie empfahl.

Von Bedeutung für die Weckung des Missionssinnes scheint das Jubeljahr 1730 gewesen zu sein. Indem die heimische Christenheit sich des Segens erinnerte, der ihr aus der nunmehr schon zweihundertjährigen Predigt des reinen Evangeliums erwachsen war, fühlte sie sich auch an ihre Pflicht, dieses Evangelium in alle Welt zu verkündigen, ernstlich gemahnt. In lebendigster Weise zeigt dies das Beispiel Augsburgs. Hier traf man große Vorbereitungen zur Feier des Jubelfestes. Dahin gehörten auch Schriften, in denen man das christliche Volk und namentlich die Jugend über die Bedeutung des Festes zu unterweisen suchte, meistens in katechetischer Form. So erschien: „Augsburgischer wie auch anderer evangelischer Religion zugethaner Kinder Jubel-Religions- und Augen-Lust," und: „Katechetische Unterweisung von der Historie und Inhalt der augsburgischen Confession wie auch von christlicher Begehung unsers Jubelfestes." In der ersteren lesen wir: „wie wollen sich die Heiden mit Gott wiederum vereinigen? Nach ihrer elenden irrigen und verblendeten Vernunft durch Anbetung unzählig vieler Gottheiten und Ausübung allerhand äußerlicher auch ungereimter Werke, ohne den wahren dreieinigen Gott, ohne Glauben, ohne Wort Gottes, als wovon sie bishero nichts gewußt haben, doch aber nunmehro in vielen Theilen der Heidenschaft wissen können, nachdem Gott seit anno 1706 bis auf diese unsere Zeit evangelisch-dänische missionarios oder Prediger bis nach Trankebar in Ostindien hat senden lassen. Kommen diese zu ihrem Zweck? Soviel sich deren zu Christo bekehren lassen, sind gewonnen, wie denn schon zum Exempel 1023 Malabaren in die christliche Kirche durch die h. Taufe und das Wort Gottes aufgenommen, ohne was an andern Orten durch Gottes Segen dem Heidenthum entrissen worden." — Das andere Schriftchen verweist bei der Frage: „wie gedenkt man vor, in und nach unserem Jubelfest recht an seinen Nächsten?" auf Pauli Worte Gal. 6, 9: lasset uns Gutes thun u. s. w. und fährt dann fort: „Kannst Du mir nicht noch eine Stelle sagen, die sich hieher und auf unsere Zeit schicket? Eine gar angenehme. So sagt der Geist Gottes im Prediger Salomonis: laß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit. Theile aus unter sieben und achte, denn du weißest nicht, was für Unglück auf Erden kommen wird. Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab, denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird, und obs beides geriethe, so wäre es desto besser. Ei, Lieber, sage mir, wie kann ich mein Brod

bei dieser Zeit über das Wasser fahren lassen? Wann ich auch den armen Heiden in Ostindien, welche sich seit 24 Jahren durch unsere evangelischen Missionarios haben zu Jesu Christo, der Welt Heiland, bekehren lassen, meine Liebe beweise und also den Gliedern unserer augsburgischen Confession in solchen entfernten Landen Handreichung thue. Wird uns dann hierzu eine Gelegenheit gegeben? Eine sehr schöne durch unsere hochgebietende evangelische Obrigkeit, als welche nicht nur eine Sammlung für unser evangelisches Wesen allhier, sondern auch für die neugepflanzten evangelischen Gemeinden, so aus den Heiden in Ostindien gesammelt werden, dafür der Herr gelobt sei, beschlossen hat. Was hat es aber für eine Beschaffenheit mit diesen neugepflanzten Gemeinden aus den Heiden? Das kann ich jetzt nicht sagen. Ich höre aber, daß wir es nächstens erfahren sollen." — Diese Erwartung erfüllte sich, indem zur Vorbereitung auf das Fest noch eine dritte Schrift: „Kurze historische Nachricht von dem Bekehrungswerk der ostindischen Heiden" veröffentlicht ward, und in dem Prachtwerk: „Augsburgisches Jubelgedächtnis," welches die Erinnerung an das Fest lebendig erhalten sollte, zeigte eine der ersten Kupfertafeln ein „Bild der bei den Malabaren in Ostindien von den königlich dänischen Missionarien gepflanzten evangelischen Kirche", gezeichnet von Elias Riedinger. Die angekündigte Sammlung fand am 28. und 29. Juni statt, nachdem an den drei vorhergehenden Tagen für die evangelische Kirche in Augsburg gesammelt war, und ergab den reichen „leiblichen Segen" von 1100 Thalern.

Es ist zu vermuthen, daß auch an andern Orten bei Gelegenheit der Jubelfeier Aehnliches geschehen sei; hören wir doch, daß selbst aus Italien evangelische Kaufleute auf diese Veranlassung hin 600 Kaisergulden für die Mission einschickten. Doch fehlt es uns im Ganzen an genügenden Nachrichten hierüber. Ueberhaupt ist es sehr zu bedauern, daß wir über die Pflege der Missionssache in der Heimat aus jener Zeit verhältnismäßig so wenige zuverlässige und genaue Berichte haben. Es wird darnach schwer, von der Theilnahme, welche diese Sache des Reiches Gottes in der Gemeinde damals fand, sich ein richtiges und lebendiges Bild zu machen. Gewiß könnte für die Belebung dieses Bildes aus Pfarr- und Kirchenarchiven noch mancher Stoff zu Tage gefördert werden, eine dankenswerthe Arbeit, die man solchen, denen die Gelegenheit dazu geboten ist, wohl ans Herz legen möchte.

Nur in Etwas ersetzen diesen Mangel die Gabenverzeichnisse, welche man in den hallischen Missionsnachrichten findet. Dieselben gleichen nämlich nicht den jetzigen Quittungen, die in den Blättern

auch aller kirchlichen Vereine zu lesen sind, und die, man möge nun über ihre Nothwendigkeit als Empfangsbescheinigung sagen, was man wolle, sehr häufig im Dienst der Eitelkeit stehen. Jene Gabenverzeichnisse, mit denen der jüngere Francke 1729 in der 25. Continuation der Missionsnachrichten begann und die von der 49. Continuation an eine stehende Beilage zur Vorrede bildeten, wollten gar nicht alle Geber mit ihren Spenden namhaft machen. Vielmehr nur einzelne Beispiele wurden hervorgehoben, die Namen blieben weg und die Gaben wurden nicht ihrer selbst willen erwähnt, sondern wegen der Worte und Segenswünsche, von denen sie begleitet waren. Man sollte einen Einblick nicht sowohl in den Geldbeutel als in das Herz jener Missionsfreunde gewinnen. Der einzige Zweck dieser Mittheilungen war ein erbaulicher und dem entsprachen sie dann durchaus. Man könnte auch jetzt noch manche Stücke von ihnen zur Erbauung der Christen in Missionsblättern wieder abdrucken. Für uns aber haben sie noch den weitern Werth, daß sie wenigstens im Allgemeinen zeigen, wieweit Liebe zur Mission damals in der lutherischen Kirche verbreitet war und an welchen Orten ihr Feuer sonderlich brannte. Mustern wir nur einige dieser Beilagen durch, so sehen wir, daß aus allen evangelischen Theilen deutschen Landes die von lieblichen Worten begleiteten Gaben kamen. Und auch die lutherische Kirche der Nachbarländer betheiligte sich. Die Gaben führen uns, abgesehen von den skandinavischen Reichen, von Italien und Frankreich bis weit nach Rußland hinein. Alle Stände sind unter den Gebern vertreten und die Spenden erreichen oft eine beträchtliche Höhe. Nicht selten lesen wir, daß besondere Gedenktage des christlichen Lebens, wie z. B. die Feier des h. Abendmahls, die gern ergriffene Veranlassung gaben, für die Mission zu opfern. Diese war dem lebendigen Theile der Gemeinde zu einer Aufgabe geworden, an welcher mitzuarbeiten er für seine Pflicht erkannt hatte. Sie hatte die ihr gebührende Stellung im kirchlichen Leben gewonnen. Wo von diesem die Rede war, da mußte auch sie genannt werden, und nicht blos die hallischen Nachrichten dienten dazu, die Kenntnis von ihr zu verbreiten; auch die andern kirchlichen Blätter konnten nicht umhin sie zu berücksichtigen. Wie zu Anfang die Unschuldigen Nachrichten kurze Angaben über die Mission und ihre Fortschritte brachten, zuweilen mit rügenden Bemerkungen, so kamen später reichlichere Mittheilungen über sie z. B. in den zu Weimar erscheinenden Acta ecclesiastica oder Gesammelten Nachrichten von den neuesten Kirchen-Geschichten, und in Werken wie Walchs neuste Religionsgeschichte und der Fortsetzung von Mosheims vollständiger Kirchengeschichte des neuen Testa-

ments ward auch schon der lutherischen Mission ein bedeutender Raum vergönnt.

Aus dem Leben der heimischen Kirche und nur aus ihm war die Mission hervorgegangen; so lange jenes vorhanden war und sich regte, konnte sie, wenn schon unter vielen Hindernissen, fortschreiten, und war ein eigentlicher Verfall nicht möglich. Sowie aber das Leben in der Heimat schwand, mußte auch die Mission draußen verfallen. Selbst unter den günstigsten äußern Umständen hätte sie dann nicht mehr gedeihen und fortschreiten können. Als man anhob wie in den eben genannten wissenschaftlichen Werken, die am Anfange des letzten Viertels des Jahrhunderts erschienen, von ihrer Geschichte zu reden, da neigte diese sich schon abwärts, und wer sich des Zustandes der Kirche in jener Zeit erinnert, wird sich darüber nicht wundern.

Walch schreibt in seinem genannten Werke: „Schon seit dreißig Jahren, so lange der Verfasser dieses Aufsatzes mit dem Missionswerk in genauer Verbindung gestanden, hat er öfters den Rath theils in Schriften gelesen, theils von Freunden und Gönnern der Mission vernommen, daß die Missionarien suchen sollten, die Heiden erst zu Menschen und hernach zu Christen zu machen." Er weist diesen thörichten Gedanken zurück, indem er zeigt, worauf es bei der Mission zuerst und vor Allem ankommt. Dabei bemerkt er: „Obgleich die Erlösung, die durch Christum geschehen ist, dem natürlichen Menschen in allen Nationen ein Aergernis und eine Thorheit bleibt, so findet sich doch unter den indianischen Heiden fast weniger Widerspruch gegen diese geheimnisvolle Lehre, als unter den heutigen Christen in Europa. Manche werden alsdann erst recht aufmerksam, wenn ihnen dieses Evangelium ausführlich vorgetragen wird. Als die Missionarien an einem Orte, nachdem sie sich durch einen ausführlichen Vortrag aus der natürlichen Theologie und durch die Vorbereitungslehren der Offenbarung den Weg zu dem Vortrage des Evangelii gebahnt hatten, endlich diese Hauptlehre, wie der Sohn Gottes unsere Sünden gebüßet und uns mit Gott versöhnt habe, verkündigten, so rief ein Heide, der mit Bedacht zugehört hatte, aus: das ist die rechte Sache, nun wird Alles klar und deutlich, das hättet ihr zuerst sagen sollen."

Aber eben diese „rechte Sache" fieng an, in der Heimat nichts mehr zu gelten. Wie hätte man es sich da noch sollen angelegen sein lassen, die Botschaft von ihr zu den Heiden zu bringen?

Es ist bekannt, daß die neuere Bewegung des Unglaubens von England ausgieng, und so erkaltete denn die Theilnahme an der Mission in diesem Lande auch zuerst. Wir hörten, daß die englische

Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntnis mehrere der lutherischen Missionare in ihre Dienste nahm und die von ihnen in Indien gegründeten Stationen zu unterhalten versprach, wie wir überhaupt der Unterstützung aus England fast von Anfang an zu gedenken hatten. Aber hierbei ist zu bemerken, daß jene Unterstützung nur in Geld bestand, während auch in die englischen Kolonien Indiens kein Geistlicher der Staatskirche als Missionar hinausgieng. Dazu fehlte es in jener Kirche, aus der das Leben entfloh, an Missionstrieb. Und selbst die Beihülfe in Geld ward eine immer lahmere und dürftigere. Es ist sehr die Frage, ob nicht auch sie bald ganz aufgehört hätte, wenn nicht neben so manchen Mahnungen aus Indien der treue deutsche Hofprediger Ziegenhagen in London ein so unermüdlicher Vertreter und Fürsprecher der Mission und ihrer Bedürfnisse gewesen wäre. Was noch geschah, war vornehmlich ihm zu danken, denn über die Gesellschaft selbst urtheilte schon um 1760 ein mit den dortigen Verhältnissen und Personen bekannter Mann: „die meisten Glieder sind todte Leute, denen die Ausbreitung der Erkenntnis Christi wohl wenig am Herzen liegt. Von dem Missionswerk wissen die wenigsten etwas und wollen zum Theil nichts davon wissen."

Von England verbreitete sich der auf seinem Wege über Frankreich mit der Leichtfertigkeit und Frechheit in Bund getretene Unglaube als eine Alles zersetzende Macht auch über Deutschland und verdrängte mehr und mehr den aus dem Glauben gebornen Missionssinn. Die Leitung blieb in Halle noch in guten Händen, während im Missionscollegium in Kopenhagen sich auch schon Gleichgültigkeit und Kälte einschlich. Nach dem Tode des so verdienten G. A. Francke 1769 übernahm Johann Georg Knapp, der Director der Francke'schen Anstalten, auch die Führung der Missionsgeschäfte und nach dessen Ableben 1771 der Neffe Franckes, Gottlieb Anastasius Freilinghausen, Männer, denen die Mission Herzenssache war. Und auch die Gabenverzeichnisse gaben noch manches schöne Zeugnis von Freude an diesem Werke des Herrn. Aber es war doch lange nicht mehr das Feuer der ersten Liebe, welches brannte. Die ältern Missionsfreunde starben mehr und mehr ab, wie z. B. 1770 der Stadtpfarrer Busch zu Dinkelsbühl schrieb: „der Abgang einiger alter Wohlthäter, welche seit einigen Jahren bei uns zu ihrer Ruhe eingegangen sind, mag fürnehmlich die Ursache sein, daß diese unsere fünfundzwanzigste Liebescollecte um ein Merkliches geringer ist als die vorhergehenden." Neue Beförderer des Werkes traten nur in geringer Anzahl hinzu. Die, welche noch zur Mission hielten, überkam allmählich ein Gefühl der Vereinsam-

ung; sie empfanden, wie sehr der Heimat und den Volksgenossen das schon abgieng, was sie den Heiden in der Ferne bringen wollten. So begleitete ein Geistlicher aus Zweibrücken 1769 seine Gabe mit den Worten: „ein evangelischer Pfarrer, in einer Stadt zwar, der doch in der Wüste Johannis ist, sendet dem Herrn Missionario Gericke $2^1|_2$ Gulden rheinisch, mit dem Wunsch, daß die Christen aus den Heiden die hiesigen aus den alten zum Nacheifern in der Wahrheit, zur Gottseligkeit reizen mögen."

Ein Zeichen der allgemeinen Theilnahme an der Mission und ihren Fortschritten war bisher die große Verbreitung der hallischen Nachrichten gewesen. Auch damit ward es nach und nach anders. Es erhob sich gegen sie die Stimme der Kritik und zwar war es weniger die ganz unerträgliche Breite der Berichte, an der man Anstoß nahm, als im Grunde der christliche Inhalt. Um jenem Uebel abzuhelfen versuchte man von 1767 an eine knappere Zusammenfassung des Stoffes, die immerhin noch genug giebt; aber den Kritikern der andern Art konnte man nicht gerecht werden, ohne die Mission selbst zu schädigen. Wir bemerken, wie schon der ältere Knapp sich vergeblich abmühte, den Forderungen des Zeitgeistes in Etwas nachzugeben und doch dabei dem Wesen der Mission nichts zu vergeben. Er erklärte 1771: „ich muß selbst bekennen, daß die bisherigen einzelnen Stücke dieser Berichte besser hätten eingerichtet sein und interessanter hätten geschrieben werden können. Ich glaube aber, daß sowohl die Verfasser als die Herausgeber einigermaßen entschuldigt werden können." Und er fügte weiter entschuldigend hinzu, daß die Missionare sich nach den Begriffen der Leute, die sie vor sich hätten, möglichst richteten und nicht unterließen, durch die Wahrheiten der natürlichen Theologie sich den Weg zur Offenbarung zu bahnen, „ob sie gleich nicht nöthig gefunden haben dürften, zwischen den Lehren der natürlichen Theologie und den eigenthümlichen Lehren der Offenbarung allezeit und bei aller Gelegenheit einen solchen weiten Zwischenraum, absonderlich der Zeit nach zu setzen, wie man sichs wohl in der Speculation als nöthig vorstellen möchte." Aber auch diese Entschuldigungen verschafften den Missionsnachrichten keine Gnade in den Augen des aufkommenden Rationalismus, der z. B. in Nikolais allgemeiner deutscher Bibliothek sich schon zu wiederholten Malen ziemlich wegwerfend über sie geäußert hatte und 1777 die Missionare als Betrüger auf das Heftigste schmähte. Ein Recensent in der lemgoer Bibliothek griff die Mission selbst an und erklärte sie für ein unberechtigtes und unsinniges Unterfangen, indem die Vedas weit reinere, erhabenere und würdigere Begriffe von der Gottheit enthiel-

ten als die niedrigen, kindischen und unwürdigen Vorstellungen, welche die Christen mit ihrer Religion einsögen. Das in Europa hereinbrechende Heidenthum konnte natürlich keinen Gefallen an dem Kampfe finden, der im Namen Christi gegen das Heidenthum in Asien geführt ward. Gute Menschen solle man aus den Heiden zu machen suchen und das geschehe ohne die abergläubische Vorstellung von einer Versöhnung durch Christi Blut durch Verbesserung der Sitten, durch Bildung und Erziehung. Daher verlangte man von dieser Seite, die Missionare sollten sich mehr um die Wissenschaften kümmern und diese pflegen, was dann auch ihre Berichte anziehender machen würde und besonders sollten sie das Schulwesen in Indien zu heben suchen. Die Leiter der Mission in der Heimat wie ein Theil der Missionare draußen wußten sich denn auch diesem Andrängen nicht ganz zu entziehen; der Zeitgeist gewann selbst über sie einige Gewalt. Wie Freilinghausen so hielt auch Johann Ludwig Schulze, der 1785 die Leitung übernahm, treu und ehrlich zum evangelischen Bekenntnis; „Gott werde ihm Gnade und Kraft schenken, seinen Vorgängern in Lauterkeit des Sinnes und starkem Glauben ähnlich zu werden." Und Georg Christian Knapp, der jüngere dieses Namens, erklärte, als er 1799 an die Spitze trat: „ich schäme mich des freimüthigen Bekenntnisses nicht, daß ich über den Zweck der Missionen und über die Bestimmung eines christlichen Heidenlehrers ebenso denke, wie meine Vorgänger dachten. Ich halte es um so mehr für Pflicht, dies hier öffentlich zu sagen, da die jetzigen protestantischen Theologen Deutschlands sowohl hierüber, als auch über den ganzen Werth der Heidenmissionen sehr verschiedener Meinung sind. Wer Jesum für das hält, wofür er nach seiner eignen so deutlichen Erklärung von den Seinigen anerkannt sein will, der findet die kürzeste und genugthuendste Rechtfertigung aller Heidenmissionen in dem ausdrücklichen Auftrage, den er seinen Lehrjüngern kurz vor seinem Abschiede gab." Die Jünger hätten von ihm gepredigt, das Wort vom Kreuze Christi, von der durch Jesum Christum geschehenen Versöhnung sei der Gegenstand ihrer Lehre gewesen und so sei es auch bei den Missionaren. Das allein, erklärte er, wie 1775 ganz ähnlich auch Freilinghausen ausgesprochen hatte, sichere ihnen bleibenden Erfolg. „Denn bisher haben immer nur diejenigen Heidenlehrer, die eben darin dem Vorgange der Apostel folgten, daß sie sich angelegen sein ließen, diese Wahrheiten einfach und ungekünstelt aber mit Gefühl des Herzens ihren Zuhörern vorzutragen, wahren und bleibenden Segen gestiftet. Auch in unserm nun zu Ende eilenden Jahrhundert hat diese apostolische Methode an vielen tausend Heiden, die

auf ganz verschiedenen Stufen der Cultur standen, das ausgerichtet, was auf keinem andern Weg bei ihnen zu erreichen war. Denn dem Satze, daß die unverständigen und rohen Heiden erst verständige und gebildete Menschen werden müßten, ehe man sie zu Christen machen könne, widerspricht die Erfahrung aufs nachdrücklichste. Auch sind Beispiele aus der neuern Zeit vorhanden, daß die Missionarien, die es sehr redlich meinten und in ihrer Lehre mit der Bibel übereinstimmten, blos deswegen lange Zeit ganz vergeblich an den Heiden gearbeitet haben, weil sie von der Lehrart der Apostel abwichen, indem sie sich durch ein sehr scheinbares Räsonnement verleiten ließen, immer erst gewisse allgemeinere Wahrheiten der eigenthümlichen positiven Lehren des Christenthums zur Vorbereitung dazu voranzuschicken. Kaum hatten sie diese Methode, die jederzeit ohne Erfolg blieb, aufgegeben und die apostolische befolgt, so war Ohr und Herz der Heiden ihrem Unterrichte offen und nun kamen sie in einzelnen Monaten und Tagen weiter als vorher in ganzen Jahren". Dazu stimmte das Zeugnis auch damaliger Missionare, wie z. B. Pohle schrieb: „ich machte die Bemerkung, daß man mit den Heiden nicht nur von dem einigen wahren Gott reden müsse, sondern daß man sie besonders auf das menschliche Verderben, auf die Gnade Gottes und auf den Erlöser aufmerksam zu machen habe. Dies muß immer die Hauptsache in unsern Unterredungen mit ihnen sein. Ein Sünder muß um seine Seligkeit verlegen sein, sonst ist Alles umsonst, was man ihm sagt." Und der ehrwürdige Schwarz sprach auf dem Sterbebette zu dem ihm geistesverwandten Gericke: „grüßen Sie alle Brüder und sagen Sie ihnen, sie möchten alle immer auf die Hauptsache sehen."

Missionsdirectoren wie Missionare wußten also noch sehr wohl, worauf allein es bei dem Werke, das sie trieben, ankam. Und doch sehen wir, wie schon Freilinghausen dem Verlangen, die Missionare sollten auch die Wissenschaften fördern, nachzugeben geneigt war. Als Missionar Gerlach 1776 in Kopenhagen astronomische Instrumente und eine umständliche Anleitung zur Pilotage oder Steuerkunst geschenkt erhielt, bemerkte jener: „durch diese und dergleichen Aufmunterungen ist des Herrn Gerlachs Trieb, der Mission und dem Reich der Wissenschaften in der anzulegenden Schule nützlich zu sein, ungemein gestärkt worden." Und bei Schulze trat diese Neigung noch in viel höherem Maße hervor. Er kündigte an, die Missionare, die an der Naturgeschichte Geschmack fänden und darin wie in den mathematischen Wissenschaften und in der Botanik etwas gethan hätten, seien bereit, soviel als nur immer ihre Geschäfte und die in ihren Händen befindlichen Hülfsmittel gestatteten, zur Er-

weiterung der Kenntnisse in der Naturlehre und zum Vergnügen der europäischen Gelehrten das Ihrige beizutragen. Sie würden gern einschlägige Fragen entgegen nehmen und zu beantworten suchen, bäten aber dann auch, sie mit den neusten Entdeckungen in Europa, dem Sitze der Gelehrsamkeit, bekannt zu machen und ihnen die nöthigen Instrumente zu schicken. Und Schulze gab dies Versprechen nicht ohne Berechtigung, wenngleich Männer wie Schwarz und Fabricius ihn nicht dazu ermächtigt hatten. Unter den später ausgesandten Missionaren fanden sich solche, die neben der Missionspredigt besonders naturwissenschaftlichen Beobachtungen oblagen und sich einbildeten, damit etwas auch für die Mission recht Nützliches zu thun. Da begegnet man denn in den Missionsberichten einem, gelinde gesagt, auffälligen Aufsatze über die Elephanten oder einer seitenlangen Angabe über Thermometerbeobachtungen oder anderen Mittheilungen aus den verschiedenen Gebieten der Natur, die Schulze etwa Anlaß boten zu schreiben: „es ist zu hoffen, daß Freunde der Naturgeschichte in diesem neuen Stücke der Berichte ihre Erwartungen und Wünsche werden befriedigt finden." Vornehmlich die Missionare Rottler und John waren es, die sich mit Derartigem abgaben. Der letztere, den nach und nach acht gelehrte Gesellschaften zu ihrem Mitgliede ernannten, machte 1790 dem Gouverneur den Vorschlag, in Trankebar einen botanischen Garten anzulegen und gestaltete selbst den Missionsgarten so ziemlich zu einem solchen um. Er versprach sich davon großen Nutzen für die Mission. „Wenn ich etwa von Arbeit ermüdet oder von Menschen gekränkt auf einen oder mehrere Tage in dem mit vielen in- und ausländischen Pflanzen besetzten Missionsgarten in die stille Einsamkeit mich begebe, im Umgange mit Gott und seinen herrlichen Werken meinem Herzen Lust und Freuden schaffe und meine Bemerkungen meinen schätzbaren Freunden in Europa mittheile, so pflege ich gerne Brahmanen, Aerzte und Landbauer zu mir zu bestellen, um mit jenen über indische Sprache, Schriften, Mythologie und andere Wissenschaften und mit letzteren über die Naturgeschichte, Nutzen, Anwendung und Bearbeitung der Naturproducte und über andere ökonomische Gegenstände mich zu unterreden und ihre Kenntnisse und Erfahrungen mit den meinigen zu verbinden. Man lockt diese Leute sehr an, wenn man ihnen zeigt, daß man ihre Kenntnisse nicht verachtet und daß man von ihnen zu lernen sucht. Hat man ein warmes Gefühl für Gott, Christus und alle Mitmenschen, so findet man bei solchen einsamen Unterredungen gute Gelegenheit, sie auf ihren Schöpfer und Erlöser und auf ihr geistliches und leibliches Wohl aufmerksam zu machen. Mein großes zusammen-

gesetztes Mikroskop habe ich dabei im Fenster stehen und unter demselbigen einige Objecte, die ich sie betrachten lasse und sie nachher selbst aufmuntere, die kleinsten und unansehnlichsten Insecten, Gräschen und Blümchen darunter zu legen, die sie selbst suchen und wählen mögen. Das Erstaunen und Bewundern, das sie dabei zeigen, ist nicht zu beschreiben. Ein Brahmane wurde so entzückt, daß er ausrief: Ihr braucht nicht viel mehr zu sprechen, ein Blick durch euer Mikroskop ist genug zur Ueberzeugung und mehr als eine ganze Predigt. Ich nehme dann Gelegenheit, von der Ohnmacht ihrer Götter zu reden und ihnen zu zeigen, daß unser Gott auch ihr Schöpfer, Erhalter und Wohlthäter sei, der auch die kleinsten Geschöpfe hervorbringe, die Baumwollenstaude zu ihren Kleidern, den Nellu und Bäume und Pflanzen zum Kari wachsen lasse. Sie gehen oft gerührt und voller Empfindungen von mir weg. Melden sich solche nun auch nie oder nicht gleich zur Taufe, sollte es dennoch ohne Nutzen für Einzelne sowohl als nach und nach für das Ganze sein?" —

In demselben John, der in bester Meinung aber dabei doch sehr verkehrter Weise sich mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte, haben wir ferner den Hauptvertreter einer auf übermäßige Ausdehnung des Schulwesens bedachten Richtung. Wir sahen schon früher einmal, daß man hierin zu viel that. Dann beschränkte man sich. Jetzt begann von Neuem die Uebertreibung und zwar von dem schon erwähnten Gedanken aus, daß man durch die Bildung auf das Christenthum vorzubereiten habe. Missionar Gerlach, der 1775 nach Indien gieng, ward zu dem Zwecke ausgesandt, in Trankebar eine Schule für Kinder der Europäer anzulegen. Das Missionscollegium in Kopenhagen erweiterte dies dahin, „daß es auch erlaubt sein solle, Kinder von guter Art und Fähigkeit aus der Nation und den bekehrten Heiden den Unterricht und Erziehung in dieser Schule mit genießen zu lassen, so daß auch die Grundsprachen der h. Schrift sowohl als andere nützliche Wissenschaften mit ihnen getrieben werden könnten, weil dergleichen Schule für die Malabaren noch nicht existire und man doch wisse, daß es unter ihnen einige offene und lehrbegierige Köpfe gebe." Man wollte dadurch auch die Tamulen zu „aufgeklärteren Begriffen" bringen und einige von ihnen tüchtig machen, die Erkenntnis Christi unter ihrem Volke verbreiten zu helfen. Dies letzte Ziel, die Heranbildung von Lehrern war ein berechtigtes, ja nothwendiges, aber in den Mitteln, mit denen man es erreichen wollte, griff man fehl. Eine Schule, wie Gerlach sie im Sinne hatte, war schwerlich geeignet, eingeborne Gehülfen zum Missionsdienste zu bilden. Es zeigte sich dies, als

John 1780 Hand ans Werk legte und in seinem Hause eine solche Schule einzurichten begann. Er nahm europäische Kinder in sein Haus, wodurch für dies eine ganz andere, vornehmere Ausstattung nöthig ward. Dazu kamen dann tamulische Kinder aus dem Sudrageschlechte, auf deren Heranbildung er besondere Hoffnung für die Mission setzte. Mit allem Eifer widmete er sich dieser „europäischen Schule" und ward dabei besonders von Rottler unterstützt, der außer Religion selbst Botanik lehrte. John brauchte viele Hülfe, da in seiner Schule neben den ebengenannten Gegenständen auch noch im Englischen und Französischen, Mathematik, Zeichnen, Naturgeschichte und Musik unterrichtet werden sollte; er wollte alle Wissenschaften in ihr vertreten haben, die für Indien die brauchbarsten seien. Natürlich nahm diese Schule Johns Zeit sehr in Anspruch und deswegen waren die übrigen Missionare außer Rottler gar nicht damit zufrieden. Es ward ihnen denn doch von Jahr zu Jahr klarer, wie sehr es eine Täuschung war, wenn er aus dieser Schule tüchtigen Nachwuchs für den Missionsdienst erwartete. Der ganze in ihr gegebene Unterricht zielte eben nicht auf diesen hin, ja konnte es bei der Zusammensetzung der Schule gar nicht. Die tamulischen Knaben, welche in ihr vorwärts kamen und sich als bildungsfähig erwiesen, traten dann später nicht in den kümmerlich lohnenden Missionsdienst, sondern suchten das Erlernte im Dienste der Kolonialregierung oder sonstiger Europäer zu verwerthen.

Diese europäische Schule war eine Vergeudung von Kräften, welche für die Mission bestimmt waren. Und doch hatte diese damals durchaus keinen Ueberfluß an Kräften. Im Jahre 1780 standen in Trankebar fünf Missionare, unter denen damals Kohlhoff 70 Jahre alt war und auch Klein schon 34 Jahre in Indien gearbeitet hatte. Von ihnen bediente einer, König, die portugiesische Gemeinde, die andern vier nebst zwei noch dienstfähigen Landpredigern arbeiteten an der tamulischen Gemeinde, welche in die Stadt- und Landgemeinde zerfiel. Die letztere war über fünf Kreise ziemlich weit zerstreut. Da gab es also allein schon in der Seelsorge Arbeit genug; vorzüglich die hohen Feste waren anstrengende Zeiten, indem da nach wie vor die Landchristen zur Feier nach Trankebar kamen und aus den Händen der Missionare das h. Sacrament empfiengen. Diese behielten noch immer die „besondere Beichte, wo jedoch 10 bis 20 Personen auf einmal genommen werden", bei, weil da bei dem Prediger und bei der Gemeinde die Herzen sich mehr öffneten, obgleich die Specialia vermieden würden, und auch die Absolutionsformel so eingerichtet würde, daß kein Frecher sich die-

selbe zueignen könne. Hierbei machten die Missionare manche sie erfreuende und stärkende Erfahrung, aber die damit gegebne Arbeit war keine geringe. Dazu kam dann die Aufsicht über die verschiedenen Schulen in Stadt und Land, und die vielen äußerlichen Geschäfte, welche der ganze Missionsbetrieb mit sich brachte, so daß für eigentliche Heidenpredigt neben der Pastorenthätigkeit weder viel Zeit noch viele Kräfte übrig blieben. Diese scheint damals vorwiegend den Landpredigern und einigen Katecheten überlassen worden zu sein.

Und wie stand es auf den übrigen Missionsplätzen?

Von dem nahen Verhältnisse der sogenannten englischen Mission zur dänischen war schon früher die Rede. Es bestand fort, wie denn 1780 die trankebarschen Missionare in ihrem Berichte bemerkten: „überhaupt wird die englische und dänische Mission als Ein Werk betrachtet, das nur in Absicht der Casse oder Ausgaben von einander verschieden ist. Wir helfen einander deswegen, wo es möglich ist.“ Nun standen damals in Calcutta Kiernander, Diemer und Gerlach, der eigentlich für Trankebar bestimmte. In Madras und Cudelûr, den fortwährend vom Kriege heimgesuchten Stationen, arbeiteten der völlig gebrochene Hüttemann und der treffliche Gericke. Die Arbeit im Innern lag bisher noch fast allein auf Schwarz, der nun doch auch bereits 30 Jahre im Dienste stand. Wir verließen ihn auf der von ihm gegründeten Station Tritschinopoli, sahen aber schon da, daß diese Stadt nicht sein ganzes Arbeitsfeld war. Besonders auch über der kleinen Gemeinde in Tandschur hatte er zu wachen und bald verlangte diese, wenn sie überhaupt erhalten werden sollte, außerordentliche Anstrengungen. Schwarz mußte sich von 1773 an öfter auf längere Zeit dort aufhalten und die Gemeinde wuchs wieder bedeutend, obwohl sie nicht einmal eine ordentliche Kirche hatte. Im Jahre 1774 konnte Schwarz 500 Seelen theils taufen, theils aus der römischen Kirche aufnehmen, worunter nicht wenige Sudras. Dadurch ward klar, daß man diesen Punct trotz aller gegenwärtigen Schwierigkeiten als einen viel versprechenden nicht aufgeben dürfe, weshalb auch die trankebarer Brüder Schwarz so sehr unterstützten, wie ihnen irgend möglich war. Sie überließen ihm 1777 den zu ihrer Hülfe gesandten Pohle gänzlich für die Station Tritschinopoli, so daß er von da an ganz nach Tandschur, welches somit auch eine englische Station ward, übersiedeln konnte. Bedenkt man nun, daß die englischen Missionare wenigstens in Cudelûr, Tritschinopoli und Tandschur auch die Garnison mit zu besorgen hatten, so wird man zugeben müssen, daß auch auf den so vielen Anfechtungen ausgesetzten

englischen Stationen die Arbeitslast für die vorhandenen Kräfte eine fast zu große war. Jene Fülle von Arbeitern in Bengalen nämlich war nur ein Schein, denn der altersschwache Kiernander hatte sich mit Diemer überworfen, und Gerlach, dem selbst die Sprache zu schwer ward, erwies sich durchweg als für den Missionsdienst ungeschickt. Gerade in Calcutta ward am wenigsten geleistet. Diese Station gewährte einen traurigen Anblick.

Aber rechtfertigt denn nicht eben dieser Mangel Johns und Rottlers Schuleinrichtungen, die ja auch zur Heranbildung eingeborner Landprediger dienen sollten? Einmal, sahen wir, waren sie in der That hierzu doch nicht recht geeignet, wie denn auch kein Landprediger aus ihnen hervorgieng. Und dann erinnern wir uns, daß die früheren Missionare, denen es ja auch sehr um die Vermehrung der Lehrkräfte zu thun gewesen war, gegen die Heranziehung vieler eingeborner Gehülfen zum eigentlichen Predigtamte große Bedenken gehabt hatten. Die späteren, soweit sie das Tamulenvolk und seinen Charakter genauer kannten, urtheilten in dieser Frage ganz ebenso. Es scheint, daß von England her wieder der Vorschlag gemacht ward, Eingeborne zu ordiniren und ihnen die Gemeinden anzuvertrauen. Darauf antwortete 1786 Schwarz, damals offenbar unter den Missionaren der zum Urtheilen berechtigtste: „ich habe schon in einem vorigen Schreiben meine Meinung von der Arbeit der Landprediger gemeldet. Sie sind brauchbar und geschickt genug, einen deutlichen und erbaulichen Vortrag zu thun. Allein sie brauchen Einen, welcher sie anweist, dies und jenes zu thun, und hernach einen Bericht von ihrer Arbeit anhört und hie und da zeigt, wie sie es hätten besser machen können. Läßt man sie allein, so werden manche Unordnungen nicht außen bleiben. Auch die Katecheten werden ihnen nicht so gehorsam sein, sonderlich wenn sie merken, daß der Landprediger sich hie und da versehen hat. Jetzt aber ist die Subordination leicht, da die Katecheten wissen, wo sie sich hinwenden sollen, im Fall der Landprediger sich versehen. Alles dies könnte ich durch unleugbare Begebenheiten aufs Stärkste beweisen. Wenn man hier ein Subject hat, welches in Absicht des Gemüths, der Gesundheit, Sprachen und anderer Umstände zum Missionario tüchtig ist, so kann solches mit vielem Nutzen gebraucht werden, wenn es gleich Europa nie gesehen hat. Die Nothwendigkeit aber, einige neue und tüchtige Missionarios von Europa auszusenden, bleibt immer noch fest stehen. Gesetzt daß ein hier geborner junger Mensch, der Gott fürchtet, in manchen Stücken den in Europa gebornen gleich, ja überlegen ist, so wird doch ein in Europa geborner und in Wissenschaften gebildeter

Mann zur Direction des Werks immer vorzüglich, ja nöthig sein, wofern er wahrhaftig ein rechtschaffner Jünger Christi ist."

So ertönte denn lauter und immer lauter die Bitte der Missionare um tüchtige Gehülfen aus der heimischen Kirche, und die englische Gesellschaft wie das Missionscollegium wandten sich mit dem Gesuche um neue Arbeiter nach Halle. Aber in der heimischen Kirche stand es, wie wir wissen, jetzt anders als zuvor. Früher brauchten die hallischen Professoren nicht allzu lange zu suchen, wenn es sich um neue Missionare handelte. Die tüchtigsten unter ihren einstigen Schülern forderten sie auf, hinaus unter die Heiden zu gehen, und wenige entzogen sich dieser Berufung, in welcher sie einen Ruf Gottes vernahmen. Ein Sartorius hatte nur Eine Nacht Bedenkzeit, aber er gieng. Andere zogen hinaus, obwohl ihnen gleichzeitig in der Heimat eine Stelle angeboten ward. Jetzt war es anders. Freilinghausen berichtete 1773 den Missionsfreunden, daß die englische Gesellschaft ihn um zwei Missionare angegangen habe, und mußte hinzufügen: „ich habe es zwar, da ich von der dringenden Nothwendigkeit ihrer baldigen Absendung überzeugt bin, an meinem Theil unter herzlichem Gebet an keiner Mühe mangeln lassen, aber bis hierhin sind meine Versuche theils vergeblich gewesen, theils sind sie von annoch ungewissem Erfolg." Er forderte alle Freunde des Missionswerkes auf, ihn in seinen Bemühungen mit Gebet zu unterstützen, mußte jedoch den nächsten Bericht mit derselben Klage beginnen. Den Grund solcher Erfolglosigkeit kannte er natürlich sehr wohl und auch den andern Missionsfreunden war er nicht verborgen. „Ich bedaure recht von Herzen — schrieb 1775 nach dem Tode des Missionar Leidemann ein Freund aus Altona — den Verlust dieses lieben Mannes, zumal viele der übrigen Herrn Missionarien auch alt und schwach werden und fromme und rechtschaffene geschickte Arbeiter anjetzt so schwer zu erhalten sind. Ich weiß, daß dies Ew. Hochwürden viele Sorge und Bekümmernis machen wird bei dem auch immermehr in unsrer Kirche einreißenden Verderben und der großen Abnahme der rechtschaffenen und redlich gesinnten Lehrer auch auf den Akademieen. Wo sollen denn rechtschaffene und geschickte Männer in der Kirche und auf den Kanzeln hergenommen werden? Die Erinnerung unseres Herrn bei Matth. 9.: Bittet den Herrn u. s. w., soll jetzt billig von einem jeden wahren Christen fleißig geübt werden. Moralisten findet man wohl noch, aber das Evangelium von Christo wird fast ganz vergessen. Jetzt ist die Periode, da man die Welt durch Komödien und Schauspiele verbessern will." Ein Prediger aus der Priegnitz schrieb 1788, als zwei Candidaten sich zum Missionsdienste

hatten bereitfinden lassen: „daß Gott noch einige Candidaten willig gemacht hat, sich zu diesem gesegneten Werk brauchen zu lassen, hat mich besonders ergötzt und überzeugt, daß Gott mit seinem Evangelio den armen Heiden noch näher kommen werde, da es zu unserer Zeit so wenig geachtet wird, ja es soweit gekommen ist, daß man sich schämt, Christum und sein Verdienst zu predigen. Die redlichen Missionarien beweisen das Gegentheil, sie wollen Jesum den Gekreuzigten predigen, bis ihnen der Odem ausgeht. Gott erbarme sich unser und erhalte uns sein theures Evangelium, damit uns nicht eine naturalistische, pelagianische und socinianische Finsternis bedecken möge. Wenn ich zurückdenke, so sahe es vor 56 Jahren, da ich von Halle gieng, ganz anders aus. Man schätzte sich damals glücklich, wenn man zum Missionarius nach Ostindien berufen wurde, und man konnte die geschicktesten Leute dazu bekommen und es giengen drei bis vier mit Freuden ab zu den Heiden, da man jetzt kaum einen mit vieler Mühe ausfindig machen kann, der zu solchem wichtigen Werke tüchtig ist. Wir haben Candidaten die Menge, nach Pfarren laufen und rennen sie, sobald sie von der Universität kommen und erbetteln sich solche schon, wenn der Prediger noch lebet. Nach Ostindien will keiner hin, weil er sich dazu untüchtig findet, er muß sich auch fürchten, daß ihn Gott als einen unnützen Menschen ins Meer werfen wird."

Wenige, sehr wenige waren es, die sich jetzt noch bewegen ließen, einen Ruf zum Missionsdienste anzunehmen. Und leider traf es sich so, daß auch von diesen wenigen einige kaum angekommen dem Klima erlagen oder um nicht zu erliegen eilig zurückgehen mußten. So starben der Würtemberger Schöllkopf 1777 und der Schleswiger Rulffen 1780 bald nach ihrer Ankunft; der Däne Hagelund, der 1786 in Trankebar landete, starb dort 1788; der Straßburger Mentel mußte 1784 nach dreijährigem Aufenthalte in Indien seiner Gesundheit wegen zurückkehren. Oder man vergriff sich in den Männern, die man aussandte, wie in dem Hessen Stegmann, der 1796 nach Indien kam, aber schon im nächsten Jahre zurück mußte, weil er sich als gerade für die Mission unbrauchbar erwies. Der Schlesier Ringeltaube, ein sonst tüchtiger Mann, verließ 1798 Calcutta schon nach einem Jahre wieder, wegen gestörter Gesundheit und weil ihn die übeln Verhältnisse dieser Station zurückstießen. Und gar der Holsteiner Fürchtenicht, ein Säufer, den man 1799 ausgesandt hatte, ward eine solche Last und Schande für die Mission, daß die Missionare in Trankebar aufathmeten, als sie ihn 1801 zurückschicken konnten.

Es begreift sich, daß unter solchen Verhältnissen die lauten

Klagen der Missionsarbeiter in Indien sich nicht nur wiederholten, sondern mehrten; daß ihnen die Hoffnung auf eine gedeihliche Fortführung des Werkes schwand. Zwar der glaubensmuthige Schwarz warnte mit schönen Worten vor der Zaghaftigkeit. „Ein Missionarius — schrieb er — muß sich hüten, niedergeschlagen und unzufrieden zu werden, denn das ist zumal hier dem Körper ein Gift und der Seele schädlich, weil dabei Glaube, Liebe und Hoffnung abnehmen, ja wohl gar untergehen; und wenn die Leute merken, daß man unzufrieden ist, so schadet es der Bearbeitung der Seelen, die doch unser Vergnügen sein muß. Wenn mir etwas Verdrießliches zustößt, so gehe ich und katechisire eine Stunde. Dies Geschäft versüßt mir alles Bittere. Mit Klagen muß sich kein Missionarius abgeben. Wir sollen Zeugen unseres Herrn sein, nicht aber blos Bekehrer. Man wünscht wohl, daß wie auf Petri Predigt 3000 Seelen bekehrt wurden, auf unsere Arbeit ein sichtbarer reicher Segen gelegt werden möchte. Indessen säen hat seine Zeit und erndten hat seine Zeit; und dabei wäre es noch eine Frage, ob wir bei solchem großen Segen in der Herzensdemuth bleiben würden. Am besten ists, fleißig zu arbeiten und dann zu beten, daß Gott die Arbeit segnen wolle." Aber die Verhältnisse in Indien wurden in der That immer schlimmer, so daß man es auch den im Glauben Festen nicht sehr verargen kann, wenn sie klagten. Von den Stationen stand es vielleicht mit der zu Tandschur, welche Schwarz selbst pflegte, am besten. Von ihr berichtete Missionar Holzberg 1798: „hier befindet sich die Mission im schönsten Flor und das Reich Jesu breitet sich noch immer aus." Mit den andern Stationen aber gieng es rückwärts. Hatte schon von jeher die Lasterhaftigkeit so vieler Europäer in den Kolonien der Missionspredigt sehr geschadet, so jetzt noch viel mehr der freche Unglaube, mit dem sie sich brüsteten und in welchem sie die Mission verhöhnten." In Trankebar — hieß es — ist die Bibel ein Fabelbuch; die Glaubenslehren werden verworfen." Dazu fehlte es an Geld, denn ungläubige Christen zahlen natürlich keine Beiträge zur Mission. Man bemerkt dieses Zurückgehen sehr bald, wenn man die Beiträgeverzeichnisse durchmustert. In frühern Jahren ward viel Gold gegeben. Das schwand jetzt fast ganz und auch des Silbers ward wenig, so daß man sich draußen sehr einschränken mußte. Das Schlimmste aber war und blieb der Mangel an tüchtigen Arbeitern, und doch war gerade bei diesem Mangel der Zeitverhältnisse wegen am wenigsten zu sehen, wie ihm abgeholfen werden sollte. Da klingt es wie vollste Hoffnungslosigkeit, wenn John, der einmal den Gedanken hatte, selbst nach Europa zu gehen, um tüchtige Arbeiter zu

werben, dann ihn aber aufgab, weil er die fast verwaiste Gemeinde nicht verlassen wollte, 1796 schrieb: „das künftige Fallen und Stehen der Mission hängt nun ganz allein von neuen Gehülfen ab, denn wir drei hiesige innigst verbundene Brüder können doch nicht lange mehr beisammen sein. Ist kein redlicher Mann, der Gottesliebe auch durch Bruderliebe beweiset, mehr für die Mission ausfindig zu machen, so lasse man uns viel lieber aussterben, ehe man Wölfe bekommt, die noch viel früher die Heerde verheeren."

Am Schlusse des Jahrhunderts sah es wirklich aus, als sei die lutherische Mission in Indien wegen mangelnder Theilnahme der heimischen Kirche mit dem vollständigen Verfall und Untergang bedroht.

Vierzehnter Vortrag.

In dem Verfall der lutherischen Kirche in der Heimat fanden wir den Grund, weshalb es auch mit der lutherischen Mission abwärts gieng. Und jener Verfall zog sich in das neue Jahrhundert hinein, so daß keine Aussicht war, die Mission werde sich in ihrem nun beginnenden zweiten Jahrhunderte wieder heben. Die Glaubenslosigkeit war unter den deutschen Christen eine allgemeine geworden; woher hätte da die Kraft zu Glaubenswerken kommen sollen? Das Verständnis von der eigentlichen Aufgabe der Mission und ihrem wahren Wesen war fast geschwunden. Man erstaunt, wenn man liest, wie ungeschickt selbst ein Herder, der doch der Mission wohl wollte, sich 1802 in seiner Adrastea über sie aussprach. An den deutschen Universitäten herrschte damals der Rationalismus, weshalb es denn auch Knapp fast unmöglich ward, unter den mit der neueren Wissenschaft gesättigten Candidaten für die Mission empfängliche oder gar begeisterte junge Männer zu finden. Dies führte dazu, einen Wunsch ernsthafter in Ueberlegung zu ziehen, welchen die Missionare schon 1797 dem Collegium in Kopenhagen vorgetragen hatten. Ihr Antrag gieng dahin, „daß ihnen nicht blos auf Universitäten unterrichtete, sondern auch unstudirte redliche junge Männer aus Europa zu Gehülfen gegeben werden möchten, von denen man erwarten könne, daß sie sich unter ihrer Anleitung weiter ausbilden würden, um unter den dortigen Heiden und Christen brauchbar zu sein." Das Collegium genehmigte dies, aber erst 1800 gelang es, einen passenden Mann zu

finden. Dies war Daniel Schreyvogel aus Lindau, ein Handwerker, der an mehreren Orten, zuletzt in Berlin durch Jänicke, für seinen neuen Beruf vorbereitet, 1803 von Kopenhagen als „Missionskatechet" nach Trankebar abgieng. Ihm ward also keine selbständige Thätigkeit in Aussicht gestellt. Doch ward er, da er sich bewährte, nach Johns Tode 1813 auf Grund der den Missionaren ertheilten Vollmacht in der Jerusalems Kirche ordinirt, um dem alleinstehenden Cämmerer zu helfen.

Mit der Aussendung des unstudirten Schreyvogel schien eine Bahn eröffnet, auf der es möglich sein würde, genügendere Kräfte für die Missionsarbeit nach Indien zu führen. Doch fand das hier gegebene Beispiel in der lutherischen Kirche zunächst noch wenig Nachfolge. Besonders auch die Leiter der Missionssache in Halle wollten nicht recht auf diesen Ausweg eingehen, wie denn auch noch 1835 der Kanzler H. A. Niemeyer erklärte: „die Ansprüche, die wir an unsere Missionarien machen, sind zunächst wissenschaftlich-theologische Studien. Wir senden nach der ursprünglichen Verfassung unserer Missionsanstalt keine andern Missionarien aus als solche, welche nach vollendeten theologischen Studien sich nicht zu scheuen brauchen, eine theologische Prüfung vor einem Consistorium oder einer dazu bestellten theologischen Prüfungscommission zu bestehen, ja es wird uns vielmehr lieb sein, wenn die Candidaten, die sich an uns wenden, eine solche Prüfung bereits bestanden haben."

Der Hauptmangel also, der an Arbeitern, blieb und wirkte schädigend fort. Dazu kamen die großen Störungen, welche durch die staatlichen Verhältnisse jener Zeit veranlaßt wurden. Die Noth, welche in Folge der Revolution und besonders der napoleonischen Kriege über Deutschland hereinbrach, machte die Geldzuflüsse nach Halle immer spärlicher. Einzelne Orte, wie z. B. Memmingen, bewährten ihr treues Halten zur Sache durch anhaltende nicht unerhebliche Beiträge. Kein Land that jetzt verhältnismäßig so viel, wie Würtemberg, welches alljährlich über Eßlingen eine reiche Spende sandte. Aber diese treue Liebe Einzelner konnte doch nicht ersetzen, was durch die Theilnahmlosigkeit der Meisten verloren war. Der Mangel in Indien nahm zu; Einschränkungen wurden nöthig. „Unsere Schulen — schrieben die Missionare 1804 — sind fast zahlreicher an Kindern, als unsere Kasse versorgen kann. Wir müssen auf Gott und seine Vorsicht trauen, daß er außer dem bestimmten jährlichen königlichen Fonds durch unsere bisherigen theuern Wohlthäter und durch Erweckung noch mehrerer soviel schenken werde, als zur Erhaltung derselben und der übrigen Armen nöthig ist. In Tandschur ist Herr Kohlhoff schon in die trau-

rige Nothwendigkeit versetzt worden, die Zahl der Kinder aus Mangel zu verringern." Nun hatte man freilich in Halle durch die Zinsen früherer Vermächtnisse auch ohne die jährlichen Beiträge immer noch einige Mittel, um die Mission zu unterstützen; aber dieselben napoleonischen Kriege machten es längere Zeit unmöglich diese Unterstützungen und jene „königlichen Fonds" nach Ostindien zu bringen. Die Verbindung zwischen Halle und Kopenhagen einerseits und zwischen dem europäischen Festlande und Indien andererseits war zeitweilig ganz unterbrochen, so daß Knapp z. B. von 1808—1815 keine Missionsnachrichten herausgeben konnte.

Und noch größere Bedrängnis brachten die Welthändel über die Missionare in Trankebar. Das Bündnis Dänemarks mit Napoleon hatte zur Folge, daß schon am 13. Mai 1801 die Stadt von den Engländern besetzt ward, und am 13. Februar 1808 erneuerte sich diese Besetzung des inzwischen wieder freigewordenen Ortes. Der Wechsel der Regierung wirkte sehr störend. Schon nach der ersten nur kurzen Besetzung klagten die Missionare über zunehmende Verarmung der Stadt. „Die Einwohner und Feldbauer werden immer ärmer; sie borgen, so lange sie können und da sich ihre Umstände zur Bezahlung ihrer Schulden nicht verbessern, so werden Häuser, Gärten, Felder in Menge verauctionirt und für ein Haus und einen Grund von 500 Pagoden an Werth werden jetzt nicht 200 geboten. Seitdem die asiatische Compagnie ihren Handel nach Trankebar aufgegeben hat, haben die Weber, Färber und andere Handwerksleute keinen Verdienst mehr und begeben sich in die benachbarten englischen Ländereien, wo sie volle Arbeit finden. Ebenso verlassen viele Tagelöhner unsern Grund und gehen zu den Engländern, um ihr Brod zu verdienen. Selbst in der Stadt stehen viele Häuser leer und finden keine Käufer, auch für den halben Preis." Die dann wieder zur Macht gelangten dänischen Behörden befehdeten die Mission und benutzten jeden, ihnen etwa auch durch Versehen der Missionare gegebenen Anlaß, um sie zu bedrücken. Der ohnehin in seiner Gesundheit geschwächte John sann deshalb 1806 abermals auf eine Reise nach Europa, durch welche er die verschiedenen Hindernisse zu beseitigen hoffte, aber wieder konnte er nicht wegkommen. Und die zweite Besitznahme Trankebars durch die Engländer mehrte nun gar die Noth. Die Unterstützung aus Dänemark blieb ganz aus. Die Mission hatte daher Schulden machen müssen. Die Gläubiger drangen auf Wiederbezahlung und diese war nur durch den Verkauf eines Theils ihres Eigenthums möglich. Darunter hätte aber ihre künftige Wirksamkeit wesentlich leiden müssen. War man doch schon genöthigt

gewesen, aus Mangel an Mitteln, die Lehrer zu unterhalten, mehr als 100 Kinder aus den Schulen zu entlassen. Nur eine unerwartete Hülfe verhinderte damals die einreißende Auflösung. Und diese Hülfe blieb auch dann nöthig, als die Kolonie wieder in den Besitz der Dänen gekommen war. Der neue Gouverneur Billy, der 1815 eintraf, konnte den Missionaren monatlich nur 300 Thaler vorschießen, eine Summe, welche kaum hinreichend war, die europäischen und indischen Arbeiter bei der Mission zu besolden, noch weniger aber die Zinsen für die früher aufgenommenen bedeutenden Kapitalien zu entrichten. Es mußte daher ein großer Theil der Schulkinder, die bisher freien Unterricht, Kleidung und Unterhalt bekommen hatten, entlassen und die elf trankebarischen Landgemeinden, die aus 1900 Personen bestanden, nebst ihren Katecheten, deren Unterhalt monatlich an 50 Thaler kostete, einstweilen an die Mission in Tandschur verwiesen werden.

Die eben erwähnte Hülfe kam von den Engländern, welche damals der Mission großes Wohlwollen bewiesen. Schon 1801 bot der englische General Anker, welcher die Stadt besetzte, den Missionaren Vorschuß an; doch bedienten sie sich dieses Anerbietens noch nicht, da sie auf baldige Rückgabe der Stadt an Dänemark hofften. Nach der zweiten Besitznahme erhielten sie von der englischen Behörde monatlich 300 Sternpagoden zu 2 Thlr. 12 Gr., und als 1815 die Kolonie abermals an Dänemark zurückkam, war es wieder der englische Bischof, der die trankebarische Mission von dem, wie es schien, unvermeidlichen nahen Untergange rettete. „Wir leben — schrieb Cämmerer 1817 — jetzt ganz von der Güte des würdigen Bischofs von Calcutta", und zwei Jahre später heißt es in dem Berichte, welchen er mit Schreyvogel nach Halle sandte: „die bisherige Erhaltung der hiesigen Mission haben wir größtentheils dem Lordbischofe von Calcutta zu verdanken."

Es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn unter solchen Umständen die Missionare in Trankebar, die sonst mit großer Treue an den Fürsten, in deren Namen sie ausgesandt waren, hiengen und mit steigender Sehnsucht nach Hülfe aus der deutschen Mutterkirche ausschauten, mehr und mehr ihre Hoffnungen an England knüpften. In diesem Lande war ja am Ende des 18. Jahrhunderts der Missionssinn wieder lebendiger geworden und das hatte, wie wir schon hörten, auch auf Theile des Festlandes gewirkt. Im Jahre 1795 war die Londoner Missionsgesellschaft, in welcher die Dissenters vorwogen, gestiftet; zwei Jahre darnach die niederländische. Beide traten gleich in freundliche Beziehungen zu den Missionaren in Trankebar und das ermuthigte diese ungemein. „Neben dem

Lesen des evangelischen Magazins — schrieb Rottler 1800 — womit die neue Missionssocietät in England uns ein sehr kostbares Geschenk gemacht hat, und welches mir zu vieler Erweckung und Segen dient, fällt mir öfters der Gedanke ein: vielleicht schafft uns der Herr, ehe wirs denken, die herrlichste Hülfe aus England, wo jetzt so viel Gutes, so viel Eifer, Jesum zu verherrlichen und seine theure Versöhnungsgnade bekannt zu machen, gefunden wird." Sie freuten sich über alle Versuche, welche protestantischerseits gemacht wurden, das große Volk Indiens zu christianisiren. „Zu recht großer Ermunterung und Freude — bekannten sie — haben uns die Nachrichten von den neueren Gesellschaften in England, Deutschland und Holland gedient, die sich mit und unter einander verbunden haben, in Einem Geiste und mit zusammengesetzten Kräften das theuere Evangelium in die entferntesten Länder und Inseln zu senden." Und ausdrücklich fügten sie für Indien hinzu, es möchte den neugegründeten Gesellschaften erlaubt werden, dort zu arbeiten. „Diese mit den älteren würdigen Gesellschaften und Anstalten zusammen genommen können jede für sich und an ihrem Theile, durch göttlichen Beistand es dahin bringen, daß das herrliche Evangelium bald in viel mehreren Theilen Indiens ausgebreitet wird, sonderlich wenn die Missionarien bei der alten Einfalt desselben bleiben und die Philosophie und neuere Aufklärung nur insoweit nutzen, daß nichts ab- und zugethan, nichts verändert und verfälscht vorgetragen wird. — Es können neben unserer Mission noch mehrere andere in Indien bestehen, deren Arbeiter, wenn ihr Sinn redlich ist, sich einander nicht im Wege sind, sondern Raum genug haben, für das Heil ihrer Anvertrauten in dem ihnen angewiesenen Kreise thätig zu sein. Und solche Mitarbeiter am Evangelium sind auch uns sehr willkommen, wie sie es unsern seligen Brüdern Schwarz und Gericke waren, und wie sie es jedem christlich Gesinnten noch jetzt hier in Indien sind."

Die andern Gesellschaften, welche nun auch das indische Arbeitsgebiet betraten, waren natürlich zunächst englische und so kam es vor Allem auf das Verhältnis zu ihnen an. Mit der 1698 gestifteten Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis stand, wie wir wissen, die von Dänemark ausgegangene lutherische Mission seit langem in engster Verbindung. Dieselbe besoldete eine Anzahl lutherischer Missionare und unterhielt die Stationen, auf welchen diese arbeiteten. So gab es neben den dänischen auch englische Missionare; man unterschied eine dänische und eine englische Mission. Aber dieser Unterschied bestand im Grunde, wie schon früher erwähnt ward, nur in der Verschiedenheit der Kassen. Die Missio-

nare wurden nicht müde, auch jetzt noch zu versichern, daß in Wahrheit die ganze Mission in Indien nur eine einige sei, die einzelnen Stationen verschiedene Zweige Eines Stammes. Trankebar war die Mutterstation und genoß als solche immerhin großen Ansehens. Noch 1801 schrieb John: „Trankebar könnte eine herrliche Pflanzschule der Missionen für viele große Länder in Indien werden, wenn jene werthen neuen Missionsgesellschaften nur ihre neuen Missionarien uns auf eine Zeit lang zusenden wollten und könnten. Hier könnten wir sie erst zubereiten, nach und nach überall bekannt machen und sie introduciren." Aber die vorher geschilderten Nothstände bewirkten, daß schon damals, als John so schrieb, Trankebar die ihm sonst gebührende Stellung kaum noch festhalten konnte. Der Schwerpunct der lutherischen Mission verlegte sich mehr und mehr in die englischen Stationen und zwar ganz besonders in die jüngste von ihnen, nach Tandschur. „Tandschur ist die wichtigste und ausgebreitetste Mission", berichtete John, und ähnliche Versicherungen kehrten dann in den Berichten mehrfach wieder. Darin offenbarte sich der Segen, den Gott auf die Arbeit des trefflichen Schwarz, des Mustermissionars, gelegt hatte. Als die eigentliche Gründungszeit dieser Station kann das Jahr 1778 bezeichnet werden und im Jahre 1800, also zwei Jahre nach dem Tode des Gründers, zählte die Gemeinde schon 2911 Seelen. Nicht wenige der Christen in Tritschinopoli hatten sich Schwarz angeschlossen, als er nach Tandschur übersiedelte, und auch die neue Station empfand bald die Kraft seiner einfach evangelischen Predigt; die neue Gemeinde wuchs und reifte unter dem erfahrenen Seelsorger, der in rechter Weise Milde und Ernst zu vereinigen wußte. Keiner der lutherischen Missionare in Indien hat ein solches Ansehn genossen wie Schwarz. Seine europäischen Mitarbeiter, von denen früher wohl der eine oder der andere an ihm mäkelte, verehrten ihn als einen Meister, von dem sie alle viel lernen könnten. Seine Gemeinde liebte ihn als einen Vater. Die Engländer, denen er manche Dienste erwies, konnten dem einfältigen und allem Weltsinne unzugänglichen Manne ihre hohe Achtung nicht versagen. Und auch diejenigen Heiden, die seine Predigt nicht annehmen wollten, empfiengen von seiner Persönlichkeit einen Eindruck, vor dem sie sich beugen mußten. Wenn der Radscha Serfudschi, den die Engländer 1799 zum König von Tandschur erhoben, die Mission begünstigte und ihr manche Wohlthaten erwies, so war dies besonders Schwarz zu verdanken, der sein Vormund gewesen war und den der indische Fürst aufs Höchste verehrte.

Und Schwarz legte nicht nur den Grund der neuen Station

fest, sondern erweiterte sie auch so, daß das von ihr aus bearbeitete Gebiet ein größeres war, als das irgend einer anderen. Es erstreckte sich bis gegen die Südspitze Indiens. Schon seit längerer Zeit gab es evangelische Christen in dieser Gegend, besonders an der Küste in Tutikorin. Sie wurden von Trankebar aus durch Absendung von Katecheten oder Landpredigern seelsorgerlich gepflegt, wie denn z. B. Rajappen hier 1789 längere Zeit mit großem Erfolge arbeitete. Im innern Lande begann eine Gemeindebildung in Palamkotta, einem Hauptorte der Provinz Tinnevelli; doch waren dies nur sehr schwache Anfänge. Im Jahre 1785 aber kam Schwarz auch hierher, der erste evangelische Missionar aus Europa, der den Ort betrat. Zwar konnte er nur wenige Wochen bleiben, aber er nutzte diese kurze Zeit aus für den Unterricht der etwa 160 Christen, die er vorfand und behielt von da an die kleine Gemeinde als einen Gegenstand seiner treuen Fürsorge im Auge. Er sandte einen sehr tüchtigen Katecheten Sattianaden hin, der sich so bewährte, daß er am Weihnachtsfeste 1790 zum Landprediger ordinirt werden konnte. Im nächsten Jahre ward auch der neu angekommene Missionar Jänicke hierher geschickt und erfuhr ebenfalls, daß der Boden, auf welchem er arbeiten durfte, ein sehr empfänglicher und vielversprechender war. Doch hinderte ihn Kränklichkeit, länger in dieser Gegend zu weilen. Er mußte bald nach Tandschur zurückkehren, und von da an suchte Schwarz es so einzurichten, daß wenigstens einmal im Jahre ein europäischer Missionar die südlichen Gemeinden bereiste. Immer wieder hörte man es rühmen, daß die dortige Bevölkerung dem Evangelio geneigt sei und die Gemeinden wuchsen stetig. Aber alle Hoffnungen wurden übertroffen durch das, was Gericke erfuhr. Verfolgungen, welche gegen die Christen ausgebrochen waren, veranlaßten ihn 1802 diese ihm schon bekannten Gemeinden zu besuchen, und nun fand er auch unter den dortigen Heiden eine solche Begierde, das Wort zu hören und einen solchen Andrang zum Christenthume, daß er kein Bedenken trug, nach vorgenommener Prüfung Massentaufen zu vollziehen. Die Bewohner ganzer Dorfschaften wurden auf einmal in die Kirche aufgenommen. Sein Tagebuch berichtet von Tagen, an welchen er 203 oder 220, ja 452 Seelen taufte. Es war eine Erweckung, wie man sie in Indien noch nicht erlebt hatte, ein Wachsen, welches an die ersten Zeiten der Kirche erinnerte. Und dabei konnte man nicht sagen, daß es ein blos äußerlicher Uebertritt war. Die jungen Gemeinden, für die aus Mangel an Arbeitern doch nur ziemlich kümmerlich gesorgt werden konnte, brauchten immerhin einen Vergleich mit den älteren nicht so gar sehr zu scheuen.

Wenn die sogenannten englischen Stationen jetzt an Umfang und Bedeutung die Mutterstation Trankebar überwogen, so kam dies zum guten Theile wenigstens daher, daß auf ihnen die tüchtigsten Missionare, Männer wie Fabricius, Schwarz und Gericke arbeiteten, während auf der dänischen Station Arbeiter standen, die wie John und Cämmerer es sehr redlich meinten, aber doch jene bei weitem nicht erreichten. Und wer wollte sich über den Zuwachs der Mission auf jener Seite nicht freuen? Das Ueble war nur, daß sie nun mehr und mehr in einem ganz andern Sinne als bisher eine „englische" ward. Die englische Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntnis, mit deren Unterstützung bisher gearbeitet war, hatte die lutherischen Missionare und die von ihnen gegründeten lutherischen Gemeinden in ihrem Bekenntnisstande nicht gestört. Als einige Missionare in falschem Anbequemungsstreben sich erboten, den englischen Katechismus einzuführen, hatte sie dies natürlich beifällig angenommen, ließ den Punct aber fallen, als von anderer Seite her sich ein kräftiger Widerspruch dagegen erhob. Die Zugehörigkeit der englischen Gemeinden zur lutherischen Kirche, durch deren Dienst sie entstanden waren, blieb nach wie vor eine anerkannte. Noch weiter hinaus verlangte diese Gesellschaft aus Deutschland „lutherische Missionare", wie Knapp z. B. 1816 ankündigte und in Halle sah man es auch jetzt noch so an, daß man solche sende. Sperschneider aus Blankenburg in Thüringen ward ausdrücklich als solcher fortgeschickt. Freilich war das lutherische Bewußtsein weder bei den Sendenden noch bei den Gesandten sonderlich klar und lebendig. Bei der Ordination Sperschneiders durch den Consistorialrath Dr. Wagnitz war z. B. auch von einer Verpflichtung auf das Bekenntnis der lutherischen Kirche keine Rede. Aber immerhin blieb der kirchliche Rechtsboden unangetastet.

Doch dies ward anders durch die 1801 gestiftete Kirchen-Missionsgesellschaft, in welcher die englische Staatskirche sich zur Heidenpredigt aufraffte. „Auch sie begann — wie Knapp schrieb — ihre ersten Arbeiten unter den Heiden einzig und allein mit Hülfe einer lutherischen Privatanstalt". Sie empfieng ihre ersten Sendboten aus dem Missionsseminar in Berlin. Aber in Kurzem sollten diese Männer merken, daß, indem sie in den Dienst der englischen Gesellschaft traten, sie aufhörten, Diener und Angehörige der lutherischen Kirche zu sein. Denn jene Gesellschaft verlangte bald, daß ihre Missionare sich zur Lehre der englischen Kirche bekennen und ihrer Verfassung sich unterwerfen sollten, und daraufhin trat nun auch die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, die älteste der englischen, mit größerer kirchlicher Strenge

auf. Diese Strenge war an sich natürlich durchaus gerechtfertigt und es war ganz in der Ordnung, daß die Gesellschaft, welche sich als Werkzeug der englischen Kirche betrachtete, nur nach der Lehre dieser Kirche predigen wollte und ihre Arbeiter dazu verpflichtete. Aber ein Unrecht muß es genannt werden, daß sie es nicht verschmähte, Gemeinden, die zu einer andern Kirchengemeinschaft gehörten, der englischen Staatskirche einzuverleiben und so das kirchliche Recht jener kränkte.

Zu Anfang trat jene Strenge freilich noch nicht so sehr hervor. Ringeltaube, der wieder aus Europa zurückgekehrt war, gieng jetzt in den Dienst der Kirchen-Missionsgesellschaft und zwar, wie es scheint, ohne daß an ihn Forderungen hinsichtlich des Bekenntnisses gestellt wurden. Er ward 1806 zur Besichtigung und Leitung der südlichen Gemeinden nach Tinnevelli und Travankûr abgeschickt, und zwar geschah dies, wie Knapp bemerkt, „zugleich theils auf wiederholtes Verlangen theils mit freudiger Zustimmung der sämmtlichen übrigen sowohl dänischen als auch von der englischen Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis gesendeten ostindischen Missionarien, besonders derer, die in Tandschur und Trankebar angestellt waren". Dadurch wurden diese lutherischen, durch die Hülfe einer englischen Gesellschaft gegründeten Gemeinden von nun an ein Arbeitsfeld der englischen Staatskirche. Ringeltaube, der dort viel zu thun fand, wirkte mit gutem Erfolge bis 1816. Sein Nachfolger ward ein geborner Engländer und 1820 kam Rhenius dorthin, der aber eben deshalb hier mit der Gesellschaft ganz zerfiel, weil sie ihn zum Uebertritt zur englischen Kirche nöthigen wollte.

Das nächste bedeutsame Ereignis in der Kirchengeschichte Ostindiens, welches in Zusammenhang mit dem eben Besprochenen stand, war die Errichtung eines englischen Bisthums. Nach mancherlei Vorverhandlungen kam es im Jahre 1813 hierzu. Es ward durch Parlamentsbeschluß festgesetzt, daß künftig ein Bischof und drei Archidiakonen an der Spitze der englischen Kirche in Ostindien stehen sollten, der Bischof mit dem Sitze in Calcutta. Der erste, welcher den neu errichteten Stuhl bestieg, war Dr. Middleton, der vor seiner Abreise von England in einer Rede den Satz aussprach: „daß, wenn die Schwierigkeiten, das Licht des Evangeliums in der östlichen Welt zu verbreiten, glücklich besiegt werden sollten, dies nur dann geschehen könne, wenn man dort die Form der kirchlichen Regierung, welche von den Aposteln herkomme, einführe und ihnen durch Einigkeit der Lehre unter den Lehrern der Religion und durch Entfernung des gottlosen Wesens unter allen, die den Namen Christi nennen, Achtung gegen die göttlichen Anordnungen ein-

präge". Diese Worte lauteten schroffer, als sie wenigstens im Anfange ausgeführt wurden. In Halle glaubte man, nichts Bedenkliches in ihnen sehen zu dürfen, und auch die lutherischen Missionare kamen dem Bischofe mit dem größten Vertrauen entgegen. „Wir hegen — schrieb Pohle in Tritschinopoli — in Ansehung seiner, auch die Mission betreffend, gute Hoffnung." Er hatte keine öffentliche Autorität über sie und war auch weit davon entfernt, sich eine solche anzumaßen. „Seine Besuche — berichtete Päzold in Veperi — geschehen in unsern Missionen blos aus seinem freien Willen und auf unsere Einladung." Er erschien ihnen „als ein gar herrliches und vortreffliches Muster wahrer christlicher Demuth" und verpflichtete sie zu großem Danke durch die Wohlthaten, die er ihnen erwies. Wir hörten schon, wie freigebig die Arbeiter selbst der dänischen Mission von ihm unterstützt wurden, und noch mehr fanden begreiflicher Weise die englischen Stationen für alle Bedürfnisse das freundlichste Gehör bei ihm. Daher empfanden die lutherischen Missionare aufrichtige Trauer über sein Hinscheiden im Jahre 1823. Sein Nachfolger ward Dr. Heber, der sich ebenfalls nicht zu leugnende Verdienste um die Mission erwarb.

So hätte die neue Ordnung der englischen Kirche in Ostindien an sich die lutherische Mission durchaus noch nicht zu schädigen gebraucht; es wäre sehr wohl ein freundliches Zusammenarbeiten bei reinlicher Sonderung der Gebiete möglich gewesen. Den Anlaß zu Uebergriffen gaben leider wieder die lutherischen Missionare selbst; durch ihr Verhalten forderten sie gewissermassen dazu auf. Rottler, einer der ältesten unter ihnen, der 1806 von Trankebar nach Madras versetzt war, übertrug das allgemeine Gebetbuch der englischen Kirche ins Tamulische und als man ihm 1817 nach dem Tode Päzolds die Oberleitung der Mission in Veperi übertragen wollte, machte er von sich aus die Einführung der englischen Liturgie im Gottesdienste zur Bedingung, eine Bedingung, die von der englischen Gesellschaft natürlich gern zugestanden ward. „Seitdem — berichtete er einige Jahre später nach Halle — das englische allgemeine Gebetbuch in das Tamulische übersetzt worden ist, wird solches in unsern Gemeinden hier durchgehends gebraucht, und ich finde nichts darin, das ein lutherischer Prediger mit gutem Gewissen nicht ebenfalls sollte unterschreiben können." Und bald gieng man weiter. Missionar Falcke aus Hannover, der 1820 von Halle zum Dienste der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis auf den lutherischen Stationen ausgesandt ward, ließ sich in London vom Bischofe die Weihe ertheilen und nahm dann auch dort an der Sacramentsfeier Theil, ein Vorgang, der ebenso von Knapp in Halle

wie von Rottler in Indien gebilligt ward. Der letztere berichtete im Anschlusse daran mit großem Wohlgefallen, daß der tamulische Katechet Christian David, der in Trankebar erzogen und einige Zeit in Tandschur Katechet gewesen war, 1824 nach Calcutta reiste, um dort vom Bischof ordinirt zu werden. Die damaligen lutherischen Missionare hatten alles Bewußtsein davon verloren, was ihnen als Dienern der lutherischen Kirche im Verhältnis zu andern Confessionen zukam; und in der Heimat stand es bekanntlich mit dem kirchlichen Bewußtsein ganz ähnlich. Da war es nicht zu verwundern, wenn man englischerseits es wagte, mit den lutherischen Missionsgemeinden so umzugehen, wie in den nächsten Jahren geschah.

Die sogenannten englischen Gemeinden waren bisher von der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis „geleitet und berathen" worden. Aber diese Gesellschaft war ursprünglich nicht zu Missionszwecken gestiftet; nur nebenbei hatte sie auch die indische Mission unterstützt, weil ja auch diese unzweifelhaft die christliche Erkenntnis förderte, und in ihr hatte sie besonders wieder der Schulen sich angenommen. Jetzt ward es ihr immer schwerer, die einmal gegründeten Stationen, die sie doch nicht aufgeben wollte, mit tüchtigen Missionaren zu besetzen. Sie wünschte, zu ihren ursprünglichen Aufgaben zurückzukehren und für diese ihre Kräfte zu sammeln und meinte, auch für die Gemeinden besser zu sorgen, wenn sie dieselben der Obhut einer eigentlichen Missionsgesellschaft übertrüge. So verhandelte sie denn 1825 mit der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern. Das Ergebnis war, daß die letztere die Leitung der lutherischen Gemeinden von da an übernahm, wobei die erstere nur die Bedingung machte, die Missionare, welche von ihr ausgesandt waren und so lange treu in ihrem Dienste gearbeitet hatten, bis an ihr Lebensende selbst unterhalten zu wollen. Die Gemeinden, ungefähr 20,000 Seelen stark, wurden nicht gefragt und auch die Einwilligung der Missionare in die Uebergabe, die in England eingeleitet und abgeschlossen ward, scheint nicht eingeholt zu sein. Was dieser Vorgang zu bedeuten hatte, ist leicht ersichtlich. In der Begründung ihres Entschlusses bemerkte die abtretende Gesellschaft, die neue Vereinigung werde der Mission im Süden von Indien einen regelmäßigen Zuwachs von Missionaren, Katecheten und Schullehrern, die in dem bischöflichen Collegium zu Calcutta vorbereitet seien, liefern. Nach der Verfassung dieses Collegiums aber sollten hier nur solche Aufnahme und Ausbildung finden, die sich ganz zur anglicanischen Kirche bekennen würden. Damit war denn gegeben, daß nach dem Aussterben der alten Lehrer die lutherischen Gemeinden nur von Dienern der eng-

lischen Kirche würden geweidet werden. Denn auch von den Missionaren, die etwa noch aus Deutschland zu erhalten waren, verlangte die Gesellschaft Uebertritt zu jener Kirche, wie 1826 das Beispiel des aus Sachsen stammenden Missionar Kayser bewies, den jene Forderung, als sie ihm in London vorgelegt ward, in den Dienst der londoner Gesellschaft trieb. Auch Schreyvogel, der 1835 persönlich mit den Vorstehern der Franckeschen Stiftungen über eine nähere Verbindung mit jener Gesellschaft verhandelte, erklärte ausdrücklich: „die deutschen Missionare müssen zur englischen Kirche übertreten, sich in ihr ordiniren lassen und sich allen Befehlen der englischen Bischöfe willig fügen."

Die Hauptmasse der lutherischen Missionsgemeinde war durch solche Eingliederung in die anglicanische Kirche der lutherischen Kirche entrissen, ohne daß der Gemeinde selbst diese sanfte Gewaltthat zum Bewußtsein gekommen wäre. Aus letzterem erklärt es sich, daß, als die lutherische Kirche wieder als eine lebendige in Indien auftrat, gar Manche aus jenen „englischen" Gemeinden sich auf ihren Ursprung besannen und freudig zur Mutter zurückkehrten, die sie geboren hatte.

Um dieselbe Zeit vollzog sich die Auflösung der Mission in Trankebar. Schon einige Jahre vorher waren die zu dieser Station gehörigen 11 Landgemeinden im Bestande von 1927 Seelen bleibend der Station Tandschur überwiesen, da man sie aus Mangel an Mitteln nicht mehr unterhalten konnte. Die von John gegründeten und dann noch vermehrten Freischulen in der Stadt hatte man der kirchlichen Missionsgesellschaft übergeben. „Die Mission in Trankebar, die Mutter aller andern Missionen war — wie Cämmerer schrieb — herniedergesunken, um eine kleine Anstalt für einen einzelnen Ort zu werden." Und sogar dies schien noch zu viel zu sein. Die dänische Kolonialregierung machte 1824 den Vorschlag, die Mission als Bekehrungsanstalt aufzuheben und nur die Schulen zu erhalten, ein Vorschlag, dem selbst Cämmerer zustimmte. So weit zu gehen, scheute sich nun zwar das Missionscollegium in Kopenhagen, schon aus Rücksicht auf die ehrwürdige Vergangenheit der trankebarschen Mission. Aber was dann doch mit seiner Billigung geschah, war wesentlich von jenem Vorschlage nicht so sehr verschieden. Der Name blieb, aber die Sache war so gut wie aufgegeben. Es ward nämlich 1825 bestimmt, daß das Amt des ersten Missionars mit dem Pastorat der Zionskirche vereinigt werden sollte, mit dem Zusatze, die geistlichen Beamten, die in Trankebar den Namen Missionar fortführten, hätten sich nur da, wo sie etwas auszurichten hoffen könnten und wo der moralische Charakter der

Personen dazu auffordere, zu bestreben, die Heiden zum Christenthum zu bekehren, zu dessen Ausbreitung übrigens keine Geldsummen würden verwendet werden. Damit war die dem Namen nach fortbestehende Mission in Trankebar in ihrer Wirksamkeit so gut wie aufgehoben, denn Schreyvogel gieng nun in den Dienst der englischen Gesellschaft und Cämmerer, der schon seit 1791 in Trankebar gearbeitet hatte, konnte natürlich in seinem Alter allein die Mission nicht mehr fördern.

Der Grundbesitz der Mission in der Kolonie jedoch sowie die ihr gehörigen Stiftungen in der Heimat blieben erhalten; das Collegium in Kopenhagen bestand fort, obgleich es damals in Dänemark fast an allem Missionssinne mangelte. So ward, wie im Anfange Dänemark die rechtlichen und staatlichen Grundlagen für die Missionsthätigkeit der lutherischen Kirche bot, jetzt durch dasselbe Land der äußere Zusammenhang zwischen der Arbeit der Väter und dem neueren Missionswerk bewahrt. Und dies ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Aber die Missionsgemeinde fand sich dann wieder nicht innerhalb der dänischen Kirche, sondern in Deutschland; das neue Leben gieng von hier aus.

Der in der lutherischen Kirche um sich greifende Unglaube war die Ursache gewesen, daß ihre Mission hinsiechte und zuletzt so gut wie erstarb. Derselbe Unglaube hatte aber auch die lutherische Kirche selbst dem Untergange nahe gebracht. Sie zählte dem Namen nach immer viele Glieder, aber nur in den Herzen sehr weniger lebte die Wahrheit, deren Erkenntnis ihr einst von Gott unter sehr schweren Kämpfen geschenkt war. Daher kam es, daß man in großen Theilen Deutschlands ihr nicht nur ihr Recht, sondern fast ihr Sein raubte, indem man ihrem schriftgemäßen Bekenntnisse die Befugnis absprach, die Norm alles kirchlichen Lehrens und Handelns zu sein, und es mehr und mehr zu einer theologischen Auffassungsweise, die mit andern gleiches Recht theile, herabzudrücken suchte. Der gegen die evangelische Wahrheit gleichgültige, ja ihr feindselige Rationalismus hatte dies ermöglicht und eingeleitet und als dann neues Glaubensleben erwachte, stimmten viele, welche den Herrn Jesum aufrichtig lieb hatten, doch solchem Verfahren zu. Sie freuten sich mit Recht der beseligenden Gemeinschaft mit denen, welche in allerlei Confessionen aufrichtigen Herzens den Sünderheiland suchten und fanden; aber die volle Erkenntnis der Wahrheit, welche die Väter besessen, war ihnen noch nicht wieder aufgegangen; sie hatten den geschichtlichen Boden verloren und wußten die Bedeutung, welche die auf dem gleichen Bekenntnisse beruhende kirchliche Gemeinschaft für das ganze Leben des Christen hat, noch nicht zu schätzen. Diesem

allgemein-kirchlichen Zustande entsprach auch das, was damals für die Mission gethan ward. Es geschah nicht eigentlich als Werk der lutherischen Kirche, nicht in ihrem Dienste.

Die Wiederbelebung des Missionssinnes gieng, wie erwähnt, von England, also von der reformirten Kirche, aus und der Einfluß hiervon auf Deutschland war unverkennbar, so daß Knapp schon 1799 der holländischen Gesellschaft glaubte schreiben zu dürfen: „der Eifer für die Missionssache scheint sich allmählich mehreren mitzutheilen." Aber wenn auch unter den Gläubigen nun neue Freunde des Missionswerkes erstanden, so wuchs ihre Zahl doch nur sehr langsam und was sie thaten, kam nicht der hinsterbenden lutherischen Mission zu Gute. Die wenigen Missionare, welche Halle jetzt noch aussenden konnte und die z. Th. durch den ehrwürdigen Jänicke in Berlin gebildet waren, giengen in den Dienst der reformirten Kirche, der Meinung, dabei lutherische Theologen zu bleiben, bis es einigen denn doch zum Anstoße gereichte, daß man die Unterzeichnung des anglicanischen Bekenntnisses von ihnen verlangte, während sie erwartet hatten, man würde von ihnen nichts weiter beanspruchen, „als daß sie treu seien in ihrem Amte und in ihren Predigten sowohl als auch in der Einrichtung und Regierung der von ihnen zu stiftenden Gemeinden blos das neue Testament befolgen sollten, ohne Sklaven Luthers oder der englischen Liturgie und Glaubensartikel zu sein." Die besten der damaligen Missionare, wie z. B. der in seiner Arbeit reichgesegnete Rhenius, befanden sich auf diesem Standpuncte und hielten ihn mit Entschiedenheit fest. Und mit beiweitem der größten Menge der Missionsfreunde stand es ebenso. Sie schaarten sich um die am 25. Sept. 1815 gegründete baseler Gesellschaft, welche die gleichen Grundsätze über die Stellung der Mission zur Kirche theilte und vertrat. Das seit 1816 erscheinende baseler Missionsmagazin verbreitete Kenntnis der neueren Missionsarbeit in immer weiteren Kreisen und erweckte zur Theilnahme daran. Nach Basel sandten die neu entstehenden Zweig- und Hülfsvereine ihre Gaben. Dorthin wandte sich bald die Mehrzahl der Jünglinge, welche sich gedrungen fühlten, selbst hinauszugehen und den Völkern die Predigt vom Heile zu bringen. Basel beherrschte das Missionsleben in der evangelischen Christenheit Deutschlands.

Aber die lutherische Kirche fand sich selbst wieder. Gerade die Gewalt, die man ihr als einer schon erstorbenen anthun wollte, rief sie wach, mahnte sie sich zu ermannen und der reichen Schätze zu gedenken, die sie von den Vätern her ererbt hatte.

Dies Sichermannen zu neuem lutherisch-kirchlichen Lehren und Leben auf Grund des Bekenntnisses begann bekanntlich in Preußen,

wo die Gefahr der Vergewaltigung am größten war. Und von eben denen, welche hier den Kampf aufnahmen und führten, gieng auch eine neue Wendung in der Geschichte der Mission, ihre Rückkehr zur Kirchlichkeit aus. Am 16. August 1819 hatte sich in Dresden ein Missionshülfsverein gebildet, der die von ihm gesammelten Gaben nach Basel schicken und auch jungen Männern, die sich der Mission zu widmem beschlossen, Aufnahme in die dortige Anstalt erwirken wollte. Der von diesem Vereine erlassene Aufruf fand in Sachsen vielen Anklang; beim ersten Jahresfeste konnte man schon über die Betheiligung von mehr als 50 Ortschaften berichten. Die Verbindung mit Basel, wo so tüchtig gearbeitet ward, wirkte sehr belebend. Schon der eine Umstand, daß in den nächsten 17 Jahren der dresdener Verein 10 Missionare nach Basel zur Verwendung schicken konnte, bekundet dies. Man erhob sich sogar zu dem freilich dann misglückten Versuche, in Sachsen eine eigne Missionsschule zu selbständigerer Arbeit zu errichten.

Auch dieser sächsische Verein trug, wie schon sein Anschluß an Basel zeigt, noch ganz das Gepräge der Frömmigkeit jener Zeit, welche für die Mission die Zurückstellung der kirchlichen Lehrunterschiede als nothwendig verlangte und nur die „einfache evangelische Wahrheit nach dem Worte Gottes" gepredigt wissen wollte, ohne daß sie sich darauf eingelassen hätte, diese „einfache evangelische Wahrheit" im Verhältnisse zu den kirchlichen Bekenntnissen kurz und klar zu bestimmen. Doch fehlte es von Anfang an auch in Sachsen nicht an Geistlichen, welche solche etwas unklare Stellung nicht theilten und deshalb ihre Gaben vorläufig noch nach Halle schickten, wo man wenigstens soweit als möglich noch die Verbindung mit den früher ausgesandten lutherischen Missionaren aufrecht erhielt. Diese kirchlich Gesinnten wurden besonders durch den seit 1829 als Superintendent in Glauchau wirkenden Rudelbach gestärkt, und in Dresden wirkte in gleichem Sinne Scheibel, der von seinem Amte vertriebene Vorkämpfer der schlesischen Lutheraner. Er trat sogar in den Missionsvorstand ein und dies vornehmlich war die Ursache, daß der dresdener Verein sich schneller und sicherer zu kirchlicher Klarheit und Reife durcharbeitete als andere Vereine. Als aber die Reife der Erkenntnis gewonnen war, gab Gott auch die Gelegenheit zum Handeln, auf welche man schon mit einer gewissen Sehnsucht gewartet hatte.

Im Jahre 1835 ward, besonders, wie schon bemerkt, durch den umherreisenden Schreyvogel, in Deutschland die Forderung der englischen Gesellschaft für Verbreitung des Christenthums in fremden Ländern bekannt, daß jeder Missionar, den sie in ihre Dienste neh-

men solle, zur anglicanischen Kirche übertreten müsse. Das Directorium der franckeschen Stiftung fügte sich nach einigem Bedenken dieser Forderung, indem es verhieß, der englischen Gesellschaft dennoch jährlich 100 Pfund zuzuwenden und sich nach Candidaten der Theologie umzuthun, die den Anforderungen der Gesellschaft entsprächen. Aber in Berlin regte sich Widerspruch. Drei der in dem dortigen Missionsinstitute, welches England schon manche tüchtige Missionare geliefert hatte, gebildeten Zöglinge verweigerten den Uebertritt und wollten auch als Missionare der lutherischen Kirche treu bleiben. Aus der Anstalt deshalb entlassen wandten sie sich um Hülfe an ihre Glaubensgenossen in Preußen und Sachsen und ihre Bitte kam nach Dresden gerade in den Tagen der dortigen Jahresfeier, bei welcher man ohnehin auf Veranlassung Rudelbachs über den Beginn einer selbständigen Missionsthätigkeit im Dienste der lutherischen Kirche sich besprach. In der nun von Prediger Wermelskirch vorgetragenen und befürworteten Bitte der drei berliner Missionszöglinge glaubte man einen Wink Gottes zu erkennen, dem man folgen müsse, und so entschloß man sich am 17. August 1836 zuversichtlichen Glaubens zu dem wichtigen Schritte, auch die Mission ganz unter das Bekenntnis der Kirche zu stellen. Die versammelten Freunde, welche von nun an eine ihren Kräften entsprechende selbständige Wirksamkeit beginnen wollten, bezeichneten ihren Verein als evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Sachsen. Es war der erste Verein, der so wieder offen und unumwunden auf kirchlichen Boden trat und nur auf ihm sich bewegen wollte. Und aus diesem Schritt ergab sich sogleich ein zweiter als nothwendig. Die sächsischen Missionsfreunde, da sie das Werk der lutherischen Kirche treiben wollten, konnten nicht allein bleiben wollen, sondern mußten nach der Hülfe aller Glaubensgenossen verlangen. Wie einst das dänische Missionscollegium gleich nach seiner Errichtung sich an die lutherischen Christen aller Länder gewandt hatte, so erließ nun am 30. Sept. 1836 die sächsische Gesellschaft einen Aufruf an alle Lutheraner und bat sie, sich anzuschließen, um gemeinsam das Werk der Kirche zu treiben. Und dieser Ruf ward weithin gehört und mit immer allgemeinerer Zustimmung beantwortet. Die Zahl der Vereine, welche sich um die Fahne des Bekenntnisses, das der sächsische zuerst erhoben hatte, sammelten, wuchs zusehends.

Freilich vollzog sich auch dieser Fortschritt nicht ohne manchen Kampf. Daß solche, die außerhalb der lutherischen Kirche standen, und gar die Gegner des christlichen Glaubens überhaupt die neue Entwicklungsstufe verwarfen und als einen Rückschritt darstellten,

war nur natürlich. Aber auch innerhalb der lutherischen Kirche gab es gar manche, die es ehrlich mit ihr meinten und treu zu ihr halten wollten, aber doch in das eben Beschriebene sich nicht finden oder nur sehr zögernd sich zur Zustimmung entschließen konnten. In vielen Theilen der lutherischen Kirche war man schon wieder für die Mission thätig gewesen, aber meist im Anschlusse an Basel. Dadurch hatte sich ein Band fester Gemeinschaft mit diesem bedeutendsten Mittelpuncte festländischer Missionsarbeit gebildet und man scheute sich, das nun zu zerreißen. Im Dienste der baseler Gesellschaft arbeiteten Missionare aus den verschiedensten deutschen Landeskirchen; so gab es wirksame persönliche Beziehungen. Von Basel aus hatten viele eine erweckende und belebende Einwirkung empfangen; das fesselte mit den Banden der Dankbarkeit. Daher wurden auch von Lutheranern viele Bedenken laut und man fragte sich, ob man sittlich berechtigt sei, Gesellschaften, mit denen vereint man bisher in Segen gearbeitet hatte, zu verlassen, um sich der neuen lutherischen anzuschließen. Die Frage ward in den kirchlichen Blättern und in kleineren Schriften viel hin und her verhandelt, besonders seit 1841, wo Pastor Petri in Hannover, veranlaßt durch die unklaren Verhältnisse im norddeutschen Missionsverein, sein Sendschreiben: Die Mission und die Kirche, herausgab. Aber diese lebhafte Besprechung belehrte und klärte, und immermehr brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die Mission als Werk der Kirche getrieben werden müsse und daß die Pflicht gegen die Kirche, als deren Glied man lebe und wachse, sonstige aus mehr zufälligen Verhältnissen entstandene Pflichten überwiege.

Auch der sächsische Verein befestigte sich auf dem neugewonnenen Grunde, besonders durch die Bemühungen Wermelskirchs, der zum Director des anzulegenden Missionsseminars ernannt ward und als solcher bis 1842 die Hauptleitung der lutherischen Mission hatte. Er vor Allem drängte darauf hin, die Mission zur gemeinsamen Sache der gesammten lutherischen Kirche zu machen und die zerstreuten, ja zersprengten Glieder dieser durch die Theilnahme an jener zusammenzubinden. Das von ihm Erstrebte und mit Erfolg Betriebene ward dann von seinem 1844 eintretenden Nachfolger Dr. Karl Graul mit dem größten Nachdrucke fortgeführt. Kaum ein andrer Mann hat in der Neuzeit sich um die lutherische Mission solche Verdienste erworben wie Graul, der mit dem treusten Sinne für seine Kirche die eindringendste und umfassendste Kenntnis des gesammten Missionswesens verband. Aus dem Geiste der lutherischen Kirche heraus suchte er die Grundsätze der richtigen Missionsarbeit festzustellen und sah sich dabei immermehr auf das zurück-

geführt, was schon den Vätern ausgesprochen und zum guten Theile ausgeführt war. Graul lenkte so zu den geschichtlichen Anfängen der lutherischen Mission zurück. Und auch in anderer Beziehung war dies schon auf die erfreulichste Weise geschehen.

Als die Gesellschaft sich zu selbständiger Wirksamkeit entschlossen hatte, mußte sie natürlich auch überlegen, wo sie solche beginnen könne. Unter den Plätzen, die ihr vorgeschlagen wurden, schien sich am meisten Südausträlien zu empfehlen. Dorthin zogen gerade damals gar manche preußische Lutheraner, die ihre Heimat der kirchlichen Verhältnisse wegen verließen. Darin glaubte man einen guten Stützpunct für eine beginnende Mission zu erblicken und da ein in jener Gegend begüterter Engländer eine nicht unbeträchtliche Geldhülfe anbot, beschloß man 1837 im südlichen Australien in der Umgegend von Adelaide Missionsstationen anzulegen. Im nächsten Jahre entsandte man zwei Missionare, Teichelmann und Schürmann, denen 1840 zwei andere folgten. Und diese ließen es wahrlich nicht an treuer Arbeit fehlen. Aber der Boden, auf welchem sie ackerten, war ein sehr harter und ward außerdem ihnen noch bald streitig gemacht. Die Ureinwohner, welche sie ja bekehren sollten, erwiesen sich als ziemlich unzugänglich und besonders als sehr unbeständig. Am meisten schien die von ihnen angelegte Schule zu versprechen, aber 1845 ward diese vom Gouverneur in die Stadt hineinverlegt und dem bestimmenden Einflusse der Missionare entzogen, und der englische Bischof, dem das in Adelaide neu errichtete Bisthum übertragen ward, sprach die Voraussetzung aus, daß die etwa bekehrten Eingebornen sich der anglicanischen Kirche anschließen würden. Unter solchen Verhältnissen war an eine Fortsetzung der lutherischen Mission in diesem Lande nicht zu denken. Der Versuch mußte als ein mislungener aufgegeben werden. Die ausgesandten Missionare wandten sich theils der geistlichen Bedienung ihrer deutschen Glaubensgenossen, theils andern Berufsarten zu.

Doch inzwischen hatte sich schon an einem andern Orte eine Thür geöffnet, durch welche man eintreten konnte, und zwar mit viel begründeteren Hoffnungen. Es war wohl natürlich, daß wenn jetzt eine lutherische Gesellschaft ein Feld zur Arbeit suchte, sie vor Allem der Stätten gedachte, an welchen die Väter gearbeitet hatten, und sich der Wunsch in ihr regte, das von jenen Begonnene wieder aufnehmen zu dürfen. Der letzte Besitz nun der alten lutherischen Mission war in dänischen Händen, der Rest der gesammelten Missionsgemeinde stand unter der Leitung des mit dem Namen „Missionar" ausgezeichneten dänischen Pastors in Trankebar. Daher hatte schon Rudelbach auf einen Zusammenschluß mit den dänischen

Missionsfreunden hingewiesen und jetzt 1838 ein Jahr nach dem Tode des Missionar Cämmerer, des letzten der alten lutherischen Sendboten, trat man in Verhandlung mit dem Missionscolleg in Kopenhagen. Cämmerer hatte 1834 in seinem letzten Berichte geschrieben: „so nahet sich denn endlich die ehemalige große, berühmte, blühende und gesegnete trankebarsche Mission ihrem Untergange, wenn ich meine Augen zuthue, der letzte deutsche Missionarius; denn man will nun lauter geborne Dänen haben." Doch diese Befürchtung sollte sich jetzt als eine unrichtige erweisen. Die von Wermelskirch in Dänemark geführten Verhandlungen nahmen einen so günstigen Verlauf, daß man in Dresden daran denken konnte, schon vor dem völligen Abschlusse derselben einen Missionar nach Ostindien zu senden, um sich an Ort und Stelle nach den Verhältnissen zu erkundigen und damit eine sichere Grundlage für weitere Schritte zu beschaffen. Und nun gieng es schneller, als man erwartet hatte. Missionar Cordes, der 1840 Europa verließ und sich zuerst in Madras genauer umsah, ward von dem dänischen Pastor Knudsen in Trankebar, der nach Kräften auch noch die Heidenpredigt fortgesetzt hatte, eingeladen und sah bald, wie wünschenswerth und Erfolg verheißend es wäre, eben hier wieder in die Arbeit einzutreten. In diesem Sinne berichteten er und Knudsen nach Europa und der Erfolg war, daß Cordes 1841 mit Genehmigung der dresdener Gesellschaft als dänischer Missionsprediger angestellt ward. Mit dem Gelde, das ihm von Dresden aus zur Verfügung gestellt war, kaufte er in Poreiar ein Haus zur Anlage eines als nothwendig erkannten Seminars, und gab diesem und seiner damit verbundenen Thätigkeit gleich eine solche Ausdehnung, daß man in der Heimat darüber fast erschrak. Es war ähnlich wie im Anfange, wo Ziegenbalgs Anlagen Bedenken erregten. Aber jetzt ließ man sich nicht einschüchtern, sondern beschloß mit aller Kraft für das Begonnene einzutreten, der Hoffnung voll, daß die Kinder der lutherischen Kirche das Werk als das ihrige erkennen und nicht sinken lassen würden. Und dieser Entschluß ward belohnt.

Schon länger war in Dänemark die Rede davon gewesen, die ostindische Kolonie an England zu verkaufen. Die dänischen Missionsfreunde hatten freilich davor gewarnt. „Verkauft Trankebar nicht!" mit diesem Worte schloß der treffliche Fenger im Hinblicke auf die historischen Erinnerungen und auf die damaligen kirchlichen Verhältnisse in der Kolonie seine Geschichte der trankebarschen Mission. Aber es kam doch dazu. Die wirthschaftlichen Verhältnisse schienen es zu verlangen. Damit war nahe gelegt, auch die Mission der englischen Gesellschaft zu übergeben, welche schon

die früher von Trankebar aus gegründeten Stationen übernommen hatte und dann wäre es mit der lutherischen Missionsthätigkeit an diesem Orte ganz aus gewesen. Aber nun bat die tamulische Gemeinde selbst einmüthig den König von Dänemark, sie nicht der englischen, sondern der lutherischen Gesellschaft zu überweisen, „damit sie nicht durch den Verkauf Trankebars auch im Geistlichen verlieren möchten, wie sie im Weltlichen verlieren müßten." Es war eine Bitte, die man wohl zum größten Theile der treuen Arbeit von Cordes zuzuschreiben hat, durch welche in den Tamulen wieder das Bewußtsein dessen, was sie der lutherischen Mission zu danken hatten, geweckt war. Die Bitte ward erhört. Bei dem 1845 abgeschlossenen Verkaufe behielt sich die dänische Regierung das Recht vor, ferner Missionare in die trankebarsche Mission zu senden, welche sie einstweilen Cordes zur Verwaltung überwies. Und zwei Jahre später kam es zu einem Vertrage zwischen der Regierung und der dresdener Gesellschaft, in welchem jene dieser die dänisch-trankebarsche Mission übergab und ihr das Recht, dorthin Missionare zu senden unter der Bedingung abtrat, daß sie den ganzen ihr übergebenen Grundbesitz in gutem Stande erhalte.

So trat die junge lutherische Missionsgesellschaft wieder in das Erbe der Väter ein, deshalb bald auch von Halle aus den alten für Trankebar bestimmten Missionsfonds unterstützt, und gleichzeitig eröffnete sich die Aussicht auf ein neues Arbeitsfeld in Nordamerika, von dessen Bebauung wir an einem andern Orte werden zu reden haben. Das forderte zur Anspannung aller Kräfte auf, denn es galt nun nicht blos zu erhalten, sondern „auszubauen und abzurunden, äußerlich und innerlich zu festigen." Dazu aber erschien es einmal als nöthig auch in der Ausbildung der Missionare zur alten kirchlichen Uebung zurückzukehren und nur solche abzuordnen, die auch in der theologischen Wissenschaft tüchtig durchgebildet seien. Graul besonders vertrat diesen Grundsatz, der die Verlegung der Missionsschule in eine Universitätsstadt wünschenswerth machte. Und im Zusammenhange damit erwies sich als ein zweites Bedürfnis eine andere Ordnung der heimischen Missionsleitung. Jemehr die Mission wirklich Sache der gesammten lutherischen Kirche ward, um so weniger konnte die ganze Leitung in den Händen der dresdener Gesellschaft bleiben. Man erkannte das Misliche dieses Verhältnisses und beschloß 1847, den beiden Bedürfnissen gemeinsam abzuhelfen, indem man die Missionsanstalt nach Leipzig verlegte und dort einen Central-Verwaltungsausschuß für die gesammte lutherische Mission unter dem Namen „Collegium der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig" bildete. Der Beschluß ward im nächsten Jahre

ausgeführt und man hat ihn nicht zu bereuen gehabt. Die von Leipzig aus geleitete Mission ist wirklich in der Heimat zu einem Werke geworden, zu welchem lutherische Christen aus allen Ländern weit über Deutschlands Grenzen hinaus sich vereinigt haben, und in welchem sie ihrer kirchlichen Gemeinschaft sich bewußt und froh werden. Je kräftiger die heimische Kirche sich aufrafft, um in diesem Werke die von dem Herrn ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen, einen um so größeren Segen hat sie für sich selbst davon.

Und auch draußen hat Gott ihrer Arbeit Wachsthum und Gedeihen gegeben. Bei der Uebernahme der trankebarschen Mission erhielt man in der Stadt selbst eine Gemeinde von etwa 1000 Christen und eine andere von 550 Seelen in dem benachbarten Poreiar; ferner 5 Katecheten, 14 Schulen mit 16 Lehrern, 2 Lehrerinnen und 572 Kindern. Man trat damals mit 8 Missionaren in die Arbeit ein. Nach dem letzten Berichte dagegen arbeiten auf 12 Stationen 15 Missionare und 6 Landprediger. In den 85 Schulen unterrichten 98 Lehrer 1698 Kinder und die über 372 Orte zerstreuten Gemeinden zählen 8517 Seelen. Es ist ein stetes Wachsen gewesen trotz mannigfacher Hindernisse, an denen es natürlich auch jetzt nicht fehlte. Die empfindlichsten derselben kamen auch diesmal nicht sowohl von außen als von innen durch Meinungsverschiedenheiten der Arbeiter am Werke, die bis zu Streit und Spaltung führten. Besonders Eine Sache war es, die viele Unruhe erregte, die sogenannte Kastenfrage. Wir erinnern uns dessen, daß die Kaste bei den früheren Missionaren keinen Gegenstand des Streites gebildet hatte. Als man sich über ihr Wesen klar geworden war, wußte man auch, wie man sie zu behandeln, wie weit sie zu bekämpfen, wie weit zu dulden habe. Es bildete sich eine feste Uebung, an der man bis gegen Ende des Jahrhunderts durchweg hielt, und deren sittliche Berechtigung gerade die bedeutendsten der Missionare auf Grund langjähriger Erfahrung wiederholt bestätigten. Auch Schwarz war darin ganz Eines Sinnes mit seinen Vorgängern, daß man das Sündhafte in der Kaste allen Ernstes strafen und beseitigen müsse, im Uebrigen aber die in dieser nationalen Verirrung Befangenen nicht mit gesetzlicher Härte, sondern mit seelsorgerlicher Weisheit zu behandeln habe, wenn man etwas Dauerhaftes und Gründliches erreichen wolle. In der Zeit freilich, wo der um sich fressende Rationalismus auch die Missionare nicht ganz unberührt ließ, schlich sich hie und da eine zu große Nachgiebigkeit gegen die Kaste ein, durch welche es an Einem Orte soweit kam, daß man vorübergehend sogar einen doppelten Kelch einführte. Aber es ward dies doch als ein Unrecht erkannt, andere Missionare straften

solchen Unfug und drangen auf ernstere Bekämpfung der Sünde und des Uebels, welches unzweifelhaft in der Kaste liegt.

Um so mehr mußte es Aufsehn erregen, als die englischen Missionare, die erst in neuerer Zeit in die Arbeit eintraten, eine ganz andere Behandlungsweise verlangten und durchzuführen suchten. Sie wollten gar nichts dem Gebiete des natürlichen Lebens Angehöriges in der Kaste anerkennen, sondern erklärten sie schlechthin für eine Ausgeburt der Sünde, ein Werk des Teufels, weshalb sie rund und rein abgethan werden müsse. Es sind Gedanken, in welchen man ebenso wie in der Art ihrer Durchführung reformirten Geist nicht verkennen kann.

Von diesem Standpuncte aus verwarfen die englischen Missionare natürlich das Verhalten der lutherischen als eine unerlaubte Nachgiebigkeit gegen die Sünde. Doch hätte diese Befehdung von außen im Grunde wenig gestört, wenn nur nicht unter den lutherischen Missionaren selbst über die Frage Streit ausgebrochen wäre, ein Streit, der mehrere der tüchtigsten Arbeiter zum Austritte aus dem Dienste veranlaßte. Den Leitern der Mission war hierdurch natürlich Grund zu erneuerter, ernster Untersuchung der Frage gegeben, aber gerade die gründlichsten Forschungen über alles hierher Gehörige, durch welche vorzüglich wieder Graul sich verdient machte, befestigten die Ueberzeugung, daß die Grundsätze, nach welchen die Väter die Kaste behandelt hatten, die richtigen seien. Das Collegium bestätigte sie und beschloß, auch fernerhin ihnen zu folgen.

So hat die neuere Mission der lutherischen Kirche in Ostindien wieder an die dortigen Anfänge angeknüpft und Gott hat diese Fortsetzung gesegnet. Möchte nun nur die Kirche Treue bewahren, daß nicht abermals eine Zeit des Verfalles hereinbreche!

Fünfzehnter Vortrag.

Der Verlauf der ostindischen Mission zeigt uns, daß während des vorigen Jahrhunderts in der dänischen Kirche keine sonderlich lebhafte Theilnahme für die Heidenpredigt vorhanden war. Was hierfür in Dänemark geschah, gieng wesentlich von dem Missionscollegium aus und würde kaum geschehen sein, wenn nicht diese von den Königen gestiftete, halb kirchliche halb staatliche Behörde einmal dagewesen und dann erhalten wäre. Diesem staatskirchlichen Halte war insofern etwas zu danken. Andrerseits kam dadurch frei-

lich über das ganze Missionswesen das Gesetzlich-Förmliche und Unlebendige, welches sich so leicht mit allem Staatskirchlichen verbindet. Für Ostindien ward dieses Letztere ziemlich aufgehoben durch den Einfluß der deutschen Missionsgemeinde, der über und durch Halle sich geltend machte. Aber in der nordischen Mission sahen wir schon früher das Staatskirchenthum überall erkältend und lähmend wirken. Und doch darf man hier am wenigsten in der Klage über solchen Nachtheil zu weit gehn, denn für die Evangelisirung des Nordens wäre eben ohne Hülfe der staatskirchlichen Ordnung das einmal Erreichte ganz wieder verloren gegangen und auf lange hinaus nichts Neues geleistet. Es fehlte an aller dafür ausreichenden freiwilligen Thätigkeit aus der Gemeinde heraus.

Als wir von der lappischen Mission schieden, sahen wir, daß sie nicht mehr in dem Geiste fortgesetzt ward, in welchem Thomas von Westen sie begonnen hatte. Sie stand unter der Leitung der Bischöfe von Drontheim, an deren Bischofssitze sich auch das lappische Seminar befand. Aber die wenigsten von diesen hatten ein rechtes Herz für sie und daher kamen sie auch zu keinem Verständnisse von dem, was nöthig war. Auf Veranlassung des Bischofs ward 1774 das Seminar, welches Prediger und Lehrer für die Lappen bilden sollte, aufgehoben und die Verordnung gegeben, die Lappen sollten für die Unterweisung im Christenthum das Norwegische lernen, eine Verfügung, zu welcher nur der Unverstand im Bunde mit der Faulheit führen konnte. Unter solchen Umständen geschah nur hier und da etwas für die Mission durch einzelne Männer, welche nicht blos die staatskirchliche Versetzung, sondern vor Allem die Liebe zum Heilande auf dies Arbeitsfeld trieb. Als solche sind die Gebrüder Kildal zu nennen, deren Wirksamkeit sich bis in dieses Jahrhundert hineinzog. Rechtes Leben aber kam erst wieder in die lappische Mission, als 1825 Stockfleth Pastor in Wadsö ward. Doch ward das von ihm Geschehende nicht mehr durch das dänische Missionscollegium beeinflußt, indem ja damals die Verbindung zwischen Dänemark und Norwegen sich schon seit einiger Zeit gelöst hatte. Dagegen blieb der andere Zweig der gegen Norden gerichteten Missionsthätigkeit der dänischen Kirche, der grönländische, noch unter der Leitung des Collegs.

Die Mission in Grönland war unter ganz besonderen Schwierigkeiten begonnen. Es gehörte der Glaubensmuth eines Egêde dazu, sie zu überwinden. Und ein guter Theil dieser Schwierigkeiten blieb und hemmte fortwährend. Das Collegium sorgte dafür, daß immer neue Geistliche auf die grönländischen Stationen, deren Zahl nach und nach bis auf 8 stieg, gesandt wurden; im Jahre 1786

gab es draußen 10 solcher Arbeiter! Aber weitaus nicht alle waren Missionare, wie sie sein sollten. Nicht wenige von ihnen trieb die Aussicht auf eine einträgliche Stelle in der Heimat, welche ihnen nach einem Dienste von einigen Jahren in Grönland gemacht ward. Wie hätte man bei solchen die volle Hingebung an die Missionssache erwarten dürfen, ohne welche doch diese nicht gedeihen kann? Wie hätten solche es über sich gewinnen sollen, ernstlich mit der ungemein schwierigen Sprache zu ringen, von welcher einer der treuesten Missionare bekennt, er habe es nie so weit in ihr gebracht, um recht vom Herzen zum Herzen reden zu können. Zur Heranbildung eines eingebornen Predigerstandes kam es nicht, ja konnte es nach der Sachlage kaum kommen. Junge Grönländer nach Europa zu nehmen und dort auszubilden war unthunlich; sie hätten die Verpflanzung nicht ertragen und wären ihrem Volke zu sehr entfremdet. Die Ausbildung im Lande selbst aber wäre schon wegen der eigenthümlichen Lebensweise des Volkes fast ebenso unmöglich gewesen. Erst in neuerer Zeit hat man dort zwei Seminare angelegt, um Nationalgehülfen oder Katecheten zu erziehen, von denen Dr. Kalkar bemerkt, sie seien die eigentlichen Träger der grönländischen Mission. Und weiter wird man es auch jetzt schwerlich bringen. Der ganze Culturzustand des Volkes ist ein solcher, daß es nicht möglich erscheint, einzelne Glieder desselben, ohne sie aus dem Volkszusammenhange zu reißen, so weit zu heben, daß sie Selbständigkeit und Geltung genug erlangen, um eine Gemeinde zu weiden. Der Gedanke einer selbständigen lutherisch-grönländischen Kirche unter einer eingebornen Geistlichkeit wird nicht so zu verwirklichen sein, wie es der einer lutherisch-indischen unzweifelhaft ist. Jenen Gemeinden im Norden werden für alle Zeit die Hauptlehrer aus Europa gesandt werden müssen; aber diese werden wieder keine genügende Einwirkung auf das Volk erlangen, wenn sie sich nicht nationale Gehülfen erziehen. Solange es ein grönländisches Volk geben wird, werden die dortigen Gemeinden, um zu bestehen, der nachhaltigen Unterstützung seitens der dänischen Mutterkirche bedürftig bleiben. Und die für diesen Zweck nothwendigen Einrichtungen und Veranstaltungen sind nun getroffen. Durch das Missionscollegium wurden die grönländischen Pastorate gegründet und unterhalten und wenn schon lange Zeit viele der angestellten Pastoren nicht des geistlichen Berufes würdige Männer waren, so ist es doch auch hierin besser geworden, seitdem wieder neues Leben in die Kirche Dänemarks kam. Jedenfalls ward erreicht, daß alle auf den Kolonieen wohnenden Grönländer Christen wurden und sich der Zucht christlicher Ordnung unterstellten, einer Zucht, die wohl noch

günstiger gewirkt hätte, wenn ihr nicht durch die europäischen Kolonisten in so schändlicher Weise entgegen gearbeitet wäre.

Für die Verstärkung und Vertiefung des christlichen Einflusses konnte, wie bemerkt, nur durch die Heranbildung eingeborner Katecheten gesorgt werden, die im Stande wären, ihren Volksgenossen auch während der Sommerwanderungen nachzugehen und sie unter geistlicher Pflege zu halten. Dazu sind nun in neuerer Zeit zwei Seminarien in Jakobshaven für das nördliche und Godthaab für das südliche Grönland angelegt. Wenn Beides, Aussendung tüchtiger Pastoren und rechte Pflege der Seminare, genügend fortgeschieht, so wird die kleine grönländische Mission verhältnismäßig wohl bestellt sein; eine eigentliche Geschichte derselben aber, d. h. eine Fortentwicklung zu einer wesentlich höheren Stufe ist aus den schon angegebenen Gründen kaum zu erwarten.

Die eben erwähnte so wichtige Gründung der Seminare in Grönland ist nicht, wie erwartet werden könnte, von dem Missionscollegium ausgegangen, sondern von einer neueren dänischen Missionsgesellschaft, die sich in einer Zeit bildete, wo das Collegium, unter dem Banne des Rationalismus gelegen, die Missionssache arg vernachlässigte. Nachdem schon die Pastoren Boesen und Balslev eine kleine Schaar Gläubiger um sich gesammelt hatten, gründete der Pastor B. Rönne zu Lyngby auf Seeland am 17. Juni 1821 in dem Fischerdorf Taarbank am Sund eine Missionsgesellschaft, welche besonders durch seine unermüdliche Thätigkeit immer zahlreichere Mitglieder gewann. Die ihr zu Gebote stehenden Geldmittel verwandte sie theilweise zur Unterstützung auswärtiger Gesellschaften wie vornehmlich der baseler, später und zwar gerade in den Jahren politischer Spannung auch der leipziger, theilweise für die grönländische Mission. Sie war es, welche die Gründung von Seminarien betrieb und sie zum guten Theile zu unterhalten versprach. Doch hatte sie hierbei bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, indem das Missionscollegium auf den Einfluß der Gesellschaft sehr eifersüchtig war und ihn sich möglichst fern zu halten suchte. Erst als 1849 mit der Verfassungsveränderung das Collegium aufgehoben und die Mission dem Cultusministerium unterstellt ward, konnte die Gesellschaft mehr erreichen und mit besserem Erfolge an der Verwirklichung ihres verständigen Planes arbeiten.

Durch die Gesellschaft, vorzüglich durch das in ihrem Dienste stehende, tüchtig geleitete Missionsblatt, ward die Theilnahme für die Mission jetzt auch in großen Kreisen des dänischen Volkes, vor allem auf den Inseln, geweckt. Natürlich meldeten sich bald auch Leute, die den Wunsch hegten, selbst unter die Heiden zu gehen.

Doch schlug in dieser Beziehung die Gesellschaft ein wunderliches Verhalten ein. In der ersten Zeit wies sie Solche auswärtigen Gesellschaften oder der Brudergemeinde zu. Aber dies ward anders, als Grundtvigs Richtung sich weiter verbreitete und gerade der lebendigsten und thatkräftigsten Christen sich bemächtigte. Grundtvig wollte von der Mission nichts wissen, es sei jetzt keine Missionszeit und seine Anhänger verwarfen die Missionsanstalten als „Apostelfabriken". Man möge im heimischen Kirchendienste stehende Geistliche aussenden, die etwa zur Missionsarbeit sich berufen erachteten und sich darzu erböten. Diese in sich so haltungslose Anschauung gewann auch über leitende Glieder der Missionsgesellschaft die Herrschaft, so daß man von hier aus die zum Missionsdienste sich Meldenden zurückhielt, statt sie zu ermuthigen und zu fördern. Es ist sehr zu begreifen und nur zu billigen, daß unter solchen Umständen das Missionscollegium es nicht für thunlich erachtete, 1847 die alte Station in Trankebar der dänischen Gesellschaft zu übergeben, sondern sie der allgemeinen lutherischen abtrat. Jenes wäre mindestens ein sehr gewagter Versuch gewesen. Erst in neuester Zeit scheint die Macht jener von Grundtvig ausgegangenen Verirrung gebrochen zu sein, wenigstens hat man nun in Kopenhagen eine Missionsschule angelegt und die Gesellschaft besitzt in Ostindien eine eigene Station Bethanien am Penar unweit Cudelûr. Hier arbeitet in ihrem Dienste Missionar Ochs, der aus Anlaß des Kastenstreites sich 1863 von der leipziger Gesellschaft trennte und nun von der dänischen in Verbindung mit einigen deutschen Missionsfreunden unterhalten wird.

Die Gesellschaft in sich hat sich neuerdings durch eine bessere Ordnung, welche das ganze Land umfaßt, gefestigt und ist dadurch zu größerer Thätigkeit fähig geworden. In der lutherischen Kirche Dänemarks zeigt sich augenblicklich eine Theilnahme für die Sache der Mission wie bisher noch nie und es ist zu erwarten, daß dies noch zunehmen wird, wenn so eifrige und zugleich so einsichtsvolle Männer, wie der gegenwärtige hoch verdiente Vorsitzende Dr. Kalkar an der Spitze der Gesellschaft bleiben. —

Ueberhaupt muß man einen sehr erfreulichen Aufschwung des Missionswesens seit Beginn dieses Jahrhunderts durch den ganzen skandinavischen Norden hin anerkennen. Von der schwedischen Kirche sahen wir, daß sie früh auf die benachbarten Lappen ihr Auge richtete und daß seitens der Könige verschiedene Schulen für die Lappen gegründet wurden. Mit Rücksicht auf den Charakter des Volkes als eines umherziehenden veränderte man 1820 mehrere von diesen aus festen in Wanderschulen; doch erwies sich die Maßregel als

eine unzuträgliche, wie besonders Petrus Læstadius, der 1826–1832 mit großem Eifer als Missionar in einem Theile der Lappmark wirkte, erfuhr. Er drang auf eine ganz neue Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in der Lappmark, welche nach seinen Vorschlägen 1846 eingeführt ward. Darnach wurden vier feste Schulen in den von Süden nach Norden verfolgten Orten Lycksêle, Arjeplog, Jockmock und Gellivare errichtet als Mittelpuncte der Christianisirung des Volkes, welche besonders die Kinder ins Auge faßte. Außerdem wollte man Lappenkinder bei schwedischen und finnischen Bauern in Kost geben, in der Hoffnung, sie nicht nur zu christlicher Erkenntnis und Zucht zu führen, sondern durch sie allmählich auch das Volk an eine seßhafte Lebensweise zu gewöhnen. Aber gerade dem setzte das Volk so entschiedenen Widerstand entgegen, daß man den Plan aufgeben mußte. Man sah sich wieder darauf zurückgeführt, Katecheten auszubilden, welche den Lappen auf ihren Wanderzügen so weit möglich folgen sollten, um sie mit dem Worte Gottes zu bedienen und vorzüglich dem heranwachsenden Geschlechte das zu erhalten, was es in jenen Schulen gewonnen hatte. Mit diesen beiden, den festen Schulen und den wandernden Katecheten, scheint das den Verhältnissen Angemessenste getroffen zu sein. Wenigstens spricht sich auch Dr. Peter Fjellstedt, der die Mission unter den Lappen mit Eifer befördert und 1857 verschiedene jener Schulen besichtigt hat, dahin aus. „Sie stehen — sagt er — in einem sehr guten Ansehn bei den Leuten in der ganzen Umgegend. Sehr viele Lappen, die in diesen Schulen gewesen sind, wandern jetzt mit ihrem Volk auf dessen Nomadenzügen umher, und in manchen Hütten wird nun von ihnen das Evangelium gelesen, wo man sonst nichts davon wußte, denn gar wenige von den ältern Lappen können lesen. Manche von denen, die in diesen Schulen erzogen wurden, sind wahrhaft bekehrt und üben jetzt im Kleinen eine Art Missionsarbeit unter ihrem Volk. Dies ist auch fast der einzig mögliche Weg, unter den Lappen zu missioniren; denn man kann ihnen nicht auf ihren Wanderungen folgen und wenn man es könnte, so hätte nur eine oder ein Paar Familien den Nutzen davon, indem sie um ihrer Heerden willen getrennt wie Abraham und Lot hin und her ziehen. Jetzt ist durch diese Schulen in manche Lappenhütten christliches Licht und Leben gedrungen.“ Der Schwerpunct liegt auch hiernach in den Schulen, welche jetzt durch einige Kinderbewahranstalten, die ein 1864 entstandener Groschenverein gegründet hat, noch vermehrt sind. Doch ist daneben die von so manchen Schwierigkeiten gedrückte Thätigkeit der wandernden Katecheten immerhin nicht gering zu schätzen. Karl Ludwig Tellström hat

als solcher von 1836—1862 mit vielem Segen gewirkt und ihm folgten andere für ihren Beruf tüchtige Männer, die anfangs zwar von den Lappen mit einem gewissen Mistrauen aufgenommen, dann aber mit Liebe und Anhänglichkeit belohnt wurden.

Man hat also auch hier für die lappische Mission die passenden Einrichtungen und ihnen fehlt der Erfolg nicht, sobald nur die rechten Männer in ihnen arbeiten. Das Hauptverdienst daran aber darf man in Schweden ebensowenig wie in Dänemark der Staatskirche und ihren Ordnungen zuschreiben. Das Wirksamste ist wieder von der frei sich sammelnden Missionsgemeinde ausgegangen. Mit dem Wachsthume christlichen Lebens in der schwedischen Kirche erwachte auch der Sinn für die Verbreitung des Reiches Christi unter den Heiden. Im Jahre 1835 entstand die schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm, welche sich mit der wesleyanischen Gesellschaft in London in Verbindung setzte, um durch sie das Schulwesen unter den Negern der schwedischen Insel St. Barthelemy zu fördern. Daneben unterstützte sie die Missionsanstalt in Basel und nahm sich besonders der Lappen an. Ihr vornehmlich sind die Schulgründungen unter diesem Volke zu danken, wie sie es auch war, die Tellström aussandte. Zehn Jahre später, 1845, entstand eine Missionsgesellschaft in Lund, von welcher ein anderer bedeutungsvoller Schritt ausgieng. Im vorangegangenen Jahrhunderte nämlich hatten die Freunde der Mission, die es in Schweden gab, ihre Beiträge, wie es natürlich war, nach Halle gesandt, um die Arbeit der lutherischen Kirche unter den Tamulen zu unterstützen. Diese Verbindung war unterbrochen und die neue Missionsgesellschaft stand, wie die meisten damaligen, auf bekenntnisfreiem Grunde. Aber als das Bekenntnis der Kirche 1836 in Sachsen als Norm auch für die gesammte Missionsarbeit hingestellt und diese selbst als Werk nicht beliebiger einzelner Christen, sondern der Kirche gefaßt ward, erkannte man in der Gesellschaft zu Lund die Richtigkeit solches Grundsatzes an und trat darauf hin mit dem Missionscollegium in Leipzig in Verbindung, eine Verbindung, welche auch nach dem Verschmelzen der lundischen mit der schwedischen Gesellschaft im Jahre 1855 beibehalten ward. Missionare aus Schweden betraten das Arbeitsfeld unter den Tamulen als Genossen der aus Deutschland stammenden Sendboten der lutherischen Kirche.

Aber eben diese Verbindung scheint der schwedischen Gesellschaft in ihrem eignen Lande ziemlich geschadet zu haben, wenigstens steht unter den Vorwürfen, die man ihr bald machte, und unter den Gründen, durch welche man sich zu einer andern Vereinigung gedrängt glaubte, oben an, daß jene nicht selbständig Mission treibe,

sondern einer andern, auswärtigen Gesellschaft sich unterordne. Als 1861 die Verbindung der dänischen Gesellschaft mit dem Missionscollegium in Leipzig in Frage kam, und dieses jener nur die Stellung einer Hülfsgesellschaft zugestehen konnte, scheiterte hieran die Vereinigung, „denn — heißt es vor der Betonung der Kastenfrage — dazu konnte die dänische Gesellschaft sich nicht verstehen. In einem solchen Falle hätte sie ihre Unabhängigkeit, an der sie bis dahin festhielt, aufgeben müssen und wäre nur dazu dagewesen, die Beschlüsse einer andern Gesellschaft auszuführen." Ganz ähnlich stand es in Schweden, wo der nationale Gegensatz gegen Deutschland, der so in übler Verirrung auch auf das kirchliche Gebiet übertragen wird, noch stärker zu sein scheint als in Dänemark. Denn dieser Gegensatz war es ohne Zweifel, der hier sich wirksam erwies.

Es ist ja allerdings nicht zu leugnen, daß persönliche Beziehungen wie in andern Verhältnissen, so auch im Missionsleben die Theilnahme erhöhen. Wenn einzelne Gemeinden oder größere Kreise oder ganze Volkskirchen diesen oder jenen Missionar als ihren Arbeiter, dieses oder jenes Missionsgebiet als ihr Arbeitsfeld betrachten können, so wird eben dies sozusagen persönliche Verhältnis sie leicht zu größerer Hingebung und eifrigerer Thätigkeit treiben. Das ist durchaus menschlich und enthält nichts Tadelnswerthes. Hatte doch mit Rücksicht eben hierauf Graul, als er die Leitung der lutherischen Mission, damals noch in Dresden, antrat, den Vorschlag gemacht, es möge jeder Bezirk einen oder mehrere der gemeinschaftlichen Missionszöglinge übernehmen und zu unterhalten sich anheischig machen. Er hoffte so außer dem allgemeinen Interesse ein besonderes, persönliches zu wecken, ließ aber später den Gedanken fallen, weil die strenge Durchführung desselben für Ordnung und Zusammenhang des Ganzen Gefahr gebracht hätte. Doch ist es ja auch jetzt noch einzelnen Personen oder Gemeinden nicht unbenommen, den Unterhalt z. B. für Kinder in den Missionsschulen zu bestreiten, und das Collegium hat neuerdings, als die stockholmer Gesellschaft eben wegen jener Stimmung des schwedischen Volkes eine größere Selbständigkeit wünschte, anerkannt, es lasse sich bei Festhaltung der einheitlichen Leitung als möglich denken, „daß den schwedischen Freunden etwa die eine oder die andre der Stationen in Indien besonders zugewiesen würde, über welche dann die dort arbeitenden schwedischen Missionare besonders zu berichten hätten." Also die Geltendmachung solcher persönlicher Beziehungen ist nicht unberechtigt. Doch ist der Wunsch, sie herzustellen, schwerlich allein es gewesen, der die Wirksamkeit der schwedischen Gesellschaft in ihrem Lande lähmte. Von größerer Bedeutung war es hierfür, daß sie

gerade mit einer Gesellschaft in Verbindung stand, die ihren leitenden Sitz in Deutschland hat. Man kann sich dieses Eindruckes kaum erwehren, wenn man die Berichte über die Entstehung der neuen Gesellschaft liest.

Im Jahre 1856 bildete sich eine Gesellschaft für innere Mission unter dem Namen „evangelische Vaterlands-Stiftung," die bald eine mannigfache und gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Beim dritten Jahresfeste ward über die Frage verhandelt, welches die von der Noth am meisten geforderten Verbesserungen des schwedischen Kirchenwesens seien, für die der Freund der Kirche und des Vaterlandes am dringendsten zu beten habe. Hier nannte Dr. Fjellstedt unter den Hülfsmitteln zur stetigen Erneuerung der Kirche auch die Missionsthätigkeit und im nächsten Jahre beschloß die Vaterlands-Stiftung, die Heidenmission unter die Gegenstände ihres Wirkens aufzunehmen. Es fehle eben noch eine eigne schwedische Mission unter den Heiden, für welche die Sendboten in einer einheimischen Anstalt ausgebildet würden und zu deren Unterhalt die eingehenden Gaben unmittelbare Verwendung fänden. Die Stiftung, durch ihre Statuten ausdrücklich auf innere Mission beschränkt, hielt sich zu dieser Erweiterung doch für veranlaßt durch mehrfache Anfragen sowie durch den Umstand, daß ein schwedischer Zögling in Herrmannsburg das dortige Missionsblatt in seine Muttersprache übersetzt hatte und nun die Stiftung bat, es in Verlag zu nehmen. Sie that es auch, konnte aber das Unternehmen nicht lange fortsetzen, da das herrmannsburger Blatt als ein fremdes zu wenig Eingang beim Volke fand. Am wunderlichsten lautet die Begründung aus der h. Schrift, welche man dem Entschlusse zu geben sich bemühte. Der Herr habe ja seinen Jüngern gesagt: „ihr sollt meine Zeugen sein in Jerusalem und ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde", und habe an einem andern Orte befohlen, die Predigt solle beginnen zu Jerusalem. Juda und Jerusalem aber war Gottes eigne Stadt und Volk, dem Jesus und seine Apostel angehörten. So habe der Herr mit jenen Worten zuerst die innere Mission bestätigt. Aber dann sollte die Predigt fortgehen nach Samarien zu dem Volke, welches weder jüdisch noch heidnisch war, sondern eine Art Mischreligion hatte. Das treffe in jetzigen Tagen auf die griechisch- und römisch-katholischen Länder. Die seien für uns Protestanten unser Samarien. Und darnach treibe der Befehl des Herrn in die unermeßliche Heidenwelt. Die Vaterlands-Stiftung habe aber durchaus keinen Grund, nur den ersten Theil jenes Befehles zu erfüllen; sie müsse ihm ganz nachkommen.

Man beschloß also, die Hauptarbeit nach wie vor der innern

Mission zuzuwenden, darnach sich der Schweden in Amerika, der Lutheraner in Paris, der Waldenser in Italien anzunehmen und endlich Heidenmission zu treiben. Daß man hierbei nicht fälschlich auf die Zustimmung eines großen Theiles der schwedischen Christenheit gerechnet hatte, zeigte sich bald; die Theilnahme wuchs, die Gaben flossen reichlicher. Und als der Entschluß einmal gefaßt war, ließ man es an Thatkraft nicht fehlen. Die Vaterlands-Stiftung brachte die seit 1833 in Stockholm erscheinende Missionszeitung in ihren Besitz, eröffnete 1862 ein eignes Missionshaus mit mehreren Zöglingen, welches bald nach Johannelund im Mälarsee unfern der Hauptstadt verlegt ward, und sah sich nach einem Missionsgebiete um, wobei sie besonders Bischof Gobat und Missionar Dr. Krapf um Rath fragte. Nach sorgfältigen Erwägungen glaubte sie erkennen zu müssen, daß eben durch den Gang dieser Verhandlungen Gottes Finger sie auf das nordöstliche Afrika hinweise. Der eigentliche Wunsch war, unter dem ansehnlichen Volke der Gallas im Süden von Abessynien zu missioniren, doch erschien die Ausführung dieses Wunsches für den Augenblick noch als unmöglich. Daher entschied man sich dafür, die ersten Sendboten 1865 nach Aegypten zu weisen, damit sie dort arabisch lernten und untersuchten, ob es gerathener sei den Nil aufwärts oder von der Küste des rothen Meeres aus ins Innere einzudringen und dann durch allmählich vorgeschobene Missionsstationen, bei deren Anlage man den noch zu besprechenden hermannsburger Grundsätzen folgen wollte, sich den Gallas zu nähern. Lange und Kjellberg folgten dieser Weisung und das Ergebnis ihrer Erkundigungen war, daß sie sich nach dem Hafen Massaua an der abessynischen Küste begaben und von dort landeinwärts zogen. Schon nach einigen Tagreisen glaubten sie das Volk gefunden zu haben, bei welchem sie bleiben sollten. Es war das Kunamavolk, unter welchem sie in dem Dorfe Tendere eine Station anlegten. Ihr Entschluß ward in Schweden gebilligt. Man war froh, ein eignes Arbeitsfeld zu haben, auf welchem die schwedische „Volksmission" wirken könne. Eine ziemliche Anzahl von Missionaren ward nachgesandt, theils Kolonisten, theils Prediger, deren Ordination nun die Landeskirche bewilligt hatte, nachdem noch Lange in Würtemberg ordinirt war. Und doch scheint es nicht, daß jene Wahl eine glückliche genannt werden kann. Die Missionare haben es nicht an Treue fehlen lassen. Schon mehrere von ihnen ruhen im fremden Lande, ein Opfer ihrer unermüdlichen Arbeit und des Klimas, welches doch nicht so gesund ist, wie es den ersten Ankömmlingen erschien. Aber die Verhältnisse, unter denen sie arbeiten, sind offenbar höchst ungünstige. Der Kunamastamm ist der

kleinste Theil des Schangualavolkes, dessen Stämme verschiedene Sprachen reden, so daß, als die Missionare wenige Stunden von Tendere eine neue Station Oganna anlegten, sie dort auch eine neue Sprache trafen. Die Kunamas sind sittlich sehr heruntergekommen und zeigen wenig religiöse Empfänglichkeit. Unter der Herrschaft abessynischer Fürsten stehend, welche ihre Ausrottung zu beabsichtigen scheinen, werden sie von diesen arg bedrückt, und von Norden her bedrängen sie die in den obern Nilländern hausenden muhammedanischen Völkerschaften, die ebenfalls Tribut beanspruchen. Und eben diese sind besonders erbost auf die Missionare, weil durch sie die Kunamas am Tributzahlen verhindert würden.

Die Vaterlands-Stiftung hat mit der Kunamamission schon trübe Erfahrungen machen müssen. Aber diese brachen ihren Muth nicht. Vielmehr sammelt sie nur um so entschlossener ihre Kräfte und will der Hülfe Gottes vertrauend das Werk vorerst auch auf dem einmal besetzten Platze noch ernstlicher angreifen. Sie hat zunächst einen eignen Agenten in Massaua angestellt, um durch ihn eine regelmäßige Verbindung zwischen den Missionsstationen und dem Heimatlande zu unterhalten und beabsichtigt dann ein Missionsschiff zu bauen.

So arbeiten in Schweden zwei auf dem Grunde desselben Bekenntnisses stehende Missionsgesellschaften neben einander, deren Vereinigung trotz verschiedener Bemühungen bis jetzt nicht hat gelingen wollen, und eine dritte ist in einem Lande entstanden, welches bis zum Anfange dieses Jahrhunderts nicht nur staatlich, sondern auch kirchlich mit Schweden verbunden war, in Finnland. Die finnische Gesellschaft ward 1858 gegründet. Sie trat anfänglich mit Goßner in Berlin und mit Hermannsburg in Verbindung. Doch regte sich auch hier bald das Verlangen nach einer eignen Missionsanstalt und einem besonderen Missionsgebiete. Die erstere ward gegründet und war bald mit einer Anzahl von Zöglingen besetzt. Nicht so schnell gieng es mit der Erfüllung des andern Wunsches. Man fragte bei verschiedenen Gesellschaften um Rath, erhielt aber keine befriedigende Antwort. Um so mehr war man erfreut, als im Sommer 1867 von dem Missionar Hugo Hahn, der 1862 Finnland besucht hatte, die dringende Aufforderung kam, zum Ovambóvolke im südlichen Afrika Heilsboten, nach denen es jetzt verlange, zu senden. Er versprach, sie von seiner benachbarten Station unter den Herreros aus nach Kräften zu unterstützen. Diesem Rufe glaubte man folgen zu müssen. Im nächsten Jahre wurden fünf junge Finnen vom Bischof Schaumann von Borgo zu Missionaren ordinirt und ein sechster sollte sich in Afrika zu ihnen

gesellen, der bisher im Dienste der herrmannsburger Mission gearbeitet hatte. Mit ihnen sollten vier Handwerker und Landleute zu Kolonisationszwecken hinausziehen. Und da die Ovambós Nachbarn der Herreros sind, unter denen die rheinische Gesellschaft arbeitet, traf man mit dieser dahin ein Uebereinkommen, daß beide Gesellschaften gesondert neben einander wirken wollten, nur die sprachlichen Arbeiten sollten gemeinsam betrieben werden. Uebrigens erbot sich die rheinische Gesellschaft der jungen finnischen zu den freundlichsten Hülfleistungen, besonders auch dahin, daß die finnischen Missionare einige Monate noch in Barmen weilen und dann längere Zeit auf den rheinischen Stationen unter Missionar Hahns Leitung sich ins Missionswesen einarbeiten dürften.

Ob die Wahl dieses Missionsfeldes im südlichen Afrika eine glückliche war, muß die Zeit lehren. Soviel aber hat sich jetzt schon gezeigt, daß die heimische Kirche von ihrer Theilnahme am Missionswerke auch hier großen Segen hat. Die Missionsfeste sind zu Segenstagen für die finnische Kirche geworden; von den Missionsfreunden geht Leben aus in alle Theile des Landes.

In noch viel höherem Maße ist dies von der norwegischen Kirche zu sagen, welche ebenfalls in neuerer Zeit sich zur Erfüllung der Missionspflicht aufgerafft hat und dadurch reich gesegnet ist.

Wir hatten vorher den Namen Stockfleths zu nennen als des Mannes, mit dem für die kirchliche Pflege der Lappen eine ganz neue Zeit begann. Was ihnen bisher in dieser Beziehung zu Theil geworden war, kann in Wirklichkeit kaum als Pflege bezeichnet werden und brachte dem Volke nur sehr geringen Nutzen. Dies erkannte Stockfleth, als er 1825 zum Pastor in Vadsöe an der Warangerbucht ernannt ward. In seinem Amte hatte er Norweger und Lappen zu bedienen, von denen besonders die letzteren sehr weit zerstreut wohnten, so daß er große und anstrengende Reisen machen mußte. Dennoch wandte er ihnen sonderliche Neigung und Sorgfalt zu, und da sah er bald, daß er sich ihnen noch ganz anders hingeben müsse als bisher, wenn er ihnen wirklich helfen sollte. Er ließ sich auf die kleinere Pfarrei Lebesbye versetzen, die fast nur Lappen umfaßte und begann dann ein dreijähriges Wanderleben mit diesen, um so ihre Art und ihre Sprache gründlich kennen zu lernen. Denn an solcher Kenntnis fehlte es noch sehr. Stockfleth sah, daß die früheren Leistungen hierin, auch die von Westens, noch sehr unvollkommen waren. Die lappische Uebersetzung des Katechismus und der Gebetbücher, deren man sich bediente, enthielt viele Ausdrücke, welche das nicht bedeuteten, was sie sagen sollten und darum im Zusammenhange dem Volke unverständlich blieben oder

geradezu falsche Vorstellungen in ihm weckten. Es zeigten sich ähnliche Mängel wie diejenigen, welche die späteren grönländischen Missionare an den Uebersetzungen Egêdes bemerkten. Stockfleth hatte also eingehende Volks- und Sprachstudien zu machen, und der hingebende Verkehr mit dem Volke, zu welchem er sich dadurch veranlaßt sah, gewann ihm wieder das Vertrauen desselben in hohem Maße, so daß es auch seine Unterweisungen willig annahm. Nach dreijährigen Wanderungen machte er sich daran, die Ergebnisse seiner Studien weiter wissenschaftlich zu verarbeiten und für die Kirche nutzbar zu machen. Er begründete eine sichere Kenntnis der lappischen Sprache und selbst im Besitze derselben gab er mit Hülfe der Regierung und der norwegischen Bibelgesellschaft eine neue Uebersetzung des lutherischen Katechismus und einiger Theile der heil. Schrift heraus. Auch als er 1839 sich aus dem höchsten Norden nach Christiania zurückgezogen hatte, setzte er die schriftstellerische Thätigkeit zum Besten des ihm lieb gewordenen Volkes fort und wirkte dafür, daß diesem treue und durch seine Bemühungen nun auch sprachkundigere Lehrer gegeben wurden. Die norwegische Regierung vermehrte die Zahl der Pastorate in Finmarken und sorgte für eine bessere Besetzung derselben. Und die guten Früchte dieser Fürsorge blieben nicht aus. Die christliche Erkenntnis der lappischen Gemeinden ist gewachsen und auch in ihrem Wandel bekunden sie mehr und mehr, daß ihre Herzen von dem göttlichen Worte ergriffen sind.

Diese von Stockfleth ausgehende Thätigkeit unter den Lappen fand ihre Stütze hauptsächlich in den Ordnungen und Mitteln der Staatskirche und ward durch sie gehalten. Die Theilnahme der Gemeinde hieran war auf ziemlich lange hinaus noch keine besondere. Ueberhaupt erwachte die Theilnahme der großen Gemeinde in der norwegischen Kirche für die Mission erst spät, aber dann wuchs sie schnell und erwies sich als eine sehr thatkräftige. Noch ehe Stockfleth nach Vadsöe gieng, im Jahre 1821, begann Bischof Bugge von Drontheim auf die Missionspflicht hinzuweisen und gab zu diesem Zwecke ein Blatt: „Nachrichten über den Fortschritt des Evangeliums in allen Theilen der Erde", heraus. Doch das Blatt konnte sich nicht halten; es fehlte noch an Sinn für die Sache. Mehr Eingang fanden einige Jahre darnach die Bitten und Ermahnungen des Studenten Jörgen Cappelen, der sich längere Zeit im baseler Missionshause aufgehalten hatte und zurückgekehrt „die Landsleute Egêdes" zu Beiträgen für die baseler Mission auf der dänischen Guineaküste aufforderte. Seit 1829 verschwinden die Spuren auch dieser Anregung, doch zog nun die Mission der Brü-

dergemeinde die Aufmerksamkeit auf sich, vertreten durch das seit 1827 in Christiania erscheinende „norwegische Missionsblatt". Es fand viele Leser, besonders auch unter den sogenannten Haugianern. Am kräftigsten war das christliche Leben in den südwestlichen Theilen des Landes erwacht; hier kam es daher auch am frühesten zur Bildung von Missionsvereinen. Der erste derartige entstand schon 1826 in Stavanger; er setzte sich mit auswärtigen Gesellschaften wie der rheinischen in Verbindung und sandte einen jungen Norweger, Hans Christian Knudsen, als Zögling nach Barmen. Und bald schon regte sich bei diesen Missionsfreunden der Gedanke, ob man nicht eine selbständige Arbeit beginnen könne, um gerade dadurch die Theilnahme für die Sache im Lande zu mehren. Vor der Verwirklichung solches Gedankens mußte die Zahl der Vereine natürlich noch steigen; doch geschah auch hierfür viel durch Knudsen, der 1840 vor seiner Aussendung noch einmal die Heimat besuchte. Er forderte dringend den Verein in Stavanger zur Gründung einer norwegischen Missionsschule auf.

Die leitenden Persönlichkeiten scheuten sich davor, mit einem solchen Schritte den Anfang zu machen, doch ward der Gedanke nicht wieder fallen gelassen. Ein 71jähriger, in den christlichen Kreisen hochgeehrter Greis, der Färber Jon Hougvalstadt, vertrat ihn mit jugendlichem Feuer und erreichte es, daß im October 1841 ein Rundschreiben „an die Missionsfreunde" in Norwegen erlassen ward, welches auf Anlage einer Missionsschule drang. Einige sechzig Vereine, die derweilen entstanden waren, erklärten ihre Zustimmung und wünschten, daß der Vorschlag in Stavanger selbst ausgeführt würde; nur der Verein in Christiania erachtete, daß die Zeit für eine so bedeutsame That noch nicht gekommen sei und ermahnte zum Warten. Es zeigte sich hier zuerst eine Verschiedenheit zwischen dem Osten und dem Westen, die später noch mehrfach zu Tage trat. Dagegen wies man nun von Christiania aus auf einen Mann hin, der schon fertig und bereit sei, hinauszugehen, und bat, ihn mit vereinten Kräften zu unterstützen. Es war Hans Paludan Smith Schreuder (spr. Schröder), geb. 1817, der schon den Anfang seines theologischen Studiums mit dem Wunsche gemacht hatte, er möchte einst als ein Werkzeug zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden Kraft und Zeit verzehren dürfen. Mehr und mehr hatte sich ihm die Ueberzeugung befestigt, daß Gott ihn hierzu gebrauchen wolle. So setzte er denn sein Studium mit dem größten Eifer fort und suchte sich auch sonst für den Dienst eines Missionars vorzubereiten. Besonders war er bemüht, von den vielen auch kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, die in Europa

geboten werden, sich frei und unabhängig zu machen und seinen Körper abzuhärten. Doch sagte er von seinem Wunsche noch Niemandem etwas. Er meinte, die Mission würde oft mit einem träumerischen Gefühlswesen getrieben, das in geradem Gegensatz zu der Sicherheit und Besonnenheit stehe, die ihm der Würde und Kraft des Christenthums allein zu entsprechen schien. Deswegen wollte er sich in keine Verbindung mit dem bestehenden Missionswesen einlassen, als bis er zu größerer Selbständigkeit in seinem Glauben gekommen sei. Er war eine nüchterne und durchaus gesunde Natur. Erst als er sämmtliche Prüfungen mit Lob bestanden hatte, trat er im Februar 1842 mit seinem Vorsatze, Missionar unter den Kaffern werden zu wollen, hervor, indem er ein Schriftchen unter dem Titel veröffentlichte: „einige Worte an die Kirche Norwegens über die Christenpflicht der Fürsorge für die Seligkeit der nichtchristlichen Mitbrüder". Sein Wunsch war, im nächsten Sommer nach dem südlichen Afrika zu gehen, um so bald als möglich die Arbeit zu beginnen, wobei er hoffte, daß die norwegische Kirche, aus deren Mutterschooß er stamme, dies Werk als das ihrige anerkennen und ihn dabei unterstützen werde.

Es begannen nun ziemlich langwierige Verhandlungen zwischen dem Osten und dem Westen des Landes. Im Westen lud man auf den August zu einer großen Versammlung nach Stavanger ein, wo man eine alle Vereine umfassende Missionsgesellschaft zu gründen gedachte. Und dies gelang; nur Christiania versagte wieder den Zutritt und verharrte in seiner Sonderstellung, welche nicht blos durch das Widerstreben gegen die alsbaldige Errichtung einer Missionsschule bedingt war. Der Grund lag tiefer, indem der Osten den Westen im Verdacht einer gefährlichen Hinneigung zum herrnhutischen und pietistischen Wesen hatte, während der Westen im Osten den Sitz kalter, starrer Rechtgläubigkeit sah. So gab es Manches auszugleichen, manche Vorurtheile waren zu beseitigen; doch durfte man die Hoffnung hegen, daß dies mit der Zeit vollständig gelingen würde, da auf beiden Seiten der Alles beherrschende Wunsch der war, dem Herrn zur Ausbreitung seines Reiches zu dienen. Die sich anbahnende Verständigung ward schon darin sichtbar, daß die neue Gesellschaft beschloß, Schreuder mit einem Beitrage zu unterstützen, nachdem er abgelehnt hatte, in ihren Dienst zu treten, weil er nicht als Bote einer Gesellschaft, sondern als Diener seiner heimatlichen Kirche ausgehen wollte. In Christiania waren einige Männer zusammengetreten, um Beiträge für ihn aus der ganzen norwegischen Kirche in Empfang zu nehmen, und so gelang es, ihn, nachdem er ordinirt war, im Frühlinge 1843 nach dem Lande der Zulukaffern

zu entsenden, einem Arbeitsgebiete, für welches man sich auf den Rath des Missionar Moffat entschieden hatte.

Schreuder gieng großen Mühseligkeiten und Anstrengungen entgegen, aber sein Muth bangte vor nichts zurück. Nach seiner Landung in Port Natal beschloß er, sich von der Kolonialregierung möglichst unabhängig zu halten, um nicht durch Verbindung mit ihr das Mistrauen der Eingebornen zu wecken. Seine erste Aufgabe war die Erlernung der Kaffernsprache. Dieser sich zu bemächtigen, weilte er noch einige Zeit im Gebiete der Natalkolonie, aber als er soweit darin gekommen war, daß er sich ziemlich verständlich machen konnte, rüstete er sich zur Reise ins Zululand. Im Natalgebiete fand er nämlich schon amerikanische Missionare in Thätigkeit und er wünschte für sich ein noch unangebautes Arbeitsfeld, um Störungen und Reibungen zu vermeiden. Unter vielen Beschwerden erreichte er den Wohnsitz Umpandas, des von allen seinen Nachbarn gefürchteten Königs der Zulus, und bat ihn um die Erlaubnis, in seinem Lande eine Missionsstation anlegen zu dürfen. Aber wie wurden seine Hoffnungen getäuscht, als Umpanda nach einer Berathung mit den Häuptlingen ihm dies auf das Bestimmteste abschlug, getrieben von der Furcht, daß seine Unterthanen durch die Mission ihm abspenstig gemacht werden möchten. Tief bekümmert mußte er umkehren und meldete nun heimwärts, daß ihm der Zugang zu den Kaffern versperrt sei; es bleibe nichts anderes übrig, als ein neues Missionsfeld aufzusuchen.

In Norwegen hatte derweilen die Sache der Mission Fortschritte gemacht. Der Verein in Christiania hatte sich der Gesellschaft angeschlossen, als von dieser Schreuder eine Unterstützung zuerkannt war, und bald konnte man sagen, daß die Gesellschaft die gesammte Kirche des Landes umfasse. Aus 120 Vereinen bestehend gab sie sich 1843 eine neue Organisation, die wohl etwas schwerfällig war, aber doch den Verhältnissen des so ausgedehnten Landes entsprach und durch Ersparung vieler sonst nothwendiger Reisekosten sich empfahl.

Als die Nachricht von Schreuders mislungenem Versuche in der Heimat ankam, glaubte man dort, sich für China entscheiden zu müssen, und ermächtigte ihn, wenn im Kafferlande die Aussichten so ungünstig blieben, sich dahin zu begeben. Er entschloß sich denn auch, als eine abermalige Reise zu Umpanda ebenso erfolglos geblieben war, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen und fuhr im Herbste 1847 nach Hongkong. Aber schon die ersten Gespräche mit Gützlaff und ein Einblick in die chinesischen Verhältnisse überzeugten ihn davon, daß es ihm nicht möglich sein werde, in den

für die Europäer allein zugänglichen Häfen eine selbständige Mission zu beginnen. Er kehrte mit demselben Schiffe zurück, mit welchem er gekommen war. Und nun fand er bei seiner Ankunft in der Kapstadt, daß man auch in Norwegen den Gedanken an China aufgegeben hatte. Alle Kenner des großen Missionsgebietes der Erde, welche man um Rath gefragt, hatten abgerathen. Man wünschte jetzt, er solle vorläufig in der Natalkolonie sich festsetzen und dort abwarten, ob das Zululand sich nicht öffnen würde. Demzufolge ließ er sich zuerst in der Nähe der Hauptstadt Pietermaritzburg nieder und gründete 1850, als neue Gehülfen gekommen waren, eine zweite Station dicht an der Grenze des Zululandes. Und nun wurden, weit früher als er zu hoffen wagte, seine Geduld und seine Treue belohnt. Das Mittel, welches ihm den Weg in das bisher versperrte Land bahnte und die Erlaubnis zum Bleiben verschaffte, waren die ärztlichen Kenntnisse, die er sich während seiner Studienzeit angeeignet hatte. Der erkrankte Umpanda, auf diese aufmerksam gemacht, ließ ihn rufen und wünschte jetzt selbst, daß er im Lande bliebe, um sich immer seiner Hülfe bedienen zu können. Schreuder durfte 1851 die erste Missionsstation unter den Zulus zu Empangeni anlegen.

Als die Nachricht hiervon in Norwegen eintraf, war große Freude. Und die Nachricht kam gerade zur rechten Zeit, denn in den Kreisen der Missionsfreunde regte sich schon Mismuth über den bisherigen Gang der Sache, der so gar kein Gelingen verhieß; es zeigte sich Verstimmung darüber, daß die Missionsschule bald nach der Eröffnung wieder geschlossen war; Lauigkeit, Mistrauen und beginnender Zwiespalt drohte Gefahr. Aber nun erwachte neuer Eifer; man raffte sich auf und die gemeinsame Arbeit zog auch die Herzen wieder zusammen. Von jetzt an gieng es vorwärts, wenn auch noch manche Hindernisse zu überwinden waren, Hindernisse, die zum Theil aus menschlichen Schwächen und Verirrungen erwuchsen. Draußen auf dem Missionsfelde ward die Einigkeit unter den Arbeitern getrübt, indem einige der nachgesandten Gehülfen sich nicht recht zu dem ihnen vorgesetzten Schreuder zu stellen wußten, so daß ihre Rückberufung nöthig ward. Und auch in der Heimat kam es zu Zwistigkeiten, die den Austritt mehrerer Vereine aus der Gesellschaft veranlaßten. Man hatte eine bedenkliche Schwärmerei zu bekämpfen, die sich in der Forderung zeigte, daß nur solche Vereine in die Gesellschaft aufgenommen werden sollten, deren Gesetze ausdrücklich bestimmten, daß keine andere als wiedergeborene und gläubige Christen wirkliche Mitglieder sein könnten. Aber weder dieses noch andere Bedrängnisse wie Kriegsnoth und Krankheiten

unter den Missionaren und unter dem Volke vermochte den Fortgang des Werkes, auf dem jetzt Gottes Segen ruhte, zu hindern. Die Gesinnung des Königs der Zulus ward eine immer günstigere und auch beim Volke zeigte sich doch einige Empfänglichkeit für das göttliche Wort. Im Jahre 1858 hatte Schreuder die Freude, den ersten Zulu taufen zu können und die Zahl der Stationen war 1864 bis auf fünf gestiegen. Diese Erweiterung ward nur dadurch möglich, daß man aus der Heimat neue Arbeiter nachsandte. Die Missionsschule war wieder eröffnet und es fehlte nicht an Zöglingen. Ebenso reichlich flossen die Beiträge. Im Jahre 1864 gehörten 548 Vereine zur Gesellschaft und die Jahreseinnahme belief sich auf etwa 25,000 Thaler. Dazu hatten Missionsfreunde für 33,000 ein Missionsschiff Eliezer bauen lassen, welches sie in dem genannten Jahre der Gesellschaft zum Geschenke machten.

Die norwegische Mission, getragen von den Gebeten und den reichen Spenden der heimischen Kirche und draußen geleitet von dem im Juli 1866 zum Bischofe geweihten ehrwürdigen Schreuder, hat unter dem Segen Gottes einen fröhlichen Aufschwung gewonnen. Ueberhaupt ist die Mission in der lutherischen Kirche Skandinaviens so recht zur Kirchensache geworden und wird von der Gemeinde getrieben. Im Hinblicke auf dies wirkliche Leben hat man in neuester Zeit versucht, eine engere Verbindung der einzelnen Landeskirchen wenigstens in der Missionsarbeit herzustellen und durch solche Vereinigung noch mehr zu erstarken; doch hat das darin Erstrebte bisher noch nicht gelingen wollen.

Sechzehnter Vortrag.

Wenn man die hallischen Nachrichten, die Hauptquelle für die Geschichte der ostindischen Mission, durchmustert, so begegnet man in ihnen dann und wann auch „pennsylvanischen Nachrichten." Diese enthalten zwar im Ganzen nichts Missionsgeschichtliches, aber darum ist doch das, wovon sie berichten, für unsere vorliegende Aufgabe nicht ohne Werth. Sie erzählen nämlich die Anfangsgeschichte der lutherischen Kirche in Amerika, eines Zweiges unserer Kirche, welcher, in sich erstarkt, dann auch an der Erfüllung der Missionspflicht Theil nahm.

Nach Amerika mußten wir schauen, um die freilich noch sehr bescheidenen Anfänge lutherischer Missionsthätigkeit zu finden. Wir

sahen sie in der während des dreißigjährigen Krieges gestifteten schwedischen Kolonie. Neben dieser Kolonie entstand gegen Ende des 17. Jahrhunderts noch eine andere, eine deutsche, indem nach den Ländereien, welche dem Quäker William Penn angewiesen waren, auch eine ziemliche Anzahl deutscher Familien auswanderten. Die Mehrzahl von diesen gehörten der lutherischen Kirche an und standen nun in Pennsylvanien, wo neben ihnen die Anhänger der verschiedensten Confessionen und aller möglichen Secten Aufnahme fanden, ohne geistliche Leitung da, der Verführung und der Verwilderung ausgesetzt. Sie verfielen geistlich und sittlich, und endlich machte sich ihnen selbst dies so bemerkbar, daß sie sich 1733 nach Hülfe umsahen. Ihre Abgeordneten wandten sich zuerst an den uns schon bekannten lutherischen Hofprediger in London Friedrich Michael Ziegenhagen, den warmen Missionsfreund. Bei ihm thaten sie keine Fehlbitte. Er hatte ein Herz auch für ihre Noth und suchte, so lange er lebte, ihr abzuhelfen. Zunächst wies er sie nach Halle an den jüngern Francke und an den Senior Urlsperger in Augsburg und auch diese beiden Männer scheuten keine Mühe, um den Glaubensgenossen jenseits des Weltmeeres in ihrer kirchlichen Noth beizustehen. Francke verschaffte ihnen einen Mann als Hirten, dessen Wirksamkeit für die Lutheraner in Nordamerika von der größten Bedeutung geworden ist, und dessen Name mit Ehrfurcht genannt werden wird, solange es in Amerika eine lutherische Kirche giebt. Heinrich Melchior Mühlenberg aus Eimbeck im Hannöverschen, geboren 1710, nahm die durch Franke ihm angebotene Berufung als Prediger der lutherischen Gemeinden zu Philadelphia, Neuhannover und Providenz im Jahre 1741 an, und er wirkte dann nicht blos an diesen bis an sein seliges Ende am 7. October 1787, sondern man konnte, wie es in der Leichenrede heißt, von ihm sagen, daß er evangelisch-deutscher Prediger in Pennsylvanien, Maryland, Newjersey und Newyork war. Als er eintraf, gab es zwar Deutsche genug im Lande, aber wenig Christen unter ihnen. Wo er hinkam, da sah man erst, daß Deutsch-Evangelische an dem Orte waren. Vor ihm hatten die Evangelisch-Lutherischen und die Reformirten in einem Stalle zu Philadelphia Raum, den sie zu ihrem Gottesdienste gemiethet hatten. Bald baueten die ersteren eine geräumige Kirche und 20 Jahre später eine der größten und schönsten in Nordamerika. Aber eben weil Mühlenberg, der Patriarch, wie man ihn genannt hat, so außerordentlich viel mit der Sammlung der deutschen Lutheraner zu thun hatte, konnte er an Predigt unter den Heiden Amerikas nicht denken. Die ihm zunächst obliegende Aufgabe nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Wohl konnte er

einmal einige Neger taufen, aber dies war doch immer keine ausdrückliche Missionsarbeit. Der Gedanke an diese erwachte erst nach Mühlenbergs Tode, als 1790 ein bisheriger römischer Indianermissionar Anton Theodor Braun aus Trier zur lutherischen Kirche übertrat und nun in ihrem Dienste seine Kenntnis der Sprache und des Lebens der Indianer zu verwerthen wünschte. Kunze, der Nachfolger Mühlenbergs, berichtete darüber nach Halle und wandte sich auch an den Präsidenten Washington, der ihm antwortete, die Sache müsse an den Congreß gelangen. Er entwarf den Plan zu einer Indianermission nebst Kostenanschlag, der sich auf 1000 spanische Thaler belief; doch es kam damals zu nichts. Auch aus der lutherischen Kirche Amerikas war am Ende des Jahrhunderts schon zu sehr das Leben gewichen, als daß sie den dortigen Heiden hätte eine Lebenbringerin werden können. Im Norden gab es immerhin noch eine Anzahl einzelner gläubiger Christen, aber im Süden sah es gar traurig aus und war deshalb für die Mission noch weniger zu hoffen. „Die lutherische Kirche — berichtet ein Prediger aus Eben-Ezer um den Wendepunct des Jahrhunderts — ist hier in Amerika, wenigstens in den südlichen Gegenden nach dem äußern Anschein die verdorbenste. Den Katholiken, die hier bei allen ihren abergläubischen Ceremonien doch noch äußere Zucht beobachten, darf sie keine Vorwürfe machen."

Und gerade im Süden war der Missionsgedanke bei der Verpflanzung lutherischer Gemeinden dorthin maßgebend gewesen.

Als nämlich um 1730 der Erzbischof von Salzburg der Glaubenseinheit wegen seine evangelischen Unterthanen aus dem Lande vertrieb, wandte sich ein Theil derselben, unter sonderlicher Beihülfe des Senior Urlsperger in Augsburg nach Georgien in Nordamerika und erhielt hier Land zur Anlage einer Kolonie, die Eben-Ezer genannt ward. Zwei Geistliche waren an dieser Kolonie, die 1743 nur 279 Seelen zählte, angestellt. Sie war also nach dieser Seite hin sehr wohl versorgt und Urlsperger, der in Halle fortlaufende Nachrichten über die Geschicke dieser Salzburger herausgab, nebst Francke bemühten sich auch fernerhin, sie vor geistlichem Mangel zu schützen. Aber das Absehen dieser Männer war dabei auch nicht blos auf die Auswanderer gerichtet, sondern gieng dahin, daß Eben-Ezer eine Missionsstation für die Arbeit unter den Indianern werden sollte. Dies war den dorthin gesandten Geistlichen ausdrücklich als Ziel gestellt und die ganze Kolonie scheint auch zu Anfang in ein recht freundliches Verhältnis zu den umwohnenden Indianern getreten zu sein, so daß man in Deutschland glaubte, gute Missionshoffnungen hegen zu dürfen. Es hieß, die Indianer zeigten den

Wunsch, in der Kenntnis des obersten Wesens unterrichtet zu werden; sie seien geneigt, ihre Kinder zu den Predigern in die Schule zu schicken, die in Eben-Ezer angelegt werden sollte. Aber die Hoffnungen, welche man an dergleichen Nachrichten knüpfte, täuschten. Es kam zu nichts und die Kolonie verfiel immer mehr. Klagend schrieb der schon erwähnte dortige Geistliche im Jahre 1799: „Eben-Ezer wurde eigentlich in der Absicht angelegt, um mit der Zeit von da aus eine Mission unter den Indianern zu errichten; und diese Absicht würde auch durch Gottes Gnade erreicht worden sein, wenn man nicht auf so manche andere Dinge verfallen wäre.“

Im ganzen vorigen Jahrhundert konnte man von einer wirklichen Missionsthätigkeit der lutherischen Kirche in Amerika nur in äußerst beschränktem Maße reden.

Doch waren bekanntlich die Indianer auf das Geringe, was von dieser Seite geschah, nicht allein angewiesen, und es wird gut sein, an die Arbeit anderer Kirchengemeinschaften unter diesem Volke zu erinnern, besonders auch um dadurch eine richtige Beurtheilung der neueren lutherischen Indianermission vorzubereiten.

Schon lange, ehe es zu einer kräftigen und lebendigen Mission der lutherischen Kirche kam, hörten und redeten die Gläubigen in dieser von dem, was John Eliot 1646—1690 unter den Urbewohnern Nordamerikas gearbeitet und erreicht hatte, und dies ließ sie den Mangel erkennen und beklagen, an welchem ihr kirchliches Leben noch litt. Gleichzeitig mit Eliot wirkte Thomas Mayhew (spr. Mähiu) in vielem Segen und seine Nachkommen setzten nach seinem 1657 erfolgten frühen Tode in siegesmuthigem Glauben das Werk fort. Wer hätte ferner nicht von David Brainerd (spr. Brähnerd) gehört, dem Boten der englischen Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums, der von 1743 an unter den Indianern predigte und den der Eifer um das Reich des Herrn verzehrte, so daß er schon 1747 nur dreißig Jahre alt ins Grab sank? Und nicht blos Engländer ackerten auf diesem durch seine Kolonieen allerdings England zunächst zugewiesenen Missionsfelde. Auch Deutsche wandten sich hierher und sie erreichten vielleicht die bedeutendsten Erfolge, denn dem Erfolge der römischen Missionare, die auch hier mit bewundernswerther Ausdauer und Kühnheit das ihnen befohlene Werk trieben und viele Tausende tauften, kann deswegen keine so hohe Bedeutung beigemessen werden, weil sie den Indianern ein fast zur Unkenntlichkeit entstelltes Christenthum brachten. Schon in ihrer Gründungsperiode begann die Brüdergemeinde in Nordamerika zu missioniren und der von ihr ausgesandte David Zeisberger muß als einer der tüchtigsten unter allen Indianermissionaren be-

zeichnet werden. Es gelang ihm in seiner langjährigen bis 1808 sich erstreckenden Wirksamkeit an mehreren Orten Gemeinden zu sammeln, welche durch ihren Wandel bekundeten, daß das Evangelium von Christo ihre Herzen umgeschaffen hatte und auch ihnen eine Kraft Gottes zu neuem Leben geworden war. Kurz von verschiedenen Seiten war der Beweis geliefert, daß die Rothhäute dem Evangelio zugänglich seien und daß sie bekehrt auch Gesittung annähmen und an geordneten Verhältnissen Gefallen finden könnten. Und doch hatten alle jene Neugründungen keinen Bestand; eine Missionsstation nach der andern mußte wieder aufgegeben werden: eine Gemeinde nach der andern ward zersprengt. Von sich an einander schließenden und einander stützenden Indianergemeinden kann kaum die Rede sein.

Woher kommt dies? Wem ist die Schuld daran beizumessen? Das eben Erwähnte hindert uns, die Ursache in dem Charakter der Indianer oder in etwaiger Ungeschicklichkeit der Missionare zu sehen. Sie kann nirgend anders gefunden werden als in dem Verhältnisse, in welchem die Indianer zu den ihr Land überschwemmenden europäischen Einwanderern standen und stehen. Noch der neuste Schriftsteller über die Indianermission, G. Fritschel, dessen Urtheil auf genauster Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse beruht, spricht sich auf das Entschiedenste dahin aus. „Nicht die Unempfänglichkeit der Indianer — sagt er — sondern der Conflict, der Racen, das beständige Vordringen der Woge der Immigration der weißen Bevölkerung ins Land der Indianer hinderte und vernichtete die verschiedenen Missionsversuche, auch solche, welche bereits ganz herrliche und viel versprechende Resultate erzielt hatten.“ Es ist eine Thatsache, daß die Rothhäute nicht nur ununterbrochen vor den Weißen aus den Gegenden, welche sie bisher in Besitz hatten, zurückweichen müssen, sondern daß sie zugleich auch in einer stetigen Verminderung begriffen sind. Die Berührung mit den Europäern und der europäischen Cultur gereicht ihnen zum Verderben und wenn auch die Zeit ihres gänzlichen Untergangs sich natürlich nicht fest berechnen läßt, so scheint dieser doch ein unausweichlicher zu sein. Wir stehen hier vor dem Gerichte Gottes über ein zahlreiches, einst weit verbreitetes Volk, welches durch den Gang der Weltgeschichte ausgeführt wird, ohne daß wir uns anmassen dürften, die Schuld zu bezeichnen, welche die Ursache dieses Gerichtes ist. Die Wirkung des göttlichen Zornes, der ein Volk aus der Geschichte der Menschheit wegstreicht, sehen wir und wir wissen, daß Gottes Zorn nur da vernichtet, wo die Sünde der Menschen ihn herausgefordert hat, aber über dieser Sünde liegt für uns, hier wenigstens,

ein Schleier, den wir nicht zu lüften vermögen. Wir bleiben bei der Thatsache, daß die Indianer als Volk keinen Bestand haben vor den Europäern, sondern in demselben Maße, in welchem diese vorrücken, zurückweichen und untergehen. Daraus ergiebt sich weiter, daß es zu einer bleibenden indianischen Kirche nicht kommen wird. Die Mission hat auch diesem Volke nachzugehen und ihm das in Christo erschienene Heil anzubieten, aber sie wird sich der Hoffnung entschlagen müssen, in ihm eine Volkskirche zu gründen und das gesammte Volksleben durch den Geist Christi umzugestalten. Sie wird sich damit zu begnügen haben, daß sie hie und da einzelne Seelen aus dem Verderben retten und zur Gemeinde der Seligen führen kann. Dies ist im Ganzen und Großen das Bild der Indianermission von Anfang an und auch was die lutherische Kirche in neuerer Zeit für sie that, fügt solchem Bilde keinen andersartigen Zug hinzu.

Was wir zuletzt von der lutherischen Kirche Nordamerikas aus dem letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts gehört haben, klang nicht sehr erfreulich. Aber es begann dann eine bessere Zeit. Die lutherische Kirche, in diesem Lande durch Einwanderung entstanden, war durch dasselbe Mittel in sehr bedeutendem Maße gewachsen und wuchs noch in jedem Jahre. Die Zahl der Gemeinden, welche zu ihr gerechnet wurden, belief sich auf ein Ziemliches über Tausend. Und nicht blos nach außen und im Umfange war sie gewachsen; auch im Geistlichen hatte eine Besserung begonnen. In den östlichen Staaten, besonders in Pennsylvanien, wo die Gemeinden näher zusammen lagen, gab es tüchtige, ernstgesinnte Geistliche und auch in den Gemeinden regte sich Leben. Doch war die Kirche hier wieder nahe daran, ihres lutherischen Charakters verlustig zu gehen, indem sie unter dem überwältigenden englischen Einflusse zu einer starken Gleichgültigkeit gegen das lutherische Bekenntnis kam. Die Meisten dieser englischen Lutheraner, welche ausdrücklich bekannten, daß sie nicht „altlutherisch" seien, der Ueberzeugung, daß, wenn der große Luther noch lebte, er es selbst nicht wäre, schlossen sich 1820 zur „General-Synode der evangelisch-lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten" zusammen. Sie gewannen dadurch an Halt und stärkten einander zu kirchlichen Werken. Zu diesen scheint eine ziemliche Zeit lang die Indianermission nicht gehört zu haben. Ueberhaupt schlummerte der Missionstrieb lange und als er erwachte, suchte er sich sein Arbeitsfeld in weiter Ferne. Der Missionsgesellschaft der evangelisch-lutherischen Synode von Pennsylvanien und den benachbarten Staaten ward das Gebiet der Telugusprache an der Ostküste Ostindiens empfohlen. Das Te-

lugu ist die Sprache einer Bevölkerung von über 12 Millionen Seelen, deren sich damals die Mission noch wenig angenommen hatte, obwohl wir uns hier des zu erinnern haben, daß schon von dem alten lutherischen Missionar Schultze Teluguleuten zu Madras in ihrer Zunge gepredigt war, und daß derselbe sogar das neue Testament in diese Sprache übersetzt hatte. Im October des Jahres 1841 ward Missionar Heyer, der zuvor etliche Jahre als Reiseprediger der General-Synodal-Mission in den westlichen Staaten gearbeitet hatte, um dort die zerstreuten Lutheraner in deutsche und englische Gemeinden zu sammeln, nach Indien abgesandt. Er gründete eine Missionsstation zu Guntur, etwas südlich vom Kistna, welche gute Erfolge zu verheißen schien. Konnte er doch schon nach dem ersten halben Jahre schreiben: „soweit ich mit der neuern Missionsgeschichte bekannt bin, weiß ich von keiner Gesellschaft, welche in so kurzer Zeit und mit so geringen Mitteln einen so ausgedehnten Wirkungskreis gefunden, als die unsrige."

Nachdem nun aber die Liebe zur Mission einmal wieder erwacht war, konnte es nicht fehlen, daß man auch der nächst gelegnen Heiden, der Indianer im eignen Lande, gedachte. Im Jahre 1842 bildete sich unter den Lutheranern Pennsylvaniens ein Verein zu dem Zwecke, den Indianern das Wort des Lebens zu senden. Man wollte damit nicht nur dem Befehle des Herrn nachkommen, sondern so auch eine Schuld gegen diese Urbewohner des Landes abtragen, die zum Theil durch Gewalt und Unrecht aus ihrer Heimat vertrieben seien. So war der Beschluß gefaßt, das Werk wieder in Angriff zu nehmen. Und bald ward von anderer Seite noch kräftiger vorgegangen.

Neben den englischen Lutheranern gab es nämlich in Amerika, obschon in weit geringerer Zahl, noch sogenannte deutsche, die strenger als jene zum Bekenntnisse der Kirche hielten und es in seiner ganzen Reinheit vertraten. Sie erkannten die Gefahr, die der lutherischen Kirche in erster Linie durch den Unglauben der Massen, dann aber auch durch jenen Einfluß des englischen Wesens drohte, und suchten ihr nach Kräften zu begegnen. Um sich dafür zu stärken, wandten sie sich an die heimische Kirche in Deutschland und wiesen sie mit dringenden und ernsten Bitten auf die Pflicht hin, sich ihrer über das Meer ziehenden Kinder anzunehmen und für ihre kirchlichen Bedürfnisse mit zu sorgen. Der laute Hülfruf Wynekens aus Fort Wayn in Indiana fand in seinem Heimatlande Hannover Gehör und ganz besonders in Franken, wo Löhe und Wucherer die beredten Fürsprecher der Lutheraner in Nordamerika wurden. Aber eben diese, welche den „deutschen Heiden,"

wie Wyneke die zum Theil durch Generationen hin verwilderten Auswanderer hatte bezeichnen müssen, zu helfen wünschten, verknüpften damit den Gedanken an eine Indianermission. Innere und äußere Mission wollten sie nicht von einander trennen, sondern diese durch jene fördern. „Was wollen wir anders — erklärten sie — als die kranken, schwachen, zerstreuten Glieder der Kirche in Nordamerika mit Geduld stärken, sammeln, in den heilig stillen und kräftig freien Lebenszusammenhang des lautern Evangeliums hineinpflanzen?" Und sogleich fügten sie dann hinzu: „es ist ein Satz, den wir vor treuen Ohren ohne Wagnis, vor Misgönnern ohne Furcht sagen, daß der Weg der lutherischen Kirche zu den Heiden und ihrer Fülle durch jene entwerdenden lauen Schaaren der Christenheit gehe, welche an den Grenzen der Christenheit und der Heiden wohnen." Ihr Wunsch war, daß die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas ein Segen der nordamerikanischen heidnischen Indianer werden möchte. Sie erinnerten an die alte kirchliche Uebung, wonach den Grenzgebieten der Kirche vornehmlich die Mission obliege, und wiesen darauf hin, daß die Indianer nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze den deutschen Lutheranern im Grunde die nächsten unter allen Heidenvölkern seien. Gerade der Staat Ohio, wo schon so viele deutsche Lutheraner sich niedergelassen hätten, würde im Norden und Westen von zwei andern Staaten, Michigan und Indiana, begränzt, in deren ungeheurn Wäldern und Ebenen noch zahlreiche Indianer ihre Wohnsitze hätten. Auch für die Missionsarbeit in Ostindien erschien ihnen die Vereinigung Deutschlands mit Nordamerika nahe liegend und von großer Bedeutung. Sah es doch damals noch so aus, als ob in Trankebar kein Raum für deutsche Missionare sei.

Diesen Gedanken der fränkischen Missionsfreunde entsprach es, daß sie im Jahre 1844 einem jungen Geistlichen, den sie aussandten, um einige sächsische und andere noch unbekannte Gemeinden im Westen Nordamerikas aufzusuchen, den ausdrücklichen Auftrag gaben, auch genaue Erkundigung über die unter den heidnischen Stämmen im Westen wohnenden Gemeinden und Missionare einzuziehen. Man wollte erfahren und lernen, wie dort Seelsorge für Christengemeinden und Bekehrung der Heiden durch Eine Person, Einen Pfarrer, zugleich zu betreiben und also beides mit einander zu verbinden wäre. Den Gedanken an ein eignes Indianermissionsseminar gab man auf und sah es für richtiger an, darauf hinzuwirken, daß die unter den Indianern oder ganz in deren Nähe befindlichen Gemeinden mit tüchtigen Predigern versehen und letztere zugleich zur Thätigkeit unter den Indianern befähigt und

verpflichtet würden. Es sei am Besten, wenn die Missionsthätigkeit aus der Mitte stehender Gemeinden heraus geübt werden könne. Solche Gemeinden seien Missionskolonieen, die dem Missionar eine Menge Vortheile gewährten. Ein Blick auf die großen Missionen früherer Jahrhunderte vermöge einen vorurtheilsfreien Beobachter leicht zu überzeugen, welch eine Kraft ein Missionar haben könne, der nicht einsam sei.

Und bald kam es zur Ausführung solches Gedankens. Am 20. April 1845 schiffte sich in Bremerhaven ein Häuflein fränkischer Landleute ein. Ihr Ziel war Nordamerika, wo sie im Einvernehmen mit der deutsch-lutherischen Synode von Michigan unter der Leitung ihres Pastor Crämer eine Missionskolonie anlegen und den Indianern das Evangelium bringen wollten. Sie fanden eine passende Stätte im Staate Michigan selbst, wo sie sich ankauften und auch bald mit den Indianern in freundschaftliches Benehmen traten. Hier gab es nämlich auch jetzt noch Reste der Urbevölkerung, deren Hauptmasse schon 1831 durch Beschluß des Congresses westwärts über den Missisippi getrieben war. Bei diesen Resten wollte man beginnen. Und der Anfang erschien als ein viel versprechender. Die indianischen Hauptleute hörten auf die einladenden Worte Crämers und nicht blos die benachbarten, sondern selbst entfernter wohnende erboten sich, ihre Kinder nach der neuen Kolonie Frankenmuth zu schicken, damit sie am Unterrichte in der dort anzulegenden Schule Theil nehmen könnten. Die Michigan-Synode gab Crämer den von ihr ausgebildeten Missionszögling Auch wenigstens für den Anfang zum Beistande und schon im ersten Jahre konnten sie drei Erstlinge aus den Indianern taufen. Als dann aber Crämer wieder allein stand, zeigte es sich, daß es eine zu große Aufgabe für ihn war, die von ihm dorthin geführte Gemeinde zu bedienen und zugleich bei den weit zerstreuten Indianern umherzureisen. Durch seine fränkischen Absender erbat er sich Hülfe aus dem Seminare des sächsischen Vereins und dieser war in der glücklichen Lage, solche schnell gewähren zu können. Von den fünf Missionaren, welche er im Herbste 1846 nach Ostindien hatte entsenden wollen, war einer, Baierlein, durch plötzliche Erkrankung zurückgehalten worden. Ihn schickte man nun nach seiner Genesung, die Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit mit andern Lutheranern freudig ergreifend, nach Nordamerika. Zu Anfang des Jahres 1847 fuhr er über den Ocean und trat, von der fränkischen Gemeinde auf das Herzlichste empfangen, sogleich mit in die Missionsarbeit ein. Das günstige Verhältnis zu den Eingebornen dauerte noch fort; sie kamen zum Besuche nach der Kolonie und Baierlein hin-

wieder suchte sie in ihren Wohnsitzen auf, wo er durch einen Dollmetscher mit ihnen verkehrte. Bei einer solchen Wanderung, die ihn an den von Frankenmuth etwa 18 deutsche Meilen entfernten Pine River führte, ward er von dem Häuptlinge der dort hausenden Indianer, Bemassike, eingeladen, in ihrer Mitte zu bleiben und sie zu unterrichten. Als die Horde selbst dem zustimmte, entschloß Baierlein sich, der Aufforderung Folge zu leisten, wohl erkennend, daß eine nachhaltige Einwirkung durch bloße Besuchsreisen nicht möglich sei. Am 19. Juli 1848 brach er von Frankenmuth auf und erreichte nach drei Tagen seinen neuen Wohnsitz, wo einige mitgenommene Kolonisten ihm ein Blockhaus, das als Wohn- wie als Schulraum dienen sollte, errichteten. „Bethanien" nannte er die neue Station und wollte sie damit als eine Stätte der Armuth bezeichnen; denn diese trat ihm bei seiner Ankunft vornehmlich entgegen. Er fand die Indianer in größter Noth. Hungernd umstanden ihn Weiber und Kinder und ihr erstes Verlangen war auf ein Stückchen leiblichen Brodes gerichtet.

Sobald es möglich war, eröffnete Baierlein mit den Kindern die Schule und an den Sonntagen versammelte er in demselben Raume die Erwachsenen, welche auch nach und nach sich an Zucht und Ordnung gewöhnten. Doch waren nicht sie es, die zuerst dem Worte sich zugänglich erwiesen. Die ersten Täuflinge fanden sich in der Kinderschaar. Dem Missionare waren einige Waisenknaben zur Erziehung übergeben. Von diesen bat einer um die Taufe, andere sprachen bald dasselbe Verlangen aus, und da die Eltern darein willigten, daß die Kinder in die christliche Gemeinde aufgenommen würden, glaubte der Missionar nicht länger zögern zu dürfen. Am 8. Januar 1849 wurden 10 Indianerkinder getauft, von denen vier ihren Glauben noch nicht selbst bekennen konnten. So sehen wir hier denn das eigenthümliche Bild einer Erstlingsgemeinde indianischen Stammes, die ganz aus Kindern bestand; doch hatten die Angehörigen zuvor dem Missionar das Versprechen gegeben, jene ihm ferner zu unausgesetztem Unterrichte überlassen zu wollen, und im Laufe des nächsten Jahres ließen sich auch einige Erwachsene der Gemeinde hinzufügen, so daß diese zu Ende 1850 im Ganzen 31 Seelen zählte.

Das waren wohl dankenswerthe und ermuthigende Erfolge einer verhältnismäßig gar nicht langen Arbeit, bei der noch die Schwierigkeit der Verhältnisse in Anschlag gebracht werden muß, unter denen zu arbeiten war. Es konnte scheinen, daß man nach solchem Anfange auf einen günstigen Fortgang hoffen dürfe. Auch in Frankenmuth mehrte sich die Zahl der aus dem Heidenthume ge-

retteten Seelen, so daß man in Franken und in Amerika auf Grund der gemachten Erfahrungen an Erweiterung und neue Gliederung der Mission dachte. Die amerikanische Gesellschaft hatte schon am Huronsee eine Station Siboying angelegt. Hier arbeiteten die Missionare Auch und Maier und gewannen einen ziemlichen Einfluß auf die umwohnenden Indianer. Die von ihnen gewonnene Gemeinde zählte schon 40 Seelen. Eine andere Horde, die 8 deutsche Meilen weiter, etwa 30 Meilen von Bethanien wohnte, erklärte sich ebenfalls bereit, dem Heidenthume zu entsagen, wenn man ihr einen Lehrer sende. Und besondere Hoffnungen hegte man in Betreff des Oregongebietes, wo die Indianer nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden umherzogen. Dahin gedachte man nach Beendigung des Krieges eine Missionskolonie zu führen, wie neben Frankenmuth schon eine zweite, Frankenlust, entstanden war. Und um alle diese Bestrebungen unter einheitliche Leitung zu bringen übergaben 1849 das Missionscollegium zu Leipzig und Löhe die von ihnen gegründeten Stationen Frankenmuth und Bethanien der Synode der deutsch-lutherischen Gemeinden in Missouri, Ohio und andern Staaten, ein Beispiel, dem noch im selben Jahre die amerikanische Gesellschaft hinsichtlich der Station Siboying folgte.

So erschien die lutherische Indianermission wohlgeordnet. Und doch erwiesen die Hoffnungen, die man nach dem guten Anfang eine Weile gehegt hatte, sich mehr und mehr als eitel. Es gieng mit der Mission wieder rückwärts und man sah sich zu der Erkenntnis genöthigt, daß man auf einem fast unbebaubaren Boden ackerte. In der That, am Boden dieses Ackerfeldes lag es, daß man für die Dauer eine so geringe Erndte einheimste, nicht an den Arbeitern, denen es weder an Geschick noch an Treue und Geduld fehlte.

Ein großes Hindernis des Gedeihens bestand darin, daß die Indianer so sehr schwer an seßhafte Lebensweise gewöhnt werden konnten. Während der Winterzeit zerstreuten sie sich zur Jagd und dadurch gieng natürlich fast Alles, was sie im Sommer gelernt und an evangelischer Erkenntnis gewonnen hatten, wieder verloren. Immer von Neuem mußten die Missionare mit ihnen wieder anfangen und sich dabei doch sagen, daß jeder neue Anfang ihre Zöglinge nur wenig weiter bringen werde. Daher kam es, daß in den ersten kleinen Gemeinden sich fast gar keine Männer fanden; bei weitem die meisten ihrer Glieder waren Weiber und Kinder. Und selbst von den Knaben verliefen sich manche aus der Schule, um in den Wäldern der Jagd nachzugehen.

Ward durch diese Unstetigkeit des Volkes der Zusammenhang

des Unterrichtes sehr unterbrochen, so hinderte denselben von anderer Seite die Schwierigkeit der Sprache in hohem Maße. Dies war ein Hindernis, welches zu überwinden allen denen, die der Indianermission je obgelegen haben, ungemeine Mühe machte. Eliot, ein begabter und unermüdlich fleißiger Missionar, brauchte 15 Jahre, ehe er in indianischer Zunge reden konnte. Die Sprache der Indianer ist eine außerordentlich schwerfällige, besonders durch die endlosen Zusammensetzungen, die sie bildet und durch welche Worte entstehen, deren Aussprache einem europäischen Munde die größte Arbeit macht. Dazu kommt, daß die meisten Stämme ihre eignen Dialekte haben, die sich so sehr von einander unterscheiden, daß man gemeint hat, sie als besondere Sprachen ansehen zu müssen. In einer Bevölkerung von etwa einer Million Seelen hat man einige Hundert solcher Dialekte gezählt. Da begreift es sich, daß die Missionare nur langsam in ihren Sprachstudien fortschritten und daß der von ihnen ertheilte Unterricht, bei dem sie so lange der Vermittlung bedurften, nur eine abgeschwächte Wirkung üben konnte. Wir werden uns nicht darüber wundern, daß Baierlein im October 1848 schrieb: „noch immer sind wir so gar nicht im Stande, unmittelbar und kindlich zu den kindlichen Herzen der Kleinen zu reden, da das Band unsrer Zunge für diese schwere Sprache noch gebunden ist und ohne geeigneten Lehrer und ohne geeignete Hülfsmittel auch wohl noch eine Zeit lang ungelöst bleiben wird". Zwei Jahre später klagte er: „nicht geringe Mühe macht mir die Ausarbeitung einer indianischen Agende, einer Liturgie für den Gottesdienst und der Formulare bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, da Alles unsern Verhältnissen angepaßt und in eine Sprache übersetzt sein will, die kein Wort hat weder für Himmel noch Hölle, für Gewissen, Schmerz, Wunde, — denn jeder der vielen Namen von Verletzungen drückt zugleich aus, ob der Verwundete geschlagen, gestochen, geschossen u. s. w. sei — und für hundert andere Sachen, so daß es fast unmöglich ist, christliche Gedanken auszusprechen, wie sehr man sie auch umschreiben mag. . . So haben wir auch bis heute noch keinen Ausdruck für Kirche und Gemeinde finden können. Ebenso schwer ist daher eine Uebersetzung des Katechismus. Oft habe ich mit dem Dollmetscher in vielen Stunden nur wenige Worte, ja wohl auch nur ein einziges durchmachen können, und fand dann dennoch nicht selten, wenn dieser fort war oder bei der Abschrift, neue Fehler, da sich an Alles heidnische Vorstellungen anschließen. Die mühseligste Arbeit ist aber das Uebersetzen deutscher Lieder ins Indianische, da oft ein einziges Wort für eine ganze Zeile des Originals zu lang ist; und doch

mußte ich mich daran machen, da ichs nicht über das Herz bringen konnte, in den vorhandenen methodistischen Liedern erträumte und erheuchelte Gefühle herplärren zu lassen und selber mit herzuplärren". Unterrichten und predigen mußte also ziemlich lange durch Dollmetscher geschehen und das ist ja nur ein halbes Werk. Erst am Schlusse des Jahres 1858 konnte Missionar Mießler, der doch 1851 hinübergegangen war, berichten: „endlich habe ich es gewagt und Gott sei Lob! wagen können, dem Dollmetscher seinen Dienst aufzukündigen. Die Ausarbeitung der Predigten in der ungelenken und unzulänglichen Indianersprache macht mir freilich noch große Mühe, geht auch bei weitem nicht ohne Fehler ab, da mir keine Hülfsmittel zu Gebote stehen als ein einfaches Wörterbuch. Doch will ich michs keine Mühe verdrießen lassen, zumal ich sehe, daß die Indianer viel andächtiger zuhören, wenn sie das Wort des Lebens unmittelbar aus meinem Munde vernehmen."

Dies Hindernis ward also überwunden. Die Missionare begannen indianisch zu reden und hatten die Freude zu sehen, daß ihr Wort jetzt mehr zum Herzen drang. Und von den Indianern hatten gar manche angefangen, ein seßhaftes Leben zu führen. Sie errichteten sich Blockhäuser, bebauten das Land und wurden dadurch vor dem zerstreuenden Mangel geschützt. Aber schon waren dem Missionswerke andere mächtige Hindernisse in den Weg getreten, die es vergeblich machten, daß die eben genannten überwunden waren.

Hier ist vor Allem das Treiben der Methodisten zu nennen.

Die Methodisten hatten vor dem Beginne der lutherischen Mission bereits einen ziemlichen Einfluß auf die Indianer gewonnen. Als nun die Missionskolonieen gegründet wurden und die Missionare ihre Arbeit anhuben, besorgten jene mit Recht eine Schmälerung ihres Einflusses und boten Alles auf, um die lutherische Mission zu unterdrücken. Die Indianer fürchteten sich vor ihnen und baten, wie eben jener alte Häuptling Bemassike, die Missionare zu ihnen zu kommen, damit sie dadurch gegen die Methodisten einigen Halt hätten. Aber diese ließen nicht ab und kein Mittel war ihnen zu schlecht. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der betheiligten Missionare waren die Methodisten, mit denen sie es zu thun hatten, Alles eher als aufrichtige und lautere Christen. Die Maßregeln, welche sie gegen die zu Verdrängenden ergriffen und in denen sie sich von Anbeginn an gleich blieben, kann man leider nicht anders denn als eine Reihe von Schändlichkeiten bezeichnen. Sie suchten den Missionaren die Herzen der Indianer zu entfremden, indem sie Mistrauen säeten und allerlei Lügen über die eigent-

lichen Pläne jener verbreiteten. Es war ein so unlauteres unwürdiges Verfahren, daß Baierlein, als er 1853 nach Europa zurückkehrte, um nach Ostindien, seinem ersten Bestimmungsorte zu gehen, in seinem Berichte an die Synode die scharfen Worte aussprechen mußte: „ich kann nun sagen, daß die Macht des Heidenthums hier völlig gebrochen ist, daß eigentlich nur noch Eine Familie nach altväterlicher Weise lebt, daß alle andern auf dem Wege zum Christenthume stehen oder bereits Christen geworden sind. Wollte Gott, ich könnte sagen, daß wie die Macht des Heidenthums, so auch die des Methodismus gebrochen sei! Aber das Toben dieser unserer Erbfeinde ist noch das alte, und es ist ein wunderbarer Rath Gottes, nach welchem er diesen seinen Feinden, denn das sind die hiesigen Methodisten, so große Macht zuläßt, um der Ausbreitung seines Reiches dadurch entgegen zu wirken, daß sie denen, die auf dem Wege des Heiles sich befinden, beständige Versucher und Verführer werden. Daß es hier überhaupt noch Heiden giebt, ist fast ganz dieser Schleicher Schuld, und daß es mit den jungen Christen so langsam vorangeht auf dem Wege der Heiligung, ist abermals großentheils ihre Schuld."

Jenes Bemühen, Mistrauen zwischen den Indianern und den Missionaren zu säen, gelang ihnen nicht nach Wunsch; nur wenige Seelen aus der Missionsgemeinde ließen sich von ihnen verstricken. So schlugen sie denn einen andern Weg ein, indem sie die Indianer von den Missionsstationen ganz wegzuziehen suchten. Sie legten ihnen eine Bittschrift an die Regierung vor, welche dahin gieng, sämmtliche Indianer Michigans wünschten an Einem gemeinsamen Wohnsitze vereinigt zu werden. Viele der Indianer gaben arglos ihre Namen für das Schreiben her, dessen Inhalt sie gar nicht kannten. Darauf hin ward 1855 in Detroit, dem Hauptorte des Staates, wo der Regierungsagent für die indianischen Angelegenheiten zu den Methodisten gehörte, den versammelten Häuptlingen ein neuer Vertrag angeboten, der ihnen einen ziemlichen Landbesitz als Geschenk zusicherte. Die meisten, unter ihnen auch der von Bethanien, nahmen dies Anerbieten an, und die Folge davon war, daß die Mehrzahl der Indianer Bethanien verließ und der Missionar fast vereinsamt zurückblieb. Die Station war so gut wie zerstört und mußte 1861 aufgegeben werden.

In dieser Zerstörungssucht wurden die Methodisten kräftig unterstützt durch die Händler, welche durch die Fortschritte der Mission ihren Vortheil gefährdet sahen und ihm deshalb zu begegnen suchten. Sie verleiteten die Indianer wieder zur Jagd, damit ihr Pelzhandel keine Einbuße hätte und stürzten sie von Neuem in Trunk-

sucht und liederliches Leben durch den Branntwein, den sie ihnen zuführten. Wo sie konnten, wandten auch sie Lug und Trug an, und zuweilen mit nur zu gutem Erfolge. So war einer von ihnen es, der 1855 die gänzliche Vernichtung der vom Missionar Auch gesammelten Gemeinde Siboying herbeiführte, indem er die dortigen Indianer darüber verspottete, daß sie sich von ihrem Lehrer betrügen ließen. Mit den Pfeilen des Spottes hatte er die für Indianer gefährlichste Waffe getroffen. Sie gaben sich der bösen Einflüsterung in dem Maße hin, daß der Häuptling im Namen aller erklärte, sie wollten sich nicht länger von den Predigern verführen lassen wie bisher; Gottes Wort, die Quelle aller Uebel und Laster in der Welt, wollten sie nicht länger unter sich dulden; sie wollten frei und ungehindert das Leben dieser Erde und dessen Güter genießen gleichwie die Weißen in ihrer Umgebung. Und bei dieser Erklärung blieben sie.

Auf die Weißen ihrer Umgebung beriefen sie sich, um ihre bösen Gelüsten zu rechtfertigen. Und allerdings, das was sie von der Mehrzahl dieser Weißen sahen, begründete nur zu sehr solche Berufung. Man hatte Missionskolonieen anlegen wollen, um so den Missionar durch die Verbindung mit der christlichen Gemeinde zu stärken und den sittigenden Einfluß der letztern auf die Heiden wirken zu lassen. Aber diese Kolonieen waren nur kleine, vereinzelte Vorposten, und was sie Segensreiches wirkten, ward wieder verdorben durch das Nachdrängen einer großen Masse, die den Namen einer christlichen trug, ohne es zu sein. Diese Berührung einer sogenannten christlichen Bevölkerung mit den Indianern war das Hauptverderben der Mission, indem sie die Heiden zu Lastern verführte, die ihnen zum geistlichen und leiblichen Ruin wurden, und indem sie die ohnehin nicht leicht faßbaren von den kaum gegründeten Stätten des Missionslebens mehr und mehr entfernte.

Wenn wir so die besondern Hindernisse dieses Missionsgebietes überschauen, so begreifen wir es, daß dem scheinbar so günstigen Anfange der Arbeit auf ihm der weitere Fortgang doch nicht entsprach. Wir verstehen es, wenn Mießler 1857 in seinem Berichte wehmüthig schrieb, gerade der kleine Gottesacker der Gemeinde Bethanien, auf welchem 14 Indianer ruhten, sei ihm oft ein Ort der Ermuthigung und Erquickung geworden, indem er, entmuthigt durch den Leichtsinn der noch Lebenden, wenigstens durch das Andenken an die Begrabenen und deren seligen Heimgang den gewissen Trost habe, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen sei.

Die Arbeit an den Indianern ward mehr und mehr eine hoffnungslose und bald konnte man sich der Erkenntnis nicht verschließen,

daß es vorerst wenigstens mit der Mission unter ihnen vorbei sei. Bethanien mußte, wie gesagt, aufgegeben werden. Mießler folgte seinen ausgewanderten Gemeindegliedern an ihren neuen Wohnsitz und baute auch dort, in Mount Pleasant, ein Kirchlein. Aber zu sonderlichen Hoffnungen gab ihm diese Veränderung keinen Anlaß, und gleichzeitig fegte der Sturm des Indianeraufstandes in Minnesota die dortige Station Gabitavigama, auf welcher Missionar Clöter mit großer Geduld arbeitete, hinweg.

Seitdem ist in der Indianermission seitens der lutherischen Kirche nichts Bemerkenswerthes geschehen. Dagegen ist die von Leipzig aus geleitete Arbeit unter den Heiden auch von amerikanischen Lutheranern unterstützt, und in neuester Zeit hat man drüben das unter den Telugus begonnene Werk, welches gänzlich in englische Hände zu gerathen drohte, wieder aufgenommen und beschlossen, es kräftig weiter zu führen.

Siebzehnter Vortrag.

In der Geschichte der skandinavischen Missionsthätigkeit begegneten wir an verschiedenen Stellen einem von Hermannsburg ausgehenden Einflusse, der sich als ein mächtiger, ja zum Theil maßgebender erwies. Das führt uns auf diesen jüngsten Zweig der lutherischen Mission, der in kurzer Zeit ungemein kräftig gewachsen ist und sich nach allen Seiten hin ausgebreitet hat. Er darf eine besondere Beachtung beanspruchen nicht nur wegen dieses erfreulichen Wachsthums, sondern auch weil er eine eigenthümliche Auffassung der Missionsaufgabe in möglichst strenger Verwirklichung darstellt.

Die Wurzeln der hermannsburger Mission laufen bis in die norddeutsche Missionsgesellschaft zurück. Diese entstand 1836, in demselben Jahre, in welchem der dresdener Verein sich auf den Boden des kirchlichen Bekenntnisses stellte, nachdem zuvor schon an verschiedenen Orten Nordwestdeutschlands sich einzelne Missionsvereine gebildet hatten. Die neue Gesellschaft nahm aber gleich dadurch einen Krankheitskeim in sich auf, daß sie sich zum Bekenntnisse nicht klar stellte oder, besser gesagt, nicht stellen konnte, denn in einigen jener Vereine wog das reformirte Element stark vor. Bisher hatten in diesen Theilen Nordwestdeutschlands, wo gerade in den zerstreuten reformirten Gemeinden sich Leben erhalten hatte, die gläubigen Lutheraner im Kampfe gegen den Rationalismus und den Weltsinn

mit jenen gemeinsame Sache gemacht und so wollten sie denn nun auch in der Missionsarbeit sich nicht von ihnen trennen. Vielen von ihnen war ohnehin die Bedeutung des Bekenntnisses für diesen Theil des kirchlichen Lebens noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Aber solche schwankende und in sich unklare Stellung paßte nicht mehr für den Stand der gemeinkirchlichen Entwicklung. Schon der eine vorher erwähnte Umstand bezeichnet dies, daß die Gesellschaft in eben der Zeit entstand, in welcher man in Sachsen auch die Mission dem Bekenntnisse unterstellte. Die Frage nach dem Verhältnisse der Mission zur Kirche und zum Bekenntnisse war einmal aufgeworfen und wenigstens an Einem Orte schon durch die That beantwortet. Da konnte man ihr bei Neugründungen nicht mehr aus dem Wege gehen. Von manchen der verbundenen Vereine, vorzüglich von Mecklenburg aus, ward denn auch auf eine entschiedenere Haltung hingedrängt. Aber die Erfüllung dieses Verlangens wäre gleichbedeutend mit einem Hinausdrängen der Reformirten gewesen. Statt dessen fiel der Schwerpunct der Leitung mehr und mehr nach Bremen, und dies hatte die Folge, daß nun die entschiedneren Lutheraner sich zurückzogen. Zugleich zeigten sich in den Geldverhältnissen Verlegenheiten, welche die Aufhebung der Missionsschule in Hamburg bedingten. Aber während so die norddeutsche Gesellschaft abnahm und durch eine Sonderung hindurch mußte, hatte aus ihrem Schooße heraus in aller Stille sich schon der Keim eines neuen Missionswerkes entwickelt, an welchem dann viele sich betheiligten, denen der Austritt aus jener Gesellschaft Gewissenssache geworden war. Diesen damals noch unscheinbaren aber lebenskräftigen Keim haben wir in der hermannsburger Mission.

Die hermannsburger Mission geht bekanntlich zurück auf Ludwig Harms, einen Mann, an welchem sich das Wort des Herrn: „wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen", so wie an wenigen erfüllt hat. Am Schlusse seiner akademischen Jahre, während welcher er auf dem Wege des Zweifels bis zum Leugnen des Daseins Gottes gelangt war, hatte ihm beim Lesen des hohepriesterlichen Gebetes das Wort: „Das, Vater, ist das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen" zur Erweckung dienen müssen. Froh der Erfahrung der sündenvergebenden Gnade Gottes kam er 1830 nach Lauenburg, wo er 9 Jahre als Hauslehrer verlebte. Hier ward er ein Freund und Berather derer, welche das Wort des Herrn liebten und durch diese Liebe sich zusammenführen ließen. Sie in christlicher Erkenntnis und Heiligung zu fördern lag ihm sehr am Herzen und in diesem Bestreben begann

er auf den Rath des Missionsinspectors Richter in Barmen Missionsstunden zu halten. Von da an beschäftigte er sich mit der Mission, die ihm das Herz abgewann und deren große Bedeutung für die heimische Kirche er bald erkannte. Am 6. Januar 1834 entstand der Missionsverein in Lauenburg, der sich zwei Jahre später der norddeutschen Gesellschaft anschloß, und Harms, welcher gleich den ersten Jahresbericht verfaßte, arbeitete mit Eifer in ihm bis 1839. Wie sehr er der Mission sich hingab, beweist, daß man ihn 1842 als zweiten Lehrer an die Missionsschule in Hamburg berufen konnte. Er lehnte diesen Ruf ab, um im Dienste der Kirche seines Heimatlandes zu bleiben und gieng zur Unterstützung seines Vaters nach Hermannsburg; aber dem Rufe zur Arbeit in der Mission entzog er sich darum keineswegs. Die Wirksamkeit, welche er in der Gemeinde seines Vaters entfaltete, ist bekanntlich eine gewaltige gewesen und von Anfang an ward bei denjenigen Gemeindegliedern, welche dieser Einwirkung sich hingaben, nun auch der Missionssinn erweckt. Es zeigte sich eine große Opferwilligkeit; Reiche und Arme wetteiferten nach Vermögen mit einander im Geben und nicht wenige sprachen den Wunsch aus, selbst unter den Heiden arbeiten zu können. Die Mission war wirklich Gemeindesache geworden. Aber eben weil die Zahl derer, welche ihr Kraft und Leben zu weihen begehrten, eine so ansehnliche war, erschien es als unthunlich, sie in andern Anstalten unterzubringen. So ergieng denn aus ihrer Mitte heraus mehrfach die Frage an Harms, ob man nicht in Hermannsburg selbst ein Missionshaus anlegen könne.

Und mit dieser Frage aus der Gemeinde traf eine Aufforderung von außen her zusammen.

Eben damals nämlich begann die vorher erwähnte Sonderungsperiode für die norddeutsche Missionsgesellschaft. Auch die Lauenburger zogen sich von ihr zurück und richteten nun durch Harms' Bruder und spätern Nachfolger, der zu der Zeit Hauslehrer in Lauenburg war, die Bitte an jenen, in Hermannsburg eine lutherische Missionsanstalt zu errichten. Harms selbst hatte sich nun auch auf Anlaß des in der Gemeinde Geschehenen bereits mit diesem Gedanken getragen, aber die Ausführung hinderte der Umstand, daß er nur noch Collaborator, also sein Bleiben in Hermannsburg unsicher war. Erst als er, vierzig Jahre alt, Nachfolger seines Vaters geworden war, gab er den verschiedenen Aufforderungen nach, kaufte ein passendes Anwesen im Orte und nahm im October 1849 zwölf Zöglinge in das neue Missionshaus, dem sein Bruder als Lehrer vorstand, auf. Zu Anfang stand die Anstalt noch in einer gewissen Verbindung mit der norddeutschen Gesellschaft, die ihr vier Zöglinge

überwies. Aber diese Verbindung löste sich bald aus confessionellen Gründen und die Anstalt blieb nun Privatsache von Harms und seiner Gemeinde. Statt dessen suchte er sie in einen gliedlichen Zusammenhang mit der Landeskirche zu bringen, indem er die Mission nicht als Sache seines Beliebens, sondern als eine kirchliche Pflichterfüllung, die ihm als einem Diener der Kirche obliege, ansah. Und dieser Wunsch ward ihm wenigstens insoweit erfüllt, als die landeskirchlichen Behörden Prüfung und Ordination der in Hermannsburg ausgebildeten Missionare zusagten.

Die Ausbildung der Missionare war darauf angelegt, ihnen eine tüchtige und sichere christliche Erkenntnis zu geben. Von eigentlich wissenschaftlichen Studien sah man ab, indem es zu lange dauern würde, wollte man die jungen Leute aus dem Volke, die sich zum Missionsdienste erboten hatten, erst noch den ganzen Schul- und Universitätscursus durchmachen lassen. Und das Zwitterding einer halbwissenschaftlichen Bildung hielt Harms mit Recht für etwas Unzuträgliches. Deshalb wurden die alten Sprachen vom Unterrichte ganz ausgeschlossen. Dagegen ward um so mehr Gewicht darauf gelegt, daß die Missionare auch im Landbau und in einigen Handwerken tüchtig unterwiesen würden. Harms verfolgte nämlich den Gedanken, die Missionare durch ihrer Hände Arbeit sich ihr Brod möglichst verdienen zu lassen. Zugleich wollte er Missions-Kolonieen oder Gemeinden ausschicken, um dadurch einen festen Platz im Heidenlande zu gewinnen und sicherer auf die Heiden wirken zu können. Er schreibt in Bezug hierauf: „es ist mein glühender Wunsch, die Heidenbekehrung so zu treiben, daß alle drei oder vier Jahre und später vielleicht in noch kürzeren Zwischenräumen immer eine Anzahl von zwölf in die Heidenwelt soll hinausgeschickt werden. Die ersten Zwölf sollen zusammen an einem und demselben Orte bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengungen stark genug zu sein, an den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, da sie im Landbau und allen nöthigen Handwerken geübt sind, und dazu mannsstark genug, etwa ähnlich wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Geistlichen und Leiblichen die Lehrer unserer Väter waren. Bildet sich dann um sie eine Heidengemeine, so sollen etwa zwei oder drei bei der zurückbleiben und die übrigen nicht hundert oder zehn, sondern eine, zwei oder drei Meilen weiter ziehen und da ebenso wieder anfangen, und die von hier nachrückenden haben dann gleich, wenn sie hinkommen, Beschäftigung und können um ihren Unterhalt arbeiten, bis sie die Sprache gelernt haben, und besetzen dann ihrerseits geeignete nahe gelegne Stellen, sodaß binnen

kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missionsstationen umzogen wird, und Völker bekehrt und mit christlicher Sitte und Bildung gewappnet werden, so daß sie sich mit Erfolg des verderblichen europäischen Andrangs erwehren können und nicht das Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist. So steht es mir vor den Augen."

Harms war nicht der erste, der diesen Gedanken hegte. Wir wissen, wie schon vorher die fränkischen Lutheraner einen ganz ähnlichen ausgesprochen und in Nordamerika zu verwirklichen gesucht hatten. Er lag damals, so zu sagen, in der Luft. Auch in der norddeutschen Gesellschaft war er in Erwägung gezogen wie z. B. 1843 in einem von Hofmann zu Rostock über das Verhältnis der Mission zur Kirche gehaltenen Vortrage. Doch waren es nicht diese Berührungen, welche Harms dazu führten, die Verwirklichung solches Gedankens in der Ausdehnung, wie es dann geschah, besonders die Verbindung der Mission mit Kolonieen, zu einer Sache der hermannsburger Mission zu machen. Die Veranlassung hierzu war nach seinem eignen Bericht eine ganz andere. Einige junge Leute der damaligen deutschen Flotte nämlich, die zum Glauben gekommen waren, hegten den Wunsch, in Westafrika eine Kolonie zu gründen, um die Neger zur Arbeit zu gewöhnen und dem Sklavenhandel entgegen zu wirken. Sie erkannten, daß sie, um sichere Erfolge zu erzielen, der Beihülfe von Missionaren bedürften und auf Harms aufmersam gemacht, wandten sie sich nach Hermannsburg, wo man ihnen freundlich entgegenkam und ihr Vorhaben ausführbar fand, wennschon mit andern Leuten als sie selbst. Und solche meldeten sich bald in großer Zahl. „So war — schreibt Harms — der Plan, Kolonisten mitzusenden, im Ganzen entstanden, ohne daß wir das Geringste dazu gethan, das Geringste dabei veranlaßt hatten. Wir nahmen nur an, was uns in die Hände gegeben wurde." In Hermannsburg würde man von selbst nicht daran gedacht haben, daß auch andere Leute als wirkliche Missionare mitgeschickt werden könnten.

Von derselben Seite her erhielt Harms auch die Anregung dazu, ein eignes Missionsschiff zu bauen. Er gieng darauf ein, des zuversichtlichen Glaubens, daß Gott es ihm auch an den dazu nöthigen Mitteln nicht werde fehlen lassen, und im Herbste 1853 lag die Brigg Kandace fertig im harburger Hafen, bereit die kleine Missionskolonie aufzunehmen. Diese sollte bestehen aus 8 Missionszöglingen, von denen 6 nach bestandener Prüfung zum Predigtamte unter den Heiden ordinirt, 2 zu Katecheten bestimmt wurden. An sie schloßen sich 8 Kolonisten. Diese insgesammt unterwarfen

sich einer Gemeindeordnung, die in gemeinsamer Berathung festgestellt war und den Charakter der hermannsburger Mission klar hervortreten läßt. Die nach Ostafrika zu entsendende lutherische Gemeinde sollte sich als ein Glied der lutherischen Kirche Hannovers betrachten und für ihre kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse dem hermannsburger Missionshause unterstellt sein. Ihren Unterhalt solle sie sich durch eigne Arbeit erwerben, doch werde die Muttergemeinde, so weit nöthig, nachhelfen. Dann ward eine ziemlich genaue Gliederung für das Kirchliche und für das Bürgerliche im Voraus getroffen. An der Spitze der Gemeinde solle der Pastor stehen, neben ihm die andern ordinirten Missionare als Diakonen. Der Pastor dieser ersten Gemeinde als des Mittelpuncts der lutherischen Kirche unter den Heiden solle auch in dem aus sämmtlichen Missionaren bestehenden Missionsrathe den Vorsitz führen. So war gleich für eine zusammenfassende Aufsicht gesorgt, wie man auch im Bürgerlichen alsbald einen Schultheiß und Richter einsetzte.

Diese Missionskirchenordnung ist etwas Eigenthümliches und man darf sich nicht darüber wundern, daß hie und da Zweifel laut wurden, ob sie ausführbar und ob ihre Ausführung für die Sache recht förderlich sei. Etwas befremdlich bleibt darin die Betonung des Landeskirchlichen. Man sieht nicht recht, warum zu der Bestimmung, daß die Gemeinde mit ihren ferneren Abzweigungen eine lutherische sei, noch hinzukommen mußte, daß sie ein Glied der hannöverischen Kirche sei, und man fragt sich, wie dies wohl auf die Dauer sich sollte festhalten lassen. Doch das ist etwas Nebensächliches, wohl beruhend auf der glühenden Liebe, mit welcher Harms an seinem engeren Heimatslande hieng. Das Charakteristische der von ihm begründeten Mission lag in der Aussendung geschlossener Gemeinden, die durch eigne Arbeit sich selbst den Unterhalt sichern und als Gemeinden durch Wort und Wandel Mission treiben sollten, wie denn bei der zweiten Aussendung den Missionaren vorgehalten ward, „sie seien Hermannsburger, deshalb sollten sie nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit den Händen arbeiten, denn das sei unsere Weise, sollten nicht Herren sein wollen, sondern Knechte und Diener bleiben, und unserm guten Namen keine Schande machen, wie auch der Apostel Paulus sage, er wolle lieber, er stürbe, als daß ihm Jemand seinen Ruhm sollte zu Schanden machen.“ Wir haben hier, kann man sagen, das gerade Gegentheil dessen, was einst die Pietisten im kopenhagener Missionscollegium als apostolische Mission verlangten. Wünschten sie stets umherwandernde Missionare, die sich um die externa wo möglich gar nicht kümmerten, so sandte Harms seßhafte aus, die gerade dadurch wirken sollten, daß sie auch

das gesammte äußere Leben in den Bereich ihrer Thätigkeit hineinzögen und durch ein zwingendes Vorbild den Heiden zeigten, wie solches sich unter dem Einflusse des Christenthumes zu gestalten habe. Es kann wohl kein Zweifel daran sein, daß Harms hier das Richtigere gedacht hat; dagegen wird man kaum sagen können, daß sein Gedanke überall durchführbar sei. In dichtbewohnten Culturländern wird es schwerlich möglich sein, solche zusammenhängende Missionskolonieen anzulegen und durch eigene Arbeit zu erhalten, und ebenso können die Klimaverhältnisse derartig sein, daß sie europäischen Kolonisten wie Missionaren die angestrengte körperliche Arbeit verbieten. — Doch Harms selbst war auch weit davon entfernt, die hermannsburger Art des Missionirens als die einzig mögliche und richtige hinzustellen.

Im October 1853 verließ die, wie schon erwähnt, 16 Seelen starke erste Missionsgemeinde den heimatlichen Strand, um in Ostafrika unter den Gallas das ihr befohlene Werk zu beginnen. Harms hatte schon länger dies Volk ins Auge gefaßt und was er gerade um die Zeit der Aussendung über die politischen Verhältnisse jener Gegenden, über die jüngsten Maßregeln des dort mächtigen Iman von Maskat gehört hatte, schien sehr günstig zu lauten, so daß er glaubte hoffen zu dürfen, der Herr habe den Sendboten dort die Thüre geöffnet. Aber als sie an Ort und Stelle kamen, mußten sie gerade das Gegentheil erfahren. Seitens des Imans ward ihnen nicht nur die Niederlassung, sondern selbst die Landung an der Küste untersagt. Auf der Insel Mombas durften sie einige Zeit verweilen, aber die Erlaubnis, ins Innere einzudringen vermochte keine Fürsprache ihnen auszuwirken. Es war der Muhamedanismus des Fürsten, der ihnen hier in den Weg trat, verbunden mit den Handelsinteressen desselben, welche durch die Ansiedlung europäischer Kolonisten als gefährdet erscheinen konnten. Den Zugang zu den Gallas mußte man als einen versperten erkennen und auch die Hoffnungen, die man von ihnen und ihrer Empfänglichkeit hatte, wurden herabgestimmt, als der unter den benachbarten Wanika stehende Missionar Rebmann erzählte, nach einer achtjährigen Wirksamkeit hätten erst zwei Personen der Wahrheit Gehör gegeben, von welchen eine getauft und gestorben sei, eine sich noch in der Vorbereitung auf die Taufe befinde.

Doch wohin nun? Die Missionare brauchten nicht lange zu fragen, sondern hatten nur auf die Weisung zu achten, die Gott ihnen in ihren bisherigen Erlebnissen gab. Vor der Kapstadt waren ihnen die Anker gebrochen, und um die dadurch entstandenen Kosten zu decken, hatte der Capitän am Kap Fracht nach Port Na-

tal eingenommen. Hier nun fanden sie Kolonisten aus Hannover, von denen sie sehr freundlich aufgenommen wurden und in deren Nachbarschaft sie eine ziemliche Menge von noch unbekehrten Kaffern trafen. Es ward ihnen schwer, von hier zu scheiden und ganz natürlich wandten ihre Gedanken sich, als sie die Thüre zu den Gallas verschlossen sahen, nach Port Natal zurück. Sie beschlossen, sich in der dortigen Kolonie niederzulassen und unter den Kaffern eine Station anzulegen, die als Vorposten der immer noch nicht aufgegebenen Mission unter den Gallas gelten sollte. In der Natalkolonie rieth man ihnen, ihr Absehen auf die Zulus zu richten, unter welchen der norwegische Missionar Schreuder schon arbeitete, und zu diesem Zwecke an der Grenze sich anzusiedeln, so daß ihre Station noch unter dem Schutze der Kolonialregierung bliebe. Diesem einsichtsvollen Rathe folgend erwarben sie in der Nähe des Grenzstromes Tugela einen Grundbesitz, auf welchem sie eine Station Hermannsburg anlegten, und der Kauf war insofern ein günstiger, als sie guten Weidegrund erhielten und sich an einem Puncte niederlassen konnten, in dessen Nachbarschaft zahlreiche Kaffern wohnten.

Das erste war nun, daß sie die Kolonie als solche sicherten durch Bestellung des Feldes und Errichtung der nothwendigsten Gebäude. Dies nahm ihre Kräfte sehr in Anspruch, zumal die Handwerker daneben wohl auch für die in der Nähe wohnenden holländischen Bauern arbeiteten, um zum Unterhalte der Gemeinde etwas zu verdienen. Da blieb für die Erlernung der Sprache, deren Schwierigkeit sich auch ihnen sehr schnell fühlbar machte, zu Anfang nur wenig Zeit übrig. Dennoch hatten sie schon recht bald die Freude, von ersten Erfolgen berichten zu können. Es boten sich ihnen vier Kaffern zum Unterrichte an und sie durften auf diesen Wunsch eingehen, weil die Kaffern, sogenannte „holländische," durch ihren Verkehr mit den Bauern das Holländische gelernt hatten. So konnten die Missionare, denen das Plattdeutsche oder Niederdeutsche Muttersprache war, sich ihnen ziemlich leicht verständlich machen. Dagegen war ihr Einfluß auf die „wilden" Kaffern, wie man die von den Europäern sich unabhängig erhaltenden bezeichnete, noch ziemlich lange ein sehr beschränkter. Es dauerte eine Reihe von Jahren, ehe sie den ersten derartigen taufen konnten. Gerade diese erwehrten sich mit Macht des „Gläubigwerden," weil sie dadurch von der Verbindung mit den Ihrigen losgelöst würden. Zur Anhörung der Predigt ließ sich das in der Nähe der Stationen wohnende Volk schon bewegen. Wenn die Missionare am Sonnabend umhergiengen und einluden oder später mit einer Glocke den Sonntag anzeigten,

so fanden sie wohl, wenn die Predigt begann, eine ziemliche Schaar von Zuhörern um sich, und daß dieselben auch wirklich zugehört hatten, das zeigte sich, wenn sie nachher über die Predigt gefragt wurden. Aber weiter kamen die Kaffern auch meistens nicht. Das Ohr erschlossen sie, aber nicht das Herz. Die Missionare mußten auch hier bald erkennen, daß die Liebe, welche sie zu den Heiden hatten, sich als ächte erst durch ausdauernde und gläubig hoffende Geduld zu bewähren habe.

Und sie haben solche Geduld bewiesen, ebenso wie die heimische Missionsgemeinde, die sie gesandt hatte und weiterhin unterstützte. Diese wuchs an Zahl wie an Eifer, ungeachtet die vom Missionsfelde einlaufenden Nachrichten noch von keinen Erfahrungen, die sonderlich ermuthigt hätten, meldeten. Der Zudrang zum Missionsdienste und gleichmäßig der Zufluß der Gaben war ein so großer, daß Harms 1858 die doppelte Anzahl von Zöglingen annehmen konnte, und 1861 baute er sogar ein zweites Missionshaus. In jedem der beiden Häuser hatten 24 Zöglinge Platz, und der Raum war gleich besetzt.

Als die Kunde von dem neuen Bauplane nach Afrika kam, schrieben die dortigen Missionare: „bauen Sie um Gotteswillen nicht, wovon sollen die alten Kinder leben, wenn so viele neue kommen?“ Aber die einzige Antwort, welche Harms darauf hatte, war: o ihr Kleingläubigen! Ihm war keinen Augenblick darum bange, daß Gott nicht das Werk, welches in seinem Namen begonnen sei, auch ferner tragen und erhalten wolle, so lange es in seinem Namen fortgeführt werde. Alle zwei Jahre sollten 24 Missionare ausgesandt werden und an Platz unter den Heiden werde es nicht fehlen. Darin hatte er unzweifelhaft Recht, aber andererseits war es doch auch den zuerst ausgeschickten Missionaren nicht sehr zu verargen, wenn sie bei der in Aussicht gestellten so zahlreichen Nachsendung etwas bedenklich wurden. Sie hatten im Leiblichen wie im Geistlichen redlich gearbeitet, hatten aber eben hierbei erfahren, daß Manches sich doch so ganz anders machte, als sie in der Heimat oder noch bei der Ankunft im Kaffernlande sich vorgestellt hatten. Die Zahl der Stationen war sehr gewachsen. Nach Verlauf des ersten Jahrzehnts konnte Harms von 24 festgegründeten und einigen in der Anlage begriffenen Stationen berichten. Man arbeitete nicht mehr blos in der Natalkolonie, sondern hatte durch den norwegischen Missionar Schreuder auch Zugang zu den Zulus gefunden und war von deren König Umpanda freundlich aufgenommen worden. Das ergiebigste Arbeitsfeld aber hatte sich den Hermannsburgern weiter im Innern bei den unter dem Häuptling

Setschele stehenden Betschuanen eröffnet. Die holländischen Bauern der Transvaalrepublik, die nach diesen Zeugen durchaus nicht so verworfen und dem göttlichen Worte feind sind, wie sie von anderer Seite her verschrieen werden, die aber die englischen Missionare vertrieben hatten und ihnen den Zugang verwehrten, weil selbige politische Unruhen erregten, hatten die deutschen Sendboten selbst gebeten, zu den Betschuanen zu kommen und unter ihnen zu arbeiten. Aber eben diese Ausdehnung des Werkes erregte den Missionaren Bedenken, weil sie nur mit sehr großen Kosten geschehen war. Das so zahlreich bevölkerte Missionshaus in der Heimat war billig in seinem Unterhalt, indem durch die Arbeit der Zöglinge selbst vieles erworben ward, aber die Mission draußen blieb eine kostspielige.

Bei der Ausbildung der Missionare war es als ein maßgebender Gesichtspunct hingestellt, daß durch ihre Arbeit die Stationen sich möglichst allein unterhalten sollten und man hatte gehofft, diesen Zweck um so sicherer zu erreichen, wenn man in der Begleitung der Missionare Kolonisten ausschicke. Aber nach zehn Jahren konnte nur erst von der Einen Station Hermannsburg gesagt werden, der Platz erhalte sich selbst und habe noch übrig für andere Plätze. Im Allgemeinen erforderten die Niederlassungen trotz der unermüdlichen Arbeit der Missionare wie der Kolonisten andauernd bedeutende Zuschüsse. Viel Schwierigkeiten machte jedesmal schon die Wahl eines Ortes, der für eine Kolonie tauglich war. Hardeland, der gleich zu erwähnende Missionssuperintendent, schildert uns diese Schwierigkeiten, indem er schreibt: „ein guter Stationsplatz muß mancherlei Eigenschaften haben. Er muß möglichst gesund, also kühl und luftig sein, also frei und hoch liegen; es muß hinreichend Wasser da sein und zwar so, daß man es ausleiten, das Feld damit bewässern kann; es muß Holz in der Nähe sein und zwar auch Bauholz, eine ungemeine Seltenheit im Zululande; Wagen müssen von Natal aus bis zu dem Platze kommen können, ebenso vom Platze bis zum nächsten Holzbusche; es muß endlich eine genugsame, nicht zu zerstreut wohnende Bevölkerung sich dort finden. Plätze, welche alle diese Bedingungen erfüllen, finden sich fast gar nicht. Das Letzte, die Bevölkerung, muß uns Missionaren selbstverständlich die eigentlich entscheidende Hauptsache sein. Wo aber viel Volk ist, da fehlen gewöhnlich die andern Erfordernisse; wo es einen guten Bauernplatz geben würde, da ist kein Volk. Das sitzt eben am liebsten in den steilen Klüften und da muß man zu ihnen hinein". Er fügt hinzu: „auch deshalb ist an das Sichselbsterhalten der Stationen nicht zu denken". —

Nach den Wohnplätzen der Heiden suchte man zuerst. Nun ist aber das ganze Land dünn bevölkert und die Kaffern wohnen sehr zerstreut. Es giebt nicht viele Ortschaften, in denen man einige hundert Seelen trifft. Die meisten ihrer sogenannten Kraale bestehen aus wenigen Hütten. So kam es also darauf an, einen Ort zu erwählen, der für den Anbau passend sei und von dem möglichst viele solcher Kraale in Kurzem erreicht werden könnten. Aber dann machte man wohl die Erfahrung, daß die Kaffern sich nach einem solchen Orte nicht hinzogen, sondern mehr und mehr von ihm entfernten, und in dem Falle ward es natürlich gerade durch die größere Niederlassung erschwert, den Heiden nachzugehen, und der andere Gewinn, den man gehofft hatte, der Eindruck eines christlichen Gemeindelebens auf sie, war so auch nur in geringem Maße vorhanden.

Ueberhaupt kostete schon die Anlage einer wirklichen Kolonie viel mehr Zeit, Arbeit und Geld als die Gründung einer einfachen Missionsstation. Und ebenso war es mit der ferneren Unterhaltung. Man mußte das Land urbar machen und bebauen und war dann doch oft genöthigt, noch bedeutend an Nahrungsmitteln zuzukaufen. Man mußte einen Viehstand anlegen und erlitt bald durch den Einfluß des Klimas, bald durch die im Lande fast einheimische Lungenseuche daran schwere Verluste. Da sind wohl die oben erwähnten Bedenken der ersten Missionare begreiflich. Ja einige Jahre später kam es eben über dieser Frage zu noch Weiterem. Der Missionar Moe auf der Station Entombe im nördlichen Zululand erklärte geradezu, er wünsche dort keine Kolonisten zu haben, denn ohne Kolonisten sei die Mission billiger. „Allein — schrieb er — kann ich mir ein kleines Pfahlhaus bauen, das kostet nicht viel, dagegen mit Kolonisten müßte ich sogleich ein bedeutend größeres Haus haben. Ebenso auch mit der Nahrung. Für mich und meine Frau kann ich leicht so viel Korn bekommen als nöthig ist, mit Kolonisten aber würden wir niemals so viel Korn bauen können, womit wir auskommen könnten, sondern müßten dann Jahr für Jahr für 3—4 Personen Korn kaufen. Ebenso auch mit der Fracht, die hier sehr theuer ist. Eine Fracht von Neu-Hermannsburg bis Entombe kostet 300 Thaler. Darüber ist nun die Frage besprochen: ist die Mission wohlfeiler mit oder ohne Kolonisten? Fast alle Missionare haben sich für das letztere entschieden." Auch der Missionssuperintendent erklärte sich, als man in ihn drang, sein Urtheil ganz ohne Rückhalt auszusprechen, nach dieser Seite, und die Folge davon war, daß fünf Kolonisten sich durch ihr Gewissen für verpflichtet erachteten, aus dem Verbande der Mission auszutreten,

um ihr nicht weiter zur Last zu fallen. So hatte auch hier der Gedanke, förmliche Missionskolonieen auszuschicken, in der Durchführung mit großen, stellenweise wohl unüberwindbaren Schwierigkeiten zu kämpfen.

Ein anderer Punct, bei welchem die Erfahrung zeigte, daß man das Richtige noch nicht ganz getroffen habe, war die Ausbildung der Missionare. Man hatte sich mit Recht vor einer gewissen Halbbildung gefürchtet, die hochmüthig und naseweis macht, ohne etwas zu nützen, und deshalb waren die alten Sprachen vom Unterrichte ausgeschlossen; der Sprachunterricht war auf das Englische beschränkt. Aber die schwierige Aufgabe der Erlernung der Kaffernsprache zeigte, daß der Geist mehr für die Erkenntnis des Wesens der Sprache erschlossen und in ihrer Behandlung geübt werden müsse, als durch den englischen Unterricht geschehen konnte. Von Afrika her ward es den Leitern der Mission ins Gewissen geschoben, nur sprachkundige Jünglinge hinauszuschicken, und deswegen nahm man, obwohl manchen Freunden der hermannsburger Mission dies nicht gefallen wollte, die lateinische Sprache in die Unterrichtsgegenstände auf.

Gleichzeitig sah Harms sich genöthigt, den Zöglingen jegliche Verlobung zu verbieten, nicht nur während ihres Aufenthaltes im Missionshause, sondern auch nach der Entlassung aus demselben. Erst wenn sie ein oder zwei Jahre unter den Heiden gearbeitet hätten, sollten sie um die Nachsendung einer Gehülfin bitten dürfen.

Die Erfahrungen, auf Grund derer diese neuen Bestimmungen getroffen wurden, waren von dem Superintendenten gesammelt, den Harms schon in den ersten Jahren zur Oberleitung des Werkes nachschickte. Als die Zahl der Stationen sich schnell vermehrte und dieselben in verschiedenen Gebieten weit von einander entfernt angelegt wurden, sah er, daß eine genügende Leitung und Beaufsichtigung von der Heimat aus nicht möglich sei und es war ihm deswegen ein Herzensanliegen, einen tüchtigen Mann zu finden, der in Afrika selbst seine Stelle vertreten könnte. Wir sehen hier dasselbe, wie in der Gründungsperiode der lutherischen Mission, wo Ziegenbalg sehr bald einen Probst verlangte, und auch in neuerer Zeit ist ja die Anstellung eines solchen ein Ziel, welches zu erreichen die heimische Leitung der ostindischen Mission bemüht ist. Wenn das Werk wächst und die Zahl der Arbeiter zunimmt, so wird eine persönliche Oberleitung sich immer als eine Nothwendigkeit erweisen; ist eine solche doch schon in der Heimat heilsamer und zweckmäßiger, als die von einer Behörde geübte. Aber der Mann, den man damit betraut, muß eine geisterfüllte, machtvolle Persönlichkeit sein, ein Mann, der durch die Kraft seiner Person anzieht, nieder-

hält und zusammenhält. In der Heimat leisten das Niederhalten und Zusammenhalten die altherkömmlichen Ordnungen, in welche man von Jugend auf sich hineingewöhnt. Daher ist hier eine Oberleitung immerhin auch durch solche noch möglich, denen Niemand eine besonders mächtige Persönlichkeit zusprechen wird. Aber anders sind die Verhältnisse auf dem Missionsgebiete. Da bestehen die oft bis zum Uebermaße zügelnden Ordnungen noch nicht. Was an Ordnungen nöthig ist, soll erst durch die Missionare eingeführt werden; und diesen tritt aus ihren Verhältnissen heraus wohl kaum eine Versuchung so nahe, als die, sich geltend zu machen und die eigne Persönlichkeit zur maßgebenden zu erheben. Sie müssen, wie eben bemerkt, in noch ganz anderem Umfange leiten als die Hirten einer geordneten Gemeinde in der alten Christenheit, und leben unter einer Bevölkerung, welche beherrscht sein will und es selbst nicht wagt, den sie lehrenden weißen Männern sich gleichzustellen. So etwas verwöhnt und macht leicht ungeneigt, Andern sich zu fügen. Daher wird ein Missionssuperintendent nur dann etwas ausrichten, wenn er eine hervorragende Persönlichkeit ist, welcher die Andern sich nicht blos um des Rechtes willen unterordnen.

Harms freute sich einen passenden Mann in Hardeland zu finden, der schon 19 Jahre auf Borneo unter den Dajacken gearbeitet hatte, dann aber aus dem Dienste der rheinischen Gesellschaft ausgetreten war, weil er in ihm das Recht des lutherischen Bekenntnisses auch für die Missionsthätigkeit nicht hinlänglich gewahrt sah. Er folgte dem von Herrmannsburg an ihn ergehenden Ruf. Im Sommer 1859 verließ er Deutschland von Neuem, nachdem das Consistorium zu Hannover seiner Berufung zum Superintendenten der hermannsburger Mission seine Zustimmung gegeben hatte, und diese Mission ist seinem kurzen Wirken vielen Dank schuldig. Er verwaltete sein Amt mit großer Thatkraft, einer Thatkraft, welche die Kaffern, und wohl oft nicht mit Unrecht, selbst an ihren Rücken zu erproben hatten, mit Umsicht und aufopfernder Hingebung, welche ihm die Herzen der seiner Leitung Unterstellten gewinnen mußte. Allerdings ward gerade seine Ankunft der Anlaß zu einer Spaltung; aber der eigentliche Grund dieser war nicht seine Person, sondern das Amt, welches er bekleidete. Diejenigen, welche ihm den Gehorsam verweigerten, thaten es, ohne ihn selbst noch gehört oder gesehen zu haben. Es waren die am meisten im Innern, im Betschuanenlande stehenden Missionare, welche so ungeschickt auftraten. Als Hardeland, der auf den Stationen der Natalkolonie und des Zululandes sich vorgestellt hatte und dort als Superintendent anerkannt war, sich anschickte, jene entfernteren Statio-

nen zu besuchen, erhielt er von den dortigen Missionaren ein Schreiben, in welchem sie ihm anzeigten, er brauche sich nicht zu bemühen, sie gedächten freie Leute zu sein und zu bleiben. In thörichter Weise hielten sie Freiheit und Unterordnung für unverträglich und giengen in ihrem Unverstande so weit, die Einsetzung eines Superintendenten als auf römischen Grundsätzen beruhend darzustellen. Einer von ihnen erklärte, er und seine Collegen seien entschlossen, unter keiner Bedingung einen Superintendenten anzuerkennen, weil nur der Pabst in Rom und die Kaiser von Rußland und Oesterreich solche unumschränkte Herrscher seien. Mit solchem Eigensinne und Unverstand war nicht zu verhandeln. Man mußte die sich absondernden Missionare im Betschuanenland sich selbst überlassen, und das Werk gieng dort zurück, bis nach dem baldigen Tode einiger der Arbeiter zwei von ihnen ihre Thorheit und ihr Unrecht erkannten und sich wieder als Glieder der hermannsburger Mission einfügen ließen.

Nicht diese Widerwärtigkeiten waren es, welche Hardeland schon nach einigen Jahren zur Rückkehr nöthigten, sondern die großen mit seinem Amte verbundenen Anstrengungen, denen sein Körper nicht mehr gewachsen war. Wenn er, um die Aufsicht zu führen, eine Rundreise bei den Stationen machte, so mußte er über 100 Tage unterwegs sein. Die Reise geschah zu Pferde oder auf einem Ochsenwagen und zwar in der dortigen Winterzeit, wo er einem sehr bedeutenden Klimawechsel ausgesetzt war. Dies jährlich zu wiederholen war ihm unmöglich; daher kehrte er zurück. Aber die Errichtung des Amtes war durch ihn als eine sehr heilsame erwiesen. Deshalb setzte Harms dem Scheidenden aus den älteren Missionaren alsbald einen Nachfolger und bestimmte, daß fortan alle neuen Missionare vor ihrer Aussendung dem Superintendenten Gehorsam geloben sollten.

So ist die von Hermannsburg ausgegangene lutherische Mission in Südafrika eine festbegründete und wohlgeordnete. Sie hat noch immer mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und die Fortschritte sind bisher in manchen Theilen des Arbeitsgebietes nur noch gering; aber doch geht es vorwärts. Die hermannsburger Missionare genießen des besten Rufes und Gott bekennt sich zu ihrem Werke. Im Zululande und in der Natalkolonie übt Er sie in der Geduld, denn die dortige Bevölkerung widerstrebt bei aller Achtung vor den Missionaren der Bekehrung doch hartnäckig. Besonders der König und die Häuptlinge suchen sie zu hindern, befangen in dem Wahne, daß die Kaffern durch die Bekehrung auch ihrer Botmäßigkeit entzogen würden. Um so fröhlicher aber entwickelte sich das

mit frohem Muthe wieder aufgenommene Werk im Betschuanenlande. „Von dort her — heißt es — klingt es wie lauter Orgelton und Glockenklang." Das Betschuanenvolk ist sehr empfänglich für die Predigt. Die Getauften zählen schon nach Hunderten und immer neue Schaaren melden sich zur Taufe. Die Hoffnung, daß dies ganze Volk sich noch vor dem Herrn beugen werde, ist eine wohlbegründete. Das stärkt, erquickt und ermuthigt zu der weitern Hoffnung, daß der Herr auch über das jetzt noch so hartnäckige und in den Banden der Sünde so schwer geknechtete Volk der Zulu eine Zeit der Erlösung heraufführen werde. Der so unermüdlich unter ihnen ausgestreute Same des lebendigen Wortes kann nicht verloren sein.

Und Südafrika ist nicht das einzige Land, wohin ein Strom des Lebens von Harms und von Hermannsburg aus sich ergoß. Das Gebiet des Gallas freilich, welches im Anfange die Boten sich versperrt fanden, blieb verschlossen. Ein neuer Versuch, der einige Jahre später gemacht ward, war ebenso erfolglos. Für dieses Volk ist die Stunde der Heimsuchung noch nicht gekommen. Aber ungesucht bot sich eine Gelegenheit, in Indien festen Fuß zu fassen. Wir hörten von der Arbeit eines Theils der nordamerikanischen Lutheraner unter den Telugu in Ostindien. Diese, schon länger nicht mit dem nöthigen Nachdrucke getrieben, gerieth durch den amerikanischen Bürgerkrieg in die Gefahr, gänzlich zu zerfallen und in die Hände der Engländer überzugehen. Da wandte sich der dort noch stehende Missionar Grönning mit der Bitte um Hülfe an Harms und gleichzeitig hatte sich diesem ein gerade für Indien passender Mann mit der Bitte um Verwendung im Missionsdienste angetragen. Es war Mylius, der bereits vor mehr als 12 Jahren von Leipzig aus gesandt unter den Tamulen gearbeitet hatte. Geschwächte Gesundheit nöthigte ihn zur Rückkehr und er fand in der Heimat einen Wirkungskreis. Aber sein Herz gehörte der Mission. „Die erste Liebe — schrieb er — erwacht mächtig in meinem Herzen, ich muß wieder zu den armen Heiden und unter ihnen mein Leben beschließen. Schickt mich zu den Heiden, nach Afrika, wohin Ihr wollt, nur zu den Heiden; am liebsten gienge ich freilich nach Indien." Da glaubte Harms nicht länger zögern zu dürfen, zumal er eben damals einen ziemlichen Ueberschuß in der Kasse hatte. Er bestimmte Mylius für die Station Radschamundri im Telugulande, in der sichern Voraussetzung, daß die Amerikaner mit Freuden die gebotene Hülfe annehmen würden. Das erwies sich nun freilich als ein Irrthum. Als Mylius 1865 in Indien ankam, hatte Grönning inzwischen aus Amerika auf seine Anfrage die Antwort erhalten,

man wolle die Mission selbst und ohne fremde Hülfe fortführen. Es scheint, daß man sich in Amerika vor dem klaren und unumwundenen Bekenntnisstande der hermannsburger Mission fürchtete. Aber darum sollte Mylius nicht ganz wieder zurück. Er suchte und fand ein Arbeitsgebiet in dem noch wenig besetzten südlichen Theile des Telugulandes, wo er mit Hülfe der nachgeschickten hermannsburger Brüder mehrere Stationen gründete, auf denen es schon erfreuliche Erstlinge einzuerndten gegeben hat. Auch hier begannen die Missionare nach hermannsburger Weise gleich mit tüchtiger körperlicher Arbeit und zu Anfang schien es ihnen, daß diese auch für Indien ganz am Platze sei; aber bald mußten sie erkennen, daß ein Europäer bei dem dortigen Klima damit nicht lange durchkomme, und „daß ein wirkliches Ersparnis nicht in der leiblichen Arbeit der Missionare, sondern in ihrer Tüchtigkeit als solche zu suchen sei."

An demselben 11. April 1866, an welchem die drei für Mylius bestimmten Gehülfen vor dem Altare der hermannsburger Kirche saßen, um nach Indien abgeordnet zu werden, sah man neben ihnen 18 Missionare für Afrika, 4 für Australien, 2 für Amerika. Auch nach diesen beiden Erdtheilen begann Hermannsburg jetzt, dringenden Bitten nachgebend, seine Zöglinge zu senden. Die nach Amerika Bestimmten traten zwar nicht in eigentlichen Missionsdienst, sondern sollten als Geistliche der aus den deutschen Einwanderern sich bildenden lutherischen Gemeinden ihren Beruf finden. Aber in Australien wollte man auch Mission treiben. Unter den dortigen Lutheranern, bei welchen die einst von Dresden ausgeschickten Missionare nach dem Mislingen ihres Versuches unter den Heiden als Pastoren eingetreten waren, hatte sich ein Missionsverein gebildet. Dieser wollte noch einmal den Versuch machen, die Australneger oder Papuas zu bekehren und erbat sich hierfür von Harms Arbeiter. Das war die Veranlassung, jetzt auch nach diesem Erdtheile Prediger und einen Kolonisten zu entsenden. Doch erwies sich bald von Neuem, daß die Mission unter den Papuas, dem fast verkommensten aller Heidenvölker, eine hoffnungslose ist. Die Boten des Friedens haben keinen Eingang gefunden. Das Volk erwehrt sich ihrer und es eilt seinem Untergange entgegen, denn das Gericht vollzieht sich überall doppelt schnell, wo die Gnade hartnäckig verschmäht wird.

Wir haben die Gesammtheit der von Hermannsburg ausgegangenen eigentlichen Missionsunternehmungen überblickt. Wer könnte noch leugnen, daß es ein reicher Segensstrom ist, der von dort aus sich ergossen hat? Wer erkennte nicht in diesem so wunderbar schnell gewachsenen Werke die mächtige Hand Gottes, und fühlte sich ge-

drungen, Ihn ob seiner großen Thaten zu preisen. In Ludwig Harms hat Er sich ein auserwähltes Rüstzeug bereitet, durch dessen Dienst nicht nur in der Heidenwelt, sondern mehr noch in der Heimat Viele zur Gerechtigkeit geführt sind. Um Hermannsburg sammelte sich eine sehr zahlreiche Missionsgemeinde, welche mit Beten und Geben Herzen und Hände der Sendboten stärkte und dadurch selbst wieder reiche Stärkung empfieng. Auch hier erwuchs aus dem Gehorsam gegen den Befehl des Herrn, den im Schatten des Todes Sitzenden Leben zu bringen, den Gehorsamen Heil und Leben. Harms war es, dessen Gott sich bediente, um so Großes zu thun. Daß es aber Sein und nicht eines Menschen Werk war, zeigte sich, als Er diesen Seinen Knecht am 14. Nov. 1865 nach mühsamem Tagewerke zu sich nahm. Mit der hermannsburger Mission ist es seitdem nicht rückwärts gegangen; vielmehr ist sie daheim und draußen fröhlich weiter gediehen und macht von Jahr zu Jahr neue Fortschritte.

Achtzehnter Vortrag.

Die Mission unter Israel hat zu keiner Zeit in der lutherischen Kirche ganz geruht. Wir hörten, wie Luther sie mit warmen Worten empfahl und ihr zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise zu dienen suchte. Wir vernahmen, wie immer einzelne lebendige Christen auch an diese Pflicht der Kirche ermahnten und an ihrem Theile wenigstens sie zu erfüllen suchten. In Spener, Edzardus u. A. traten uns Männer entgegen, in deren Herzen eine brennende Liebe zu Israel lebte und deren sehnlichstes Verlangen es war, daß doch allen Kindern dieses Volkes das in Jesu von Nazareth erschienene Heil verkündigt werden möchte. Aber eine einheitliche, geordnete Missionsthätigkeit trafen wir bisher noch nicht. Die Missionsarbeit an Israel wird allerdings immer eine anders gestaltete sein müssen als die an den Heiden. Das zerstreute Volk lebt unter uns; daher kann die christliche Gemeinde an ihm unmittelbar arbeiten, was bei den Heiden selten möglich ist. Ein großer Theil der Arbeit, ja der hauptsächlichste, fällt den ordentlichen Trägern des geistlichen Amtes zu. Sie sind es, die dem heilsbegierigen Israeliten den nöthigen Unterricht geben und ihn durch die Taufe in die Gemeinde aufnehmen sollen. Und die christliche Gemeinde, in deren Mitte die Israeliten wohnen, hat dadurch von

Gott die Aufgabe erhalten, sie durch ihr Beispiel zu Christo zu ziehen. Aber die Gemeinden sind nicht, wie sie sein sollten, und auch unter den Geistlichen thun viele nicht, was sie könnten, und verstehen nicht zu thun, was sie sollten und oftmals auch wohl wollten. Damit die Mission unter Israel recht gedeihe, ist ebensosehr eine bleibende Anregung wie eine Anleitung nöthig, eine Anregung, welche Israel hin und her auf das aufmerksam macht, was ihm fehlt, und die Christen auf das, was sie daher zu thun haben; eine Anleitung, welche den Geistlichen zeigt, wie sie die nach der Wahrheit trachtenden Israeliten zu lehren, und den Gemeinden, wie sie dieselben zu behandeln haben. An einer Veranstaltung, von der solches Anregen und Anleiten stetig ausgehe, fehlte es bisher und daher war die Missionsarbeit der lutherischen Kirche an Israel nur eine sehr gelegentliche, flaue und vielfach unterbrochene. In der Beseitigung dieses Mangels lag die Bedeutung dessen, was 1728 in Halle durch Johann Heinrich Callenberg geschah, der Gründung des Institutum judaicum.

Der am 12. Januar 1694 zu Molschleben im Gothaischen geborene Callenberg, welcher in Halle studirte, hatte wohl manchmal aus Franckes Munde die Ermahnung gehört, auch der Juden sich anzunehmen und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Aber diese Ermahnungen weckten in ihm noch nicht den Gedanken und Vorsatz, selbst die Hand ans Werk zu legen. Erst als er von anderer Seite her veranlaßt etwas gethan hatte, bestärkten sie ihn in dem Begonnenen und trieben ihn, die Hand nicht zurückzuziehen, sondern noch Größeres zu unternehmen. Um das Jahr 1722 nämlich hörte er, daß sein früherer Beichtvater, der Prediger Johann Müller in Gotha, ein gottseliger und in den jüdischen Schriften sehr belesener Mann, der 1716 schon ein Schriftchen: „Entwurf, wie mit den Juden freundlich umzugehen und von wahrer Herzensbekehrung zu reden sein möchte" veröffentlicht hatte, abermals eine ähnliche Arbeit vollendet habe, aber keinen Verleger für sie finden könne. Da Müller hochbetagt war, fürchtete Callenberg, die Schrift möchte nach seinem Tode verloren gehen, und bat jenen, sie in seine Hände zu legen; er werde nach Kräften für den Druck sorgen. Müller gieng mit Freuden auf den Vorschlag ein. Im September 1723 erhielt Callenberg die Handschrift mit dem Bemerken, er möge damit anfangen, was er für gut halte. Nun begannen die Bemühungen Callenbergs um einen Verleger, die aber auch längere Zeit erfolglos blieben. Er bat daher 1725 den Verfasser um ein Schreiben, in welchem der Zweck des Büchleins angegeben und christliche Freunde um Beiträge zum Drucke desselben aufgefordert

würden. Mit diesem Schreiben gieng er zu Francke, der alsbald zwei Thaler zeichnete und das Vorhaben empfahl. So kam allmählich eine kleine Summe zusammen, mit welcher Callenberg glaubte, einem auswärtigen Drucker das Werk anbieten zu können. Allein dieser stellte viele höhere Forderungen und auch als man noch weitere 20 Thaler gesammelt hatte, ließ er sich nicht darauf ein. Ebenso führten die Verhandlungen mit zwei hallischen Druckereibesitzern nicht zum Ziele. In dieser Verlegenheit fand sich eine Hülfe durch einen jungen Mediciner jüdischer Abstammung, der vor einiger Zeit zum Christenthume übergetreten war.

Heinrich Christian Immanuel Frommann, dessen ursprünglicher jüdischer Name uns nicht mehr erhalten ist, war während seines Aufenthaltes an der jüdischen Hochschule zu Dessau zur Erkenntnis Christi gekommen. Es heißt, daß die Thränen eines christlichen Schneiders über seine, des Juden, unselige Zukunft ihm keine Ruhe ließen, bis er den Messias fand. Er machte dann in Gotha das Gymnasium durch und bezog die Universität Halle, um dort Medicin zu studiren. Was ihn zu Callenberg führte, wissen wir nicht, aber als er zu demselben in Beziehung getreten war, hielt er diese Verbindung bis an sein Lebensende fest, und das Zusammenwirken der beiden Männer ward ein ungemein fruchtbares. Frommann war es, der Callenberg bat, von der gesammelten Summe von 53 Thalern jüdisch-deutsche Lettern anzuschaffen und dann das Büchlein selbst zu drucken. Er reichte ihm einen Kostenanschlag ein und als Callenberg bemerkte, daß hierin fast nichts für das Setzen berechnet sei, erwiederte er, das wolle er selbst verrichten; die dazu nöthigen Handgriffe könne er leicht lernen. Auch andere Bedenken, die sich auf den Verkauf der Schrift und die spätere Verwerthung der Lettern bezogen, wußte er zu entkräften, so daß Callenberg endlich nachgeben mußte. Ehe der Satz begann, führte eine Reise die beiden Männer noch nach Gotha, und Frommann konnte dem greisen Verfasser die Botschaft bringen, daß nun sein Buch durch den Druck ausgehen würde, um Israel das Heil zu verkündigen. Das war eine Freudenbotschaft, nach deren Empfang er ausrief, nun wolle er gerne sterben; und in der That, als auch Callenberg einige Tage später nach Besorgung seiner Geschäfte ihn aufsuchen wollte, fand er seinen ehrwürdigen Beichtvater schon nicht mehr bei Besinnung. Derselbe verschied wenige Stunden darauf.

Nach der Rückkehr nach Halle im October 1727 begann Satz und Druck des Schriftchens. Frommann wandte alle seine Muße darauf; selbst die Ruhe der Nächte war ihm nicht zu theuer. Dadurch gelang es ihm, den Druck bis zum März des nächsten Jahres

zu vollenden. „Das Licht am Abend" hatte Müller seine Schrift genannt und noch vor seinem Ende den Wunsch ausgesprochen, daß seine Name verschwiegen werden möchte, damit nicht an diesem die Juden das Werk gleich als das eines Christen erkennten und es von vorneherein mit Vorurtheil aufnähmen. Doch meinte Frommann, dem könne noch besser vorgebeugt werden, wenn man den Namen nach Möglichkeit ins Jüdische übersetze, und so nannte er statt Johann Müller Jochanan Kimchi als Verfasser.

Gleichzeitig gab Callenberg statt einer Vorrede einen kurzen Bericht über das Entstehen des Schriftchens heraus. Eine dies erzählende Vorrede hielt er mit Recht der Juden wegen nicht für passend und andererseits erachtete er sich doch zu einem Berichte den Freunden der Sache gegenüber für verpflichtet, wennschon er diesen nicht buchhändlerisch zu verbreiten gedachte. So erschien denn beides für sich, und beides wirkte nach verschiedenen Seiten hin weit über sein Erwarten. Callenberg brauchte sich nicht mit dem leidigen letzten Troste zu begnügen, daß auch wenn die Juden die ihnen dargebotene Belehrung von sich wiesen, Kosten und Mühe doch nicht vergeblich aufgewandt seien, indem jene dann einst um so weniger eine Entschuldigung haben würden.

Die nächste Aufgabe hinsichtlich des Missionsschriftchens war nun, es unter die Juden zu bringen. Callenberg gedachte, es den ärmeren umsonst, den wohlhabenden um einen geringen Preis zu lassen. Aber der erste Versuch mislang. Als er es den hallischen Juden in ihren Häusern feil bieten ließ, kam der Bote nach kurzer Frist fast unverrichteter Sache zurück. Doch ließ Callenberg sich durch dies erste Mislingen nicht abschrecken. Er legte das Schriftchen zunächst bei einem Buchdrucker aus und entsandte nach einigen Wochen einen neuen Boten, einen alten Franzosen, der sonst ein Almosen empfieng, um es abermals den Juden anzubieten. Und jetzt hatte er solche Erfolge, daß er nach wenigen Monaten schreiben konnte, es werde in Halle wohl keine jüdische Familie mehr sein, die das Buch nicht gekauft habe. Derselbe Franzose gieng dann nach Dessau, jenem Hauptsitze jüdischer Gelehrsamkeit, wo er ebenfalls eine Anzahl Exemplare absetzte, und das Gleiche geschah in andern benachbarten Städten, besonders bei Gelegenheit der Märkte und Messen. Und die Juden kauften das Buch nicht nur, sondern lasen es auch. Viele mochten durch den Namen an ihren berühmten Schriftsteller David Kimchi sich erinnern lassen und dadurch gereizt werden. Sie lasen und der Inhalt fesselte sie, auch als sie erkannten, daß der Verfasser kein Jude sei. Das Buch zog die Aufmerksamkeit auf sich und erregte eine förmliche Bewegung

unter den Juden. Es ward viel besprochen und das in einigen Synagogen erlassene Verbot half nichts; man las es weiter und Juden bezeugten im Gespräche mit einander wie mit den Christen daß der Inhalt des Buches ein wahrer sei.

Und eine ähnliche Wirkung wie auf die Juden ergieng auf die Christen. Sie gieng hier weniger von dem Buche selbst aus, weil dessen Sprache den Christen ein Hindernis war. Wohl kamen einige Studenten täglich eine Stunde zusammen, um den Tractat zu lesen und so nicht nur sich selbst im Glauben zu stärken, sondern auch zu lernen, wie sie bei Gelegenheit mit den Juden zu verhandeln und sie zu unterweisen hätten. Aber selbst unter den Studenten werden es nur wenige gewesen sein, die das Jüdisch-Deutsche verstanden. Bei den Christen wirkte vornehmlich der gelegentlich verbreitete Bericht. Von vielen Seiten liefen Briefe ein, welche Freude über das Begonnene aussprachen und baten und mahnten, nun nicht abzulassen, sondern auch weiterhin der Juden sich zu erbarmen. Gar Manche der so Bittenden schickten auch gleich Geldbeiträge mit, um die Fortsetzung der Arbeit zu ermöglichen. Nun hatte Callenberg allerdings, als er sah, daß die Juden das erste Schriftchen kauften, Frommann damit beauftragt, das Evangelium Lucä und die Apostelgeschichte in das Jüdisch-Deutsche zu übersetzen und dieser hatte die Arbeit sogleich begonnen. Aber für den Druck sah er noch keine Mittel und dachte daher daran, die Handschrift für etwaigen künftigen Gebrauch in der Bibliothek des Waisenhauses niederzulegen. Auch Frommann war noch zaghaft und fürchtete, dieses Werk zum Heile seines Volkes, dem er mit so großer Liebe sich widmete, werde wohl keinen Fortgang haben. Doch nun kamen, sie beschämend, Gaben der neu gewonnenen Freunde, und als im October des Jahres ein Schreiben aus Livland eingieng, welches ermahnte, „ferner mit Gebet und Sorgfalt in der Sache zu arbeiten", und dabei das reiche Geschenk von 73 Thalern 16 Groschen überbrachte, da schien es, man dürfe nicht mehr zögern. Callenberg überlegte, was nun zu machen sei und ward dabei von dem jüngern Francke an die Anfänge des Waisenhauses erinnert. Als einmal sieben Gulden in der Armenbüchse gewesen seien, habe A. H. Francke gesagt, damit müsse man etwas Ordentliches anfangen und habe den Grund zu den Anstalten gelegt. So möge denn jetzt auch er darauf denken, wie er mit einer so schönen Summe etwas Rechtes beginne. Callenberg sagte sich, daß solches Thun Sache des Glaubens sei, und daß nur der Solches unternehmen dürfe, welcher die Gewißheit habe, daß Gott ihm helfen werde. Aber er fühlte sich doch durch jenen Zuspruch gestärkt. Als er weiter überlegte, kamen ihm

auch die Worte des würtembergischen Prälaten Hochstätter ins Gedächtnis, die er einst aus Franckes Munde gehört hatte, und er erinnerte sich, wie Francke hinzugefügt habe, die Erfüllung jenes auf die Juden bezüglichen Wunsches sei eine Sache, die von Privatleuten nicht wohl erwartet werden könne, denn es erfordere ein gar Großes, wenn ein solches Institutum auf die ganze Kirche gehen sollte. Doch wolle er seinen Zuhörern diesen Wunsch wieder mittheilen als eine Anweisung für die Zukunft. „Denn — so habe Francke geschlossen — wir müssen dergleichen pia desideria, wenn wir die Erfüllung gleich nicht erleben, nicht sogleich für impracticabel halten, noch, weil wir kein Mittel und Weg dazu finden, sie um deswillen wegwerfen, sondern sie den Nachkommen übergeben, damit, was von uns nicht hat geschehen können, von ihnen ins Werk gerichtet und fortgesetzt, und also Gottes Werk je mehr und mehr zu dem Stand gebracht werde, dazu es seine Barmherzigkeit und Güte in diesem Leben führen will."

Diese Worte, welche einst, als er sie vernahm, schon großen Eindruck auf ihn gemacht hatten, traten Callenberg jetzt wieder recht lebendig vor die Seele. Er sah in ihnen wie ein Vermächtnis seines seligen Lehrers, welches auszuführen Gott ihn jetzt durch ein so ansehnliches Geschenk anweise, und so beschloß er denn im Namen Gottes es zu wagen und die Hälfte jenes Geldes zur Begründung einer auf Bekehrung der Juden gerichteten Anstalt zu verwenden.

Dies war der Anfang des Institutum judaicum.

Nur die Hälfte des Geldes aus Livland konnte Callenberg der neuen Missionsanstalt zuwenden, denn die andere Hälfte hatte schon ihre Bestimmung erhalten. Vor der Ausgabe seines ersten Berichtes nämlich war ihm von einem Evangelischen in Rußland der Wunsch ausgesprochen, es möchte doch auch den Muhammedanern ein ähnlicher Dienst wie den Juden durch Herausgabe guter Schriften geleistet werden. Er hatte dies gleichfalls bekannt gemacht und bemerkt, daß, wenn Mittel dazu geboten würden, er bereit sei, arabische Uebersetzungen zu verbreiten. Und ohne daß er weiter gebeten hätte, kamen nun auch hierfür Beiträge, unter ihnen wieder die beiden ersten Thaler von Francke, so daß Callenberg sich in den Stand gesetzt sah, eine arabische Druckerei anzulegen. Als er 26 Thaler zusammen hatte, ließ er in Leipzig so viele arabische Lettern gießen, als nöthig waren, um einen Viertelbogen auf einmal zu drucken, und das erste, was dann im Drucke erschien, war eine von ihm verfertigte Uebersetzung des kleinen lutherischen Katechismus und ein Stück der Bergpredigt nach der englischen Polyglotte. In derselben Anstalt wurden später, als die Mittel sich mehrten,

auch Schriften in türkischer, persischer und malaiischer Sprache gedruckt, und Callenberg gab sich alle mögliche Mühe, sie zu verbreiten. Er schickte sie nach Rußland wie auch über Holland nach den hinterindischen Inseln, und besonders wichtig war ihm die Verbindung mit den Missionaren in Indien, die er persönlich kannte, ja von denen Einer, Walther, sein Schüler in der arabischen Sprache gewesen war. Doch kann man von diesen Bemühungen um die Bekehrung der Muhammedaner nicht nachweisen, daß sie viel Erfolg gehabt haben. Die Berichte, welche Callenberg auch hierüber herausgab, wissen fast nur von dem, was in Halle zu diesem Zwecke geschah, oder von bemerkenswerthen Ereignissen in der muhammedanischen Welt zu erzählen.

Um ein Bedeutendes besser gieng es mit der andern Gründung; sie wuchs schnell nach allen Seiten. Callenberg hatte sich schon öfter darüber Gedanken gemacht, daß die Uebersetzungen ins Jüdisch-Deutsche doch nur von einem Theile der Juden, wennschon von einem ziemlich bedeutenden Theile, verstanden würden, und daß man daher, um allen nahe zu kommen, ins Hebräische übersetzen müsse. Er nahm sich vor, als er den Entschluß faßte, das Institutum judaicum zu gründen, nun auch möglichst für solche Uebersetzungen zu sorgen, vorerst aber noch Keinem davon zu sagen. So überraschte es ihn, als in den nächsten Tagen Frommann zu ihm kam, und aus eignem Antriebe sich erbot, nach Vollendung seiner gegenwärtigen Arbeiten das Lukasevangelium und die Apostelgeschichte auch ins Hebräische zu übersetzen, weil die gelehrten und halbgelehrten Juden in Deutschland das Hebräische viel lieber als das Jüdisch-Deutsche läsen. Mit Freuden nahm Callenberg dies Anerbieten an; doch konnte Frommann leider nur einen Theil desselben ausführen. Nicht einmal das Lukasevangelium erschien vollständig im Druck. Leider, denn schon dies Wenige läßt erkennen, wie sehr es zu bedauern ist, daß Frommann sein Vorhaben nicht ganz vollenden konnte; das Erschienene ist, wie Delitzsch urtheilt, „das Beste, was je ein Judenchrist in hebräischer Sprache geschrieben hat."

Zunächst begnügte man sich damit, noch einen Brief in jüdisch-deutscher Sprache an die sämmtliche europäische Judenschaft zu drucken, den derselbe Johann Müller vor seinem Ende Callenberg in Verwahrung gegeben hatte, und die vorhandenen Schriften nach Kräften zu verbreiten. Hierbei zu helfen, forderte Callenberg die Christen dringend auf und um den Studirenden den Umgang mit den Juden zu erleichtern, ertheilte er ihnen im nächsten Frühlinge, als er mit einer seiner Vorlesungen zeitig fertig geworden war, eine kurze Anleitung zum Jüdisch-Deutschen, die er später zu allgemei-

nem Gebrauche auch drucken ließ. Schon machte, was in Halle für Israel geschah, in weiterem Umkreise ein ziemliches Aufsehen und Callenberg empfieng nicht nur ermuthigende Zuschriften, sondern sah sich bald auch veranlaßt, Bedenken abzuwehren. Wie immer und überall, wo Judenmission getrieben wird, so erwuchs auch jetzt bei Manchem die Furcht, daß sich darin ein schlimmer Chiliasmus geltend machen wolle. Callenberg hielt es daher für nöthig, mehrere Male hierauf Rücksicht zu nehmen und mit Bestimmtheit auszusprechen, daß seine Bestrebungen für die Mission unter Israel nicht aus chiliastischer Wurzel erwachsen seien. „Ich versichere — schrieb er — daß, ob ich schon für die das jüdische Volk betreffenden göttlichen Verheißungen, deren Erfüllung nach der Auslegung vieler erfahrener Ausleger der heiligen Schrift zum Theil noch zu erwarten ist, die gehörige Ehrerbietigkeit habe, ich doch vornehmlich bei dieser Bemühung die gemeine Pflicht, welche das Gebot von der Liebe des Nächsten uns unter dergleichen Umständen auferlegt, und den bekannten Lehrsatz unserer evangelischen Kirche, daß Gott aufrichtig wolle, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, zum Beweggrunde habe." Zu ernstlicheren Anfeindungen aus dogmatischen Gründen kam es denn auch zunächst nicht, etwaige christliche Gegner verhielten sich ruhig. Vielmehr erhoben Freunde der Sache ihre Stimme. So veröffentlichte der Kanzler der Universität Halle einen in hohem Maße empfehlenden Bericht über das ganze Unternehmen. Er sehe hierdurch einen sehnlichen Wunsch erfüllt, denn schon lange habe er den Gedanken gehegt, dem Könige die Anstellung eines Judenpredigers zu rathen, der am Sabbat oder Sonntag im Judentempel Christum verkündigen solle. Die Schwierigkeit der Ausführung habe ihn gehindert, den Vorschlag zu machen, und nun sehe er mit Freuden, daß durch Callenberg ein weit Besseres begonnen sei, was gewiß nicht ohne Segen für die Juden bleiben werde.

Von den Fortschritten des jüdischen Instituts in der nächsten Zeit erhalten wir ein gutes Bild durch einen Bericht des Jahres 1732, der uns zugleich die einzelnen Zweige der von hier ausgehenden Thätigkeit vorführt. Das Erste war und blieb der Druck von christlichen Schriften, die den Juden verständlich wären und die man ihnen meistens ohne Entgelt in die Hände geben wollte. Um sich möglichst allen Juden verständlich zu machen, übersetzte man in das Jüdisch-Deutsche, Arabische und Italiänische und das Uebersetzte ward meistens mit jüdisch-deutschen Lettern gedruckt. Dazu ward eine eigne Presse angeschafft, die erst in einem gemietheten, später in einem gekauften Hause ihren Platz fand.

Aus den Veranstaltungen, die Bücher zu verbreiten, hatte sich ungesucht eine zweite sehr wichtige Thätigkeit entwickelt. Im October 1730 nämlich kam ein fremder Student, der würtembergische Magister Wiedmann, zu Callenberg und erzählte ihm, daß er seit 1728 auf seinen Reisen Gelegenheit gesucht habe, mit den Juden sich über die christliche Religion zu besprechen, und er habe damit Eingang gefunden. Nun sei ihm kürzlich in Wien eine ziemliche Anzahl der in Halle gedruckten Bücher gegeben worden mit dem Ersuchen, sie zu verbreiten. Das sei mit gutem Erfolge geschehen und dabei habe ihm ein vornehmer Staatsmann Callenbergs Bericht über die Sache gezeigt und ihn aufgefordert, selbst nach Halle zu gehen. In Folge dessen stelle er sich nun, nachdem er die weite Reise zu Fuß gemacht habe, vor und bitte, man möge ihn doch mit Büchern versorgen, er werde sie schon unter die Juden bringen. An Büchern fehlte es nicht. Den ersten Tractat hatte man nur in 1000 Exemplaren abgezogen, aber vier Jahre später besaß man von verschiedenen Schriften 21,500 Exemplare. So behielt denn Callenberg den Magister Wiedmann einige Wochen bei sich, um ihn näher kennen zu lernen, und am 1. Nov. 1730 entsandte er ihn mit einem Schriftenvorrath von je 100 Exemplaren der Bergpredigt und des ersten Briefes St. Johannis und 400 Exemplaren des schon erwähnten Briefes an die Judenschaft. Und Wiedmann gieng jetzt nicht allein. Wir wissen, Callenberg hatte angefangen, Studirende im Jüdisch-Deutschen zu unterrichten. Er fuhr damit fort und bald hörte er, daß einige Studenten am Mittwoch in einer bestimmten Stunde zusammen kämen, um sich weiter zu üben und gemeinsam Gott zu bitten, daß er die auf die Bekehrung Israels zielenden Bemühungen segnen wolle. Von diesen vereinigten sich 21 zu dem Ersuchen an Callenberg, er möchte ihnen fortlaufenden Unterricht geben, und trotz seiner sehr in Anspruch genommenen Zeit bewilligte er ihnen wöchentlich eine Stunde. Ja er ließ auch außerdem, sobald er einmal Muße hatte, die Studenten zusammen kommen und eröffnete ihnen den damaligen Zustand des Judenthums, dessen Vorurtheile gegen die christliche Religion und die Vortheile, deren sich einst Jeder an seinem Orte bedienen könnte, um die Juden zur Heerde Christi zu führen. Ein Angehöriger dieses Kreises nun, Manitius, bei welchem Wiedmann jene Probezeit über gewohnt hatte, entschloß sich unaufgefordert diesen zu begleiten. Callenberg willigte ein und übernahm auch die Verpflichtung, solange sie solche Reisen in christlicher Ordnung und auf eine Theologiestudirenden anständige Art verrichteten, ihnen den nothdürftigen Unterhalt zu reichen. Er gab ihnen anfänglich zwei Gulden für die Woche und

etwas später dem ältern 1 Thlr. 18 Gr., dem jüngern 1 Thlr. 16 Gr. für dieselbe Zeit nebst jährlich 3—4 Thlr. zur Reisekleidung. Hiermit sollten sie ihren ganzen Unterhalt bestreiten, hatten also alle Ursache, sich aufs Aeußerste einzuschränken.

Von jetzt an, beschloß Callenberg, solange nur die Mittel es erlaubten, jederzeit wenigstens ein Paar solcher Studenten auszuschicken und auf Missionsreisen zu erhalten, indem dies ein treffliches Mittel sei, den Juden nahe zu kommen. „Sie haben Gelegenheit — erklärte er in einem Berichte — mit den Juden in Umgang zu kommen theils unterwegs, theils in den Wirthshäusern, da sie einkehren, theils in der Juden eignen Häusern. Sie gehen in ihre Synagoge und nehmen da ihre hebräischen Handbibeln vor sich; was sie auf der Reise brauchen, kaufen sie von Juden; wechseln bei diesen gangbare Münzsorten, deren sie nöthig haben, ein; bedienen sich im Umgang des jüdisch-deutschen Dialekts; lassen bekannt werden, daß sie jüdisch-deutsche Büchlein bei sich haben. Dieses bahnt ihnen den Weg, ohne großen Umschweif zu einer erbaulichen und vertraulichen Unterredung auf eine ungezwungene Weise zu gelangen. Sie begegnen ihnen zwar mit aller Bescheidenheit, Demuth und Freundlichkeit, schmeicheln ihnen aber keineswegs noch lassen es auch am gehörigen Ernst fehlen, wo es nöthig ist, insonderheit bei einigen hochmüthigen Rabbinen als Verführern des elenden Haufens."

Das Dritte endlich, was Callenberg ins Werk setzte, war eine bessere Fürsorge für die Proselyten. Daß der Mangel einer solchen gar manchem Juden ein Haupthindernis seiner Bekehrung sei, hatte er auch schon von Francke aussprechen hören. So gedachte er denn an seinem Theile diesem Mangel nach Kräften abzuhelfen. Die in Halle sich aufhaltenden ließ er an den Sonntag-Abenden von 6—7 Uhr bei sich zusammen kommen und hielt ihnen eine Erbauungsstunde. Den armen darunter suchte er Gelegenheit zu verschaffen, sich etwas zu verdienen, und kamen sie in besondere Noth, so empfahl er sie an mildthätige Personen. Den durchreisenden, die sich bei ihm meldeten, gab er für etwa acht Tage täglich drei Groschen zum Unterhalt und ließ sie so lange durch tüchtige Studenten in einer täglichen Stunde in der christlichen Wahrheit unterweisen. Denen, die es bedurften, sparte er auch ernste und eindringliche Ermahnungen nicht. Kamen Katechumenen und meldeten sich zum Uebertritt, so forschte er nach dem Grunde ihres Entschlusses und erkundigte sich auch wohl bei ihren Familien nach ihnen. Dann gab er ihnen einen kurzen Ueberblick über die christliche Heilswahrheit und wies sie zu weiterem Unterrichte dem Stadtministerium oder einem auswärtigen Geistlichen zu.

In diesem Dreifachen also, in dem Druck passender Bücher, in der Unterhaltung reisender Missionare und in der Fürsorge für Proselyten und Katechumenen bestand fast von Anfang an die Thätigkeit des sog. Jüdischen Instituts, und sie umfaßte damit das Hauptsächlichste dessen, was in der Judenmission zu geschehen hat. Es ward damit den Juden Anregung, sich um die Wahrheit, den Christen, sich um das Heil der Juden zu kümmern, gegeben. Die Juden erhielten die nöthigen Unterrichtsmittel; die christlichen Geistlichen sahen sich aufgefordert, an der Bekehrungsarbeit sich zu betheiligen, und der christlichen Gemeinde ward ins Gewissen geredet, der Neubekehrten besser als bisher sich anzunehmen und sie zu stützen, statt sie zu ärgern und zurückzustoßen. Darin daß dies erreicht ward, bestand der vornehmste Erfolg der Arbeit. Und man darf diesen nicht so gering anschlagen. Es wäre thöricht gewesen, zu erwarten, daß nun gleich der Zustand der Judenschaft sich wesentlich geändert hätte oder große Massen aus dem Volke bekehrt wären. Callenberg selbst bemerkte, „daß das Meiste und auch wohl das Wichtigste von den guten Früchten des Instituts uns in diesem Leben verborgen bleibe, weil wir nicht in die Herzen hineinschauen und auch nicht alles, was sich bei einer jeden der Personen, mit welcher man es hierin zu thun hat, äußerlich Gutes zeigt, erfahren können." Aber das läßt sich doch nicht leugnen, daß durch die von Halle ausgehende Arbeit eine bedeutende Bewegung unter den Juden entstand. Schon im Jahre 1732 konnte Callenberg berichten, daß die bis dahin gedruckten 21,500 Schriften fast sämmtlich abgesetzt seien. Die Juden gaben sich alle Mühe, sich in den Besitz solcher Bücher zu setzen und lasen sie gern und mit Aufmerksamkeit. Die Christen erhielten durch das Austheilen reiche Gelegenheit, in religiöse Gespräche mit ihnen zu kommen, und die Juden selbst bekannten, daß unter ihnen über die Büchlein viel Disputiren entstanden sei. Aehnlich wirkten die Reisen der Missionare. Ihre Erzählungen hatten an gar manchem Orte den Erfolg, daß die Christen sich entschloßen, den einheimischen Juden fortan ihre Sorgfalt zuzuwenden und ihnen z. B. Schriften zu übermitteln. Und die Juden gestatteten ihnen nicht nur den Eintritt in ihre Häuser, sondern suchten selbst sie in ihren Herbergen auf, um religiöse Gespräche mit ihnen anzuknüpfen. Sie hörten meist mit Aufmerksamkeit zu, schlugen die Stellen des alten Testamentes nach, die ihnen angegeben wurden, und kamen dann mit ihren Fragen und Zweifeln. Diese Bewegung, die so in der Judenschaft erregt ward, war viel werth. Das Forschen und Fragen führte weiter, und gar mancher ließ nicht eher ab, als bis er den Messias und in ihm die

Ruhe gefunden hatte. Einer der bedeutendsten Mitarbeiter berichtete nach Verlauf von noch nicht 40 Jahren, daß die Zahl derjenigen, welche von Halle aus zuerst erweckt wären und dann christlichen Unterricht und die Taufe empfangen hätten, bei gar nicht mühsamer Nachrechnung auf mindestens 1000 gesetzt werden könne.

Die äußern Mittel, welche Callenberg zur Fortsetzung des Werkes zu Gebote standen, waren gering. Eine feste Einnahme hatte er fast gar nicht und der Erlös von verkauften Büchern war höchst unbedeutend, da weitaus die meisten verschenkt werden mußten. Als man ihn nach den ersten vier Jahren einmal zusammen rechnete, belief er sich im Ganzen auf 37 Thaler 20 Gr. 7 Pf. Callenberg sah sich fast ganz auf milde Beiträge angewiesen und ohne zu bitten erhielt er deren wenigstens so viel, daß die Arbeit nie aus Mangel unterbrochen zu werden brauchte. Es war ein Werk des Glaubens und der selbstlosen Liebe, die nicht nur Callenberg erfüllte, sondern auch seine Mitarbeiter, so daß sie wie Frommann und die wandernden Missionare an einem möglichst geringen Entgelte sich genügen ließen.

Der wichtigste Mitarbeiter blieb zunächst noch Frommann. Er fuhr fort, zu übersetzen und Schriften zu erklären, auch als er 1733 Doctor der Medicin geworden war und seine Praxis begonnen hatte. Doch erfreute sich leider das Institut dieser Hülfe nicht lange. Schon am 2. Januar 1735 nahm ihn ein Fleckfieber hinweg. Das war ein Verlust, den man in gewisser Beziehung einen unersetzlichen nennen konnte, indem man Niemand hatte, der für die schriftstellerische Thätigkeit so geeignet gewesen wäre, wie Frommann.

Mühsamer noch und aufreibender war aber die Arbeit der beiden Missionare. Wir sahen, daß ihnen nur ein kärgliches Reisegeld mitgegeben werden konnte. Sie mußten ihre Wanderung fast immer zu Fuß machen und auch im Uebrigen sich möglichst einschränken. Dabei geriethen sie auch in manche Gefahren. Callenberg hatte sie ermahnt, beim Betreten besonders solcher Gebiete, die von Römisch-Katholischen bewohnt seien, rechte Vorsicht zu beobachten. Sie sollten bei ihren Belehrungen die Confessionsunterschiede möglichst zurückstellen und sich auf das Gemein-Christliche beschränken. Aber dies war eben nicht immer möglich. Das Unwesen, welches in der römischen Kirche mit den Bildern getrieben wird, gab den Juden gerechten Anstoß; und wenn sie dann darauf zu reden kamen, konnten auch die Missionare der Wahrheit wegen dem nicht mehr ausweichen und mußten das Verkehrte tadeln. Ebenso entlehnten die Juden einen Einwurf gegen das Christenthum aus

der Verschiedenheit der Confessionen. Dann mußten die Missionare diese erklären und die Unwahrheiten widerlegen, die römischerseits über die Evangelischen verbreitet wurden. Gerade damals erregte die Vertreibung der evangelischen Salzburger unter den Juden ein großes Aufsehen und ward von ihnen als Beweis gegen die sittigende Kraft des Christenthums benutzt. So war auch dies zu besprechen, wie denn eben dasselbe Frommann Anlaß gab, das augsburgische Bekenntnis ins Jüdisch-Deutsche zu übersetzen, da die Juden das kennen zu lernen wünschten, wofür die Salzburger Hab und Gut und die Heimat aufgaben. Kurz in römischen Landen war Judenmission ganz ohne Bestreitung der römischen Kirche und ihrer Irrthümer nicht möglich und dann war alsbald die Gefahr da. So wurden die beiden Reisenden z. B. schon 1733, bald nachdem sie die böhmische Grenze überschritten hatten, gefangen gesetzt, weil man sie, die in ihrem Auftreten vielleicht nicht vorsichtig genug gewesen waren, für verkappte Hussiten oder für Sendlinge aus Herrnhut ansah, und 22 Wochen lang in hartem Gefängniße bewahrt. Es kostete viele Verhandlungen, ehe sie ihre Freiheit wieder erhielten.

Die erste Reise in den Jahren 1730—36, über welche Callenberg nach ihren Tagebüchern etwas einförmige Berichte in fünf Bänden herausgab, führte sie durch Deutschland, Böhmen, Polen, Dänemark und England. Mit der englischen Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntnis war Callenberg schon 1731 in Verbindung getreten. Sie war durch Andere auf das von ihm begonnene Werk aufmerksam gemacht worden und verfolgte nun dessen Fortgang mit Theilnahme. Callenberg schickte ihr die im Drucke erscheinenden Berichte zu und erhielt dafür einige für ihn brauchbare Bücher nebst nicht gerade bedeutenden Geldbeiträgen. Ueberhaupt erweckten neben den Reisen der beiden Missionare die schon erwähnten Berichte hin und her, und nicht blos in Deutschland, Theilnahme für die Sache und ermöglichten die Fortsetzung, ja sogar die Erweiterung der Arbeit. Im Jahre 1735 nämlich verhieß der schwedische Minister von Degenfeld, der an dem Werke großen Gefallen gefunden hatte, er wolle jährlich 50 Thaler in Gold geben, wenn man noch einen dritten Theologen aufstelle, der die beiden andern je zuweilen begleite, und dies führte dann dazu, den Mann zu gewinnen, der als Missionar unter allen vom Institute ausgesendeten das Bedeutendste leistete.

Als die beiden Boten 1736 wieder auf Reisen giengen, gab Callenberg, der in Halle und Jena vergeblich einen dritten Gehülfen gesucht hatte, ihnen den Auftrag, sich in Königsberg nach einem solchen umzusehen. Hier ward ihnen alsbald der Studiosus Ste-

phan Schultz als tauglich genannt und empfohlen. Schultz, 1714 zu Flatow in Großpolen geboren, hatte schon als kleiner Knabe, wo er viel mit Juden verkehrte, geäußert, er wolle studiren, den Talmud lesen lernen und die Juden bekehren. Und dieser Beruf, zu welchem der weitere Gang seines Lebens durch mancherlei Mühseligkeiten ihn zunächst nicht zu führen schien, ward ihm in der That dann ohne sein Zuthun zugewiesen. Er hatte nach nicht gerade sonderlicher Vorbereitung sein Studium in Königsberg begonnen, als ihm der Antrag gemacht ward, die beiden Judenmissionare zu begleiten. Nach 24stündiger Bedenkzeit erwiederte er, er wolle eine Probereise durch Samogitien, Curland, Litthauen und Preußen wagen, und diese fiel so aus, daß er selbst an Callenberg schreiben konnte, er sehe, daß Gott ihn bei dieser Anstalt gebrauchen wolle. Daher gedenke er jetzt nach Königsberg zurückzukehren, um seine akademischen Studien zu vollenden und sich auf die künftigen Reisen vorzubereiten. Als dann 1739 Magister Wiedmann wegen Kränklichkeit das Reisen aufgeben mußte, wandte sich Callenberg wieder an Schultz und dieser blieb seinem Entschlusse treu, obwohl ihm verschiedene kirchliche Aemter angetragen waren und wurden. Er begab sich nach Halle und begann sogleich mit Manitius seine Reisen, die er dann mit verschiedenen Gefährten bis 1757 in großartigstem Maßstabe fortsetzte. Sein Weg führte ihn durch Deutschland, England, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, Polen, Ungarn, Illyrien, Italien, Aegypten, Syrien, Palästina, Kleinasien. Er legte dabei über 6000 Meilen, meistens zu Fuß, zurück. Mit vielen tausend Juden redete er und wies ebenso viele Christen auf ihre Pflicht, die sie gegen Israel hätten, hin. Hierbei ward er sehr durch seine ungemeine sprachliche Begabung unterstützt, denn er verstand 25 Sprachen und redete ihrer etwa 15 wie seine Muttersprache. Für die lang in Aussicht genommene orientalische Reise, welche 1752 angetreten ward, hatte er sich sehr sorgfältig vorbereitet, besonders durch das Studium der arabischen, türkischen, armenischen und neugriechischen Sprachen. Auch war ihm damals ein tüchtiger Gefährte in dem trefflichen Candidaten Albrecht Friedrich Woltersdorf, dem Sohne eines berliner Predigers, geworden. Er beabsichtigte bis nach Indien und China vorzudringen, kam aber nur bis nach Mesopotamien. Der Tod seines lieben Gefährten, welcher 1755 zu Ptolemais an einer schlecht behandelten Fußwunde erfolgte, veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Halle. Sich jetzt zur Ruhe zu setzen war nicht gerade sein Vorhaben gewesen; aber als ihm ohne sein Zuthun eine Predigerstelle in Halle angeboten ward, nahm er dieselbe an. Und dies war ein für die Sache selbst sehr

günstiger Umstand, denn im Jahre 1760 starb nach langjähriger treuer Wirksamkeit der Begründer des jüdischen Instituts. Da erwuchs für Callenberg, als er sein Ende herannahen fühlte, eine große Beruhigung daraus, daß er Schultz am Orte hatte und nun die Leitung in seine Hände legen konnte. Ein besserer Nachfolger für ihn war nicht zu finden. Schultz ward denn auch vom Könige bestätigt und suchte das Institut in dem Geiste seines Vorgängers und in der bisherigen Weise fortzuführen. Es gelang ihm, immer wieder Candidaten zu finden, die sich bereit erklärten, unter die Juden zu gehen, und er erhielt der Sache manche theilnehmende Freunde, besonders durch die Berichte über seine Reisen, die von 1771 an in einem fünfbändigen Werke unter dem Titel: „Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf Reisen durch Europa, Asien und Afrika" erschienen. Aber die Blüthezeit des Instituts war vorüber. Als Schultz nach Europa zurückkehrte, fand er, daß die Reisen in Deutschland durch den siebenjährigen Krieg außerordentlich erschwert wurden. Dazu kam, daß sich die Kunde von Callenbergs Tod bald verbreitete, während die Nachricht, daß er in Schultz einen trefflichen Nachfolger gefunden habe, Vielen nicht zugieng. So entstand denn bei einer ziemlichen Anzahl der bisherigen Wohlthäter die Meinung, mit dem Institut sei es nun zu Ende und sie hielten mit ihren Gaben zurück. Ferner ward durch müßiggängerische Proselyten, die mit der ihnen gereichten geringen Unterstützung nicht zufrieden waren, allerlei übles Gerede über die Anstalt und über ihren Leiter verbreitet. Die Hauptursache aber war, daß sich jetzt in den Zuständen der Christenheit und der Judenschaft eine große Veränderung anbahnte und allmählich vollzog.

Callenbergs Beginnen hatte deshalb Anklang und Unterstützung gefunden, weil in der Kirche damals Leben war. Die Christen wußten, was sie an Christo hatten, und deswegen lag ihnen daran, daß auch die Juden dieses Gutes theilhaftig würden. Allerdings war ihnen, um wirklich Mission an Israel zu treiben, noch eine solche Anregung nöthig gewesen, wie sie von Callenberg ausgieng, ähnlich wie auch der Anfang der Heidenmission eines bestimmten Anstoßes bedurft hatte. Aber dann bezeugten sie Christum den Juden auch nicht blos mit dem Worte, sondern ebenso mit ihrem Wandel, und dies Zeugnis war vielleicht noch wirksamer. Ein Jude fragte um 1736 die Missionare, woher es denn komme, daß seit 40 Jahren so viele Christen ganz anders geworden. Das Christenthum gewann durch seine Vertreter, in denen es den Juden nahe kam, vielen Juden das Herz ab. Dies ward anders in der nun beginnenden Zeit der Aufklärung. Christus hörte vielen Christen auf, ihr Hei-

land und Erlöser zu sein, durch den allein sie sich der Vergebung ihrer Sünden getrösteten, auf dem allein ihrer Seelen Seligkeit ihnen beruhte. Sie sahen in ihm den großen Lehrer, den Verkündiger der Weisheit, das Vorbild der Tugend. Dadurch erlahmte in ihnen der Drang, Nichtchristen zu bekehren. Handelte es sich doch nicht mehr um das Heil der Seele, sondern darum, weise und glücklich zu machen. Und war Christus auch das Ideal der Weisheit und Tugend, so erschien doch ein Uebertritt zum Christenthum nicht als nöthig, um ihm nachzueifern. Denn die Weisheit, die man in ihm verehrte, war die, zu welcher einen jeden Menschen die von Gott ihm verliehene Vernunft führen solle. Und die Tugend, als deren Muster man ihn pries, war die sittliche Vollkommenheit, zu deren Erreichung Gott jedem Menschen die Anlage und die Kräfte mitgegeben habe. Einer Bekehrung erachtete man sich selbst nicht für bedürftig, wie hätte man sie dem Juden zumuthen sollen? Es war die Verkehrung des Christenthums zu einer allgemeinen Vernunftreligion, welche damals in der Kirche vor sich gieng und selbstverständlich die Mission beseitigte, ja als ein nicht blos unfruchtbares, sondern unerlaubtes Beginnen darstellte.

Schultz vertheilte bei seinen Reisen durch Deutschland auf einem besondern Blättchen „des sel. Dr. Mündens, weiland Senioris zu Frankfurt am Main, herzliches Gebet um die Bekehrung der Juden, welches jeglicher frommer Christ täglich mit Andacht und Zuversicht zu dem dreieinigen Gott abschicken kann". Es war ein wirklich erbauliches, aus christlichem Herzen kommendes Gebet, welches viele Christen sich werden angeeignet haben. Gehen wir ein Vierteljahrhundert weiter, so sehen wir einen der Nachfolger des 1741 gestorbenen Münden, den Senior J. J. Plitt in Frankfurt auch noch Juden taufen, und die Reden, welche er dabei hielt, athmen tiefe Ehrfurcht vor der Person des Herrn und bekennen ihn, den Gekreuzigten, freudig als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen. Aber derartige Zeugnisse wurden nun doch schon seltener. Ein Jahrzehnt später erschien Lessing's Nathan, in welchem die Gleichgültigkeit gegen das Christenthum verherrlicht und der gleiche Werth der verschiedenen Religionen gepredigt ward, nachdem derselbe Dichter schon 1749, also dreißig Jahre vorher, in einem Lustspiele „die Juden", wenigstens den so übel verläumdeten Charakter des Volkes in einer für die Christen nicht gerade freundlichen Weise zu vertheidigen versucht hatte. Diese Gleichgültigkeit gegen die Grundwahrheiten und Thatsachen des Christenthums, vertreten von so beherrschenden Geistern wie Lessing, nahm in der Christenheit sehr schnell überhand. Sie bemächtigte sich durch den

Einfluß der neueren Literatur und der Universitäten der Gebildeten und darunter auch der Mehrzahl der Geistlichen. Solche aber, denen die „Vernunftwahrheiten" das Höchste waren, konnten natürlich nicht daran denken, Jesum von Nazareth den Juden als den Messias zu predigen. Sie waren vollkommen befriedigt, wenn die Juden nur mit ihnen in den Vernunftwahrheiten übereinstimmten, und würden es denselben verargt haben, wenn jene noch auf die in der Schrift bezeugten Heilsthaten Gottes irgend einen weitern Werth gelegt hätten. In Berlin weihte 1787 ein Feldprediger Krause einen jüdischen Proselyten, der von einem andern Feldprediger unterrichtet war, durch eine der Taufe nachgeäffte Handlung zur allgemeinen Vernunftreligion ein. Er verlangte nicht das gemeinkirchliche Glaubensbekenntnis, sondern stellte selbst einige beliebige Fragen zusammen, deren wichtigste war: „wollen Sie sich immer mehr davon zu überzeugen suchen, daß Gott Ihr Schöpfer, Erhalter und größter Wohlthäter, daß Jesus Christus durch seine nützliche Lehre auch Ihr Lehrer, Erlöser und Befreier von jüdischen Irrthümern und Unsittlichkeiten sei, und daß Sie als Christ nach diesem großen Muster Ihrer Nachahmung sich immer mehr bilden müssen?" Das wagte er ein christlich-lutherisches Bekenntnis zu nennen und taufte dann mit der Formel: „so nehme ich Sie durch die Taufe auf Gott den Vater, Sohn und Geist, oder auf Gott den Allweisen, Allgütigen und Allmächtigen in die christlich-lutherische Kirche auf und verpflichte Sie durch dieselbe zu einem ächtchristlichen Leben".

Dieser Entartung der Kirche, die so wenig geeignet war, die Juden zum Christenthum zu ziehen, gieng eine Umbildung im Judenthume zur Seite, welche die, derer sie sich bemächtigte, auch nicht gerade zum aufrichtigen Uebertritte geneigt machte. Wir bemerkten früher, daß die polnischen Rabbinen, welche die Herrschaft auch in Deutschland gewannen, ihr Volk möglichst unter dem Joche ihrer Satzungen hielten und es deswegen auch, sosehr sie konnten, gegen die übrigen Völker absperrten. Sie bemühten sich, es in Unwissenheit zu erhalten und verschloßen ihm daher nicht nur die Schrift, sondern auch alle andere höhere Bildung. Sie hinderten jeden bessern Schulunterricht und weckten in den Juden eine gewisse Scheu vor der deutschen Schriftsprache, als sei es für den Israeliten eine Herabwürdigung, sie zu lernen und sich ihrer zu bedienen. Diese geistige Absperrung neben dem religiösen Unterschiede erweiterte die Kluft zwischen den Juden und den Christen und machte den letztern, wenn sie etwa ihrer Missionspflicht an jenen genügen wollten, dies fast unmöglich, indem sie die Umgangssprache der Juden,

das Jüdisch-Deutsche, nicht verstanden und auch die ganze geistige Welt derselben ihnen eine fremde war. „Von langen Jahren her — schrieb ein holsteinscher Lehrer 1743 an Callenberg — habe ich schon eine Neigung verspürt, diesem armen Volke in ihrer Blindheit zu Hülfe zu kommen. Weil ich aber keine Gelegenheit gehabt habe, die jüdisch-deutsche Sprache zu lernen, so habe ich wahr gefunden, was der selige Herr Dr. Buddeus öfters zu sagen pflegte: es wäre dies unter anderm ein großes Hindernis an der Juden Bekehrung, daß wir nicht mit ihnen in ihrer Sprache und nach ihrer Mundart reden könnten, denn dadurch würde diese Sache merklich befördert werden". Deshalb mußte ein Haupttheil der Thätigkeit des jüdischen Instituts im Uebersetzen ins Jüdisch-Deutsche bestehen.

Aber dieser Bann, der auf den deutschen Juden lastete, ward jetzt gebrochen und zwar vornehmlich durch Moses Mendelsohn. Er schwang sich nicht nur zum Besitze deutscher Geistesbildung auf, sondern gewann selbst einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die weitere Entwicklung derselben. Er stand in den Reihen der geistigen Führer des deutschen Volkes und zog viele seiner Stammesgenossen nach sich, so daß auch sie es wagten, in dieser ihnen bisher verschlossenen Welt sich umzuschauen und bald sich dort heimisch machten. Sie fühlten sich auf diesem Gebiete den Deutschen ebenbürtig und wurden von ihnen als rüstige und begabte Mitarbeiter freudig begrüßt. Aber Hand in Hand mit dieser durch Mendelsohn bewirkten Einführung der Juden in das Culturleben des deutschen Volkes vollzog sich im Judenthume ein Abfall vom Glauben der Väter. Es zeigte sich auch hier Gleichgültigkeit gegen die Heilsthaten Gottes, auf denen die Geschichte des Volkes beruht. Man behielt die Aeußerlichkeiten, das Ceremonialgesetzliche noch bei, wandte sich aber im Uebrigen ganz den allgemeinen Vernunftwahrheiten zu. So befanden sich damals die gebildeten Juden wesentlich auf demselben Standpuncte wie die gebildeten Christen. In dem, was beide Theile für die Hauptsache in der Religion hielten, glaubte keiner etwas vor dem andern voraus zu haben. Warum sollten sie sich über das Unwesentliche noch veruneinigen, oder warum sollte einer in diesem einen Wechsel vollziehen? Es konnten fast nur äußere Beweggründe dazu treiben und das mußte gerade den Edleren und Besseren als unwürdig erscheinen. Auf Grund eines solchen Standes der Dinge wandten sich im Jahre 1799 jüdische Hausväter in Berlin mit einem öffentlichen Sendschreiben an den Oberconsistorialrath und Probst Teller und erklärten, daß sie sich zu einem unbedingten Uebertritt zur christlichen Religion nicht entschließen könnten, und doch mache die äußere politische Lage der Juden eine

Vereinigung mit der christlichen Religionsgesellschaft wünschenswerth. Sie fragten daher an, „welches öffentliche Bekenntnis das berliner Oberconsistorium wohl von ihnen fordern würde? ob es sich mit dem allgemeinen Bekenntnis der Vernunftwahrheiten des Christenthums als der Grundformen desselben begnügen und nur darauf die Ceremonie der Aufnahme, der sie sich willig unterwerfen wollten, einschränken würde?" Diese Juden äußerten sich unwillig über den Aberglauben des alten Testamentes und über die nach Erlösung schmachtenden Klagen in den synagogalen Gebeten, über das seufzende Harren auf einen Messias. Sie schrieben: „der wichtigste Gewinn für die Juden ist wohl der, daß die Sehnsucht nach Messias und Jerusalem aus dem Herzen sich immer mehr entfernte, so wie die Vernunft diese Erwartungen als Chimären immer mehr verwarf." Und der christliche Consistorialrath? Er billigte jenes neujüdische Urtheil über das alte Testament und beglückwünschte die jüdischen Hausväter wegen ihrer freien Stellung und reinen Einsichten. Den Uebertritt aber, den sie wünschten, um eine bessere bürgerliche Stellung zu gewinnen, rieth er ihnen ab als für sie im Grunde überflüssig. „Sie, Ehrwürdige, — erwiederte er ihnen — haben schon insoweit Christi Sinn. Warum wollten Sie nun auch sogleich das kirchliche Ansehn derer haben, die nach seinem Namen genannt sind? Giebt Ihnen der hochgedachte Sinn nicht eigne Würde genug vor allen rechtgesinnten Christen, vor Ihrem Gewissen und vor dem, der unser Herz kennt, nur darnach uns beurtheilt und richtet?" Und der Herausgeber eines vielgelesenen theologischen Blattes jener Zeit bemerkte dazu: „welch würdige, edle Sprache! aber auch welche liberale Ansicht der Religion! Wie sich doch mit den Zeiten die theologischen Meinungen ändern! Wo hätte sichs sonst je ein Theologe einfallen lassen, Juden, die zum Christenthume übergehen wollten, freundschaftlich zuzureden, daß sie bei den ihrigen bleiben möchten? Man hätte ja geglaubt, sich schwer zu versündigen, wenn man nur einen Augenblick anstünde, eine Judenseele zu gewinnen und in den Schaafstall Christi einzuführen. Aber freilich, hier sind auch keine gewöhnliche jüdische Proselyten, die durch allegorische und mystische Deutung des alten Testaments sich für das Christenthum gewinnen lassen, sondern geistvolle, edle Männer, die blos durch den Geist der Religion Jesu sich für das Christenthum bestimmen, deren Entschließungen auf reinem Rationalismus beruhen. Solche Männer sind dieser Antwort eines Tellers werth, so wie diese Antwort selbst unserm Zeitalter Ehre macht, das keine alleinseligmachende Kirche und Religion kennt."

Die Zeit eines derartigen Rationalismus war keine Missionszeit. Es ist daher natürlich, daß es auch mit der von Halle aus betriebenen Judenmission abwärts, ja zu Ende gieng. Schwarz blieb an der Spitze des jüdischen Instituts bis 1776, wo er nach längerer Kränklichkeit am 13. December starb. Er hatte die Leitung dem Pastor Justus Israel Beyer übertragen, und dieser fand auch noch Candidaten, die sich als Judenmissionare aussenden ließen. Aber nach seinem Tode im Jahre 1791 ward das Institut aufgehoben. Die nicht sehr bedeutenden Mittel desselben, welche allmählich aus einigen Vermächtnissen erwachsen waren, wurden den Franckeschen Stiftungen zugewiesen, um zur Unterstützung israelitischer Studenten verwendet zu werden.

Damit hatte vorläufig die geordnete Missionsthätigkeit der lutherischen Kirche an Israel ein Ende gefunden. Freilich traten gerade in den nächsten Jahrzehnten viele Juden zum Christenthum über, aber dies war nicht die Frucht einer Arbeit der Kirche, wenigstens keine unmittelbare Frucht, sondern ein Ergebnis der kulturgeschichtlichen Entwicklung unserer abendländischen Völkerwelt, welche die Juden auf sich wirken ließen. Viele von ihnen, die den Christen in geistiger Bildung nahe gekommen waren, fühlten wohl, daß diese denn doch auf christlichem Grunde erwachsen sei und ließen sich dadurch weiter ziehen. Vielen war die immerhin noch etwas gedrückte politische Lage der Juden der Anlaß zum Uebertritt, wie denn jene berliner Hausväter erklärten, daß eine namhafte Anzahl anderer sich in der gleichen Lage mit ihnen befände und daß bei dem Leichtsinne so vieler Juden, bei der erkalteten Liebe zu ihrem Gesetze ohnehin über kurz oder lang viele zur christlichen Kirche übergehen und nur um der zeitlichen Vortheile willen sich jedes Glaubensbekenntnis gefallen lassen würden. Solcher Uebertritt aus äußern Gründen ist natürlich nicht das, was die Kirche wünscht, obwohl ja aus ihm noch Gutes erwachsen kann, indem die Familien der so Uebertretenden dem Einflusse des in der Kirche wirkenden heiligen Geistes unterstellt werden. Gerade Uebertritte aus jener Zeit geben hierfür einen erfreulichen Beweis. Aber die zu solchen Uebertritten führende Veränderung innerhalb der Judenschaft und in ihrer Stellung zu den Völkern, unter denen sie wohnen, sie selbst muß als eine erwünschte begrüßt werden. Die Bildung, die ja allerdings Keinem das Herz erneut und Keinem das Heil bringt, hat doch auch hier die Aufgabe, in vieler Hinsicht der Predigt von Christo den Weg zu bahnen. Und die freie bürgerliche Stellung, welche billiger Weise allmählich den Juden zu Theil geworden ist, hat für eine umfangreichere Missionsarbeit eigentlich erst die Möglichkeit eröffnet.

Schon die Sendboten Callenbergs empfanden, als sie nach England kamen, die Wichtigkeit solcher bessern Stellung der Juden für die Mission und sprachen das offen aus. Sie sahen, daß die Juden erst recht zugänglich wurden, wenn sie sich frei bewegen durften.

So sind also für die Judenmission bessere Verhältnisse eingetreten; sie kann unter günstigeren Bedingungen arbeiten. Dennoch ward seitens der lutherischen Kirche auf lange hinaus die planmäßig angelegte Arbeit nicht wieder aufgenommen und als es endlich geschah, fehlte es noch sehr an rechtem Eifer und Nachdruck. Was darin in neuerer Zeit gethan ist, gieng meistens von England aus. Von dort kamen Judenmissionare oder sie wurden wenigstens durch englische Mittel gebildet und erhalten, und auch einzelne Geistliche der lutherischen Kirche, welche der ihnen erreichbaren Juden sich annahmen, hatten oft erst von England her die Anregung dazu erhalten. In Sachsen und Bayern ward seit einigen Jahrzehnten in aller Stille und mit beschränkten Mitteln Judenmission getrieben und in dem christlichen Volke Norwegens, welches so eifrig in der Heidenmission arbeitet, lodert auch die Liebe zu Israel wie eine helle Flamme auf. Aber im Ganzen muß man sagen, daß die lutherische Kirche noch viel zu thun hat, um nur erst einmal so wie die Väter ihre Pflicht an Israel zu erfüllen. Möchte sie das Werk bald und mit Ernst angreifen!

Literaturbericht.

Erster Vortrag.

Luthers Schriften sind nach der erlanger Ausgabe benutzt und zwar in den ersten 13 Bänden nach der zweiten Auflage. In Betracht kommen hier die Predigten am Epiphanientag 1532, I, 128 ff., am 3. Osterfesttag 1533, II, 189 ff., am Himmelfahrtsfeste, II, 273 ff., am Epiphanientag, III, 291 ff., am Himmelfahrtsfest 1533, V, 149 ff., am Tage der Reinigung Mariä 1531, VI, 323 ff., am Christtage VII, 135 ff., am Epiphanienfeste, VII, 339 ff., am Osterdienstage, XI, 275 ff. und 295 ff., am Himmelfahrtsfeste, XII, 169 ff., 184 ff., 202 ff.; dazu die Auslegung des 117. Psalms, XL, 285 ff. Sie konnten benützt werden ohne weitere Rücksicht auf die Zeitfolge, nur über Einen Punct sprach Luther sich später etwas anders aus als früher, nämlich über omnis creatura; vgl. vom Jahr 1522, XII, 197 und von 1523, XII, 171; das hier Ausgesprochene ward später ergänzt und ersetzt durch die im Texte benutzte Erklärung XII, 206 und 215. Endlich werde hingewiesen auf die Erläuterung des biblischen Begriffes der Heiden, die L. VII, 361 ff. giebt, womit zu vgl. XL, 291 ff. — Ueber den Türkenkrieg vgl. Luthers Schriften: Vom Kriege wider die Türken, 1529. XXXI, 31 ff.; Heerpredigt wider den Türken, 1529. XXXI, 80 ff.; Vermahnung zum Gebet wider den Türken, 1541. XXXII, 74 ff. Ferner Hartmuths von Kronberg „Ein Sendbrieff an Babst Adrianum, daryn mit Christenlichem wahrhaftigem grundt angezaygt würt ein sicherer haylsamer weg zu außreuttung aller Ketzereyen, vnd zu haylsamer rettung gannzter Christenhait von des Türcken tyranney. Wittemberg 1523." Auf der erlanger Universitätsbibliothek. Die 22 Türkenpredigten von Brenz sind vorwiegend Bußpredigten. — Das Gutachten der wittenberger Theologen im Corpus Reformatorum II, 592.

Zweiter Vortrag.

Als Bearbeitungen sind zu erwähnen: Kalkar, Israel und die Kirche. Geschichtlicher Ueberblick der Bekehrungen der Juden zum Christenthum in allen Jahrhunderten. Uebers. von A. Michelsen, S. 83 ff. und H. Cremer, Ueber Luthers Stellung zur Judenmission. Auch Seckendorf, Historia Lutheranismi III, 27 §. 111. Bei Luthers eignen Aeußerungen ist hier sehr die Zeitfolge zu beachten; 1514 die Briefe von de Wette I, 9; Walch IX, 1916; 1521 in der Auslegung des Magnificat WW. XLV, 286. — Eberlin von Günzburg 1520 im XI. der fünfzehn Bundsgenossen, Abschnitt „Von juden

vnd haiden". — 1522 in Luthers Predigt über Luc. 21, 25—33, WW. X, 79. — 1523 Daß Jesus ein geborner Jude sei, WW. XXIX, 45 ff. Die Schrift ward noch in demselben Jahre siebenmal gedruckt. Luthers Briefe an den neubekehrten Bernhard, de Wette II, 450, vgl. IV, 621. — 1524 in dem Fragment: Vom Brauch und Bekenntnis christlicher Freiheit, WW. LXV, 125. — 1526 in der Auslegung des 109. Psalms, WW. XXXVIII, 443. — Die Stelle von der Endbekehrung Israels in der Kirchenpostille WW. X, 243, wo auch die Varianten zu vergleichen. Die Ausgaben nach 1546 ändern den Schluß folgender Weise: „Diese Sprüche sagen alle von der letzten Zeit, wenn das jüdische Reich und rechte Priesterthum aufhören würde, daß dennoch hernach viele Juden zu dem rechten König und Priester, Christo, bekehret sollten werden; welches denn geschehen ist nach der Himmelfahrt Christi durch die Apostel und hernach durch des Evangelii Predigt. Amen." Unentschieden erklärte Luther sich 1537 in der Auslegung der letzten Reden des Herrn bei Matthäus, WW. XLV, 88 ff. — 1530 de Wette IV, 81 über die Taufe einer Jüdin mit der Warnung: vide, ne illa puella fingat fidem Christi; mira enim istud genus hominum fingit; non quod dubitem, reliquias Abrahae superesse, quae ad Christum pertineant, sed quod hactenus illuserunt Judaei fidem nostram. Hortare igitur, ne fallat se ipsam misera. Ferner IV, 94. — 1537 de Wette V, 79; dazu 90 gegen die Exegese der Rabbinen. — 1538 Ein Brief Dr. Martin Luthers wider die Sabbather, an einen guten Freund. WW. XXXI, 416 ff. Dazu die Tischreden, Ausg. von Förstemann IV, 628. Gleichzeitig WW. XXIII, 260, 276 ff. — 1539 de Wette V, 180 über eine jüdische Ehesache mit der Warnung: tantum vide, ne ficti fiant christiani. — 1542 de Wette V, 517. — 1543 Corpus Reformatorum V, 75; de Wette V, 569. Von den Juden und ihren Lügen, WW. XXXII, 99 ff. Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi, WW. XXXII, 275 ff. — 1544 de Wette V, 629. — 1545 de Wette V, 725, 734; VI, 377. — 1546 de Wette V, 784, 787; WW. LXV, 187 ff.

Dritter Vortrag.

Ueber die höchst anerkennungswerthen Bemühungen Trubers vgl. Sillem, Primus Truber, der Reformator Krains, und Sirt, Petr. Paul. Vergerius S. 368 ff. — Ueber die schwedische Mission in Lappland vgl. Joh. Alb. Fabricii salutaris lux evangelii etc. p. 597 und C. A. Cornelius, Handbok af Swenske kyrkans historia p. 183. Rudelbach, die Finnisch-Lappische Mission bis 1726, in Knapps Christoterpe 1833 S. 299 ff. Baseler Missionsmagazin 1868 S. 195 ff. Die 1731 erschienene lux salutaris des ehrwürdigen hamburgischen Pastors ist ein Werk staunenswerther Gelehrsamkeit, eine Fundgrube für die Literatur der ältern Missionsgeschichte. Ueber die amerikanische Mission vgl. daneben noch Rudelbach, Biographien von Zeugen der christlichen Kirche S. 354 ff. — Ueber die dänische Kolonie vgl. Fenger, Gesch. d. Trankebarschen Mission, übersetzt von E. Francke, eine sehr tüchtige Arbeit, werthvoll besonders durch die Benützung des Missionsarchivs in Kopenhagen; sie ist natürlich auch weiterhin überall zu Rathe gezogen. Den Jak. Worm zählt Gottfried Arnold, Unparth. Kirchen- und Ketzergeschichte IV, 765 nach seiner Weise unter die Wahrheitszeugen. — Ueber die abessynische

Gesandschaft vgl. J. H. Gelbke, Herzog Ernst der Erste, genannt der Fromme, zu Gotha als Mensch und Regent, I, 162 f.; 239 ff. und Fabricius l. c. p. 708 sqq. — Die Reisebeschreibung des Adam Olearius ward von 1647 an mehrfach aufgelegt und viel gelesen. — Ueber Samson vgl. Tenzel, Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde u. s. w. 1695 S. 747. — Die Angabe über Meisner bei Tholuck, die luth. Theologen Wittenbergs S. 97 und: Lebenszeugen der luth. Kirche S. 208. — Justinianus von Welz. Die erste Schrift: Justiniani Ernesti L. Baronis a Welz, Tractatus de Tyrannide. Lugduni Batavorum MDXLI. 12°. Auf der frankfurter Stadtbibliothek. Das 216 Seiten starke Buch: „De Vita Solitaria, Das ist Von dem Einsidler Leben, Wie es nach Gottes Wort, vnd der Alten Heiligen Einsidler Leben anzustellen seye. Nun erst mals in den Truck verfertiget Von Justiniano E. L. B. A. W. V.L.M. In Verlegung Georg Wildeisen. Anno 1663" ist auf der göttinger Univ.-Bibliothek. Es ist durchaus nicht in so mönchischem Geiste gehalten, wie man nach dem Titel vermuthen könnte. Die Schrift: „Eine | Christliche und treuhertzige | Vermahnung | An alle rechtgläubige Christen | der | Augspurgischen Confession, | Betreffend eine sonderbahre | Gesellschafft | Durch welche, nächst göttlicher Hülffe, unsere | Evangelische Religion | möchte außgebreitet werden, | von | Justiniano. | In den Druck verfertiget, zu einer Nachrichtung, | 1. Allen Evangelischen Obrigkeiten. | 2 Baronen, und von Adeln. | 3. Doctorn, Professorn und Predigern. | 4. Studiosis Theologiae am meisten. | 5. Auch Stud. Juris und Medicinae. | 6. Kauffleuten und allen Jesus-lieben | den Hertzen. | In Verlegung des Autoris. | Anno 1664." ist auf der kgl. Bibl. zu Berlin. Hierin wird der Vorschlag zu einer Gesellschaft gemacht und deren Aufgaben kurz gezeichnet, wobei der Vfr. sich auf die ähnlichen Schriften seines „lieben Gesellschafters" Sixtus Hirschmann von Tugendleben beruft und an die „löbliche fruchtbringende Gesellschaft und andere" erinnert. Besonders wendet er sich mit seinen Ermahnungen und dringenden Bitten an die Studiosen. Ebenfalls in Berlin findet sich die andere Schrift: „Einladungs-Trieb | zum | herannahenden | Großen Abendmahl: | und | Vorschlag | zu einer Christ-erbaulichen | JESUS-Gesellschaft | Behandlend die | Besserung des Christentums | und | Bekehrung des Heidentums | wolmeinend an Tag gegeben | durch JUSTJNJANUM. | Nürnberg, | Gedruckt bey Wolf Eberhard Felßecker. | Im Jahr 1664." Da der Vfr. in der vorigen Schrift nur den bekehrenden Theil der Gesellschaft entworfen, will er für diesmal die ganze Gesellschaft beschreiben, welcher Vorhaben sein soll, nicht nur geschickte Leute auszusenden, das Reich Christi auszubreiten, sondern auch das Christenthum in den evangelischen Ländern zu einem bessern Stand zu bringen. Auch hier wieder viele Klagen über das laue Christenthum unter den Evangelischen und dann eindringliche Ermahnungen nebst Begründung der Missionspflicht und Hinweis auf die Missionsgeschichte. Unter den poetischen Zuschriften, die Justinianus erhalten hat, veröffentlicht er auch folgendes „Sonnet" von Johann Ernst Gerhard, D. und Profess. Publ. bey der Fürstl. Sächs. Univers. Jehna:

O Jesu Liebend Herz, was magst Du Dich betrüben
um das was irdisch ist, um diese Zeitlichkeit?
Es will der höchste Gott, daß nur die Ewigkeit
soll Deine Sorge sein und daß Du innig lieben

sollst, was Dich selig macht. Du sollst Dich stätig üben
in Deiner Jesus Lieb. Hierin ist Seligkeit
und wahre Seelenruh. In Weltlieb ist nur Streit
und lauter Ungemach. Warum willst Du verschieben
bis auf den letzten Tag, was Dich kann selig machen?
Du sollst ja für und für nach Deinem Jesus wachen,
er komme, wenn er will. Der so denkt Himmel-an,
ist selig in der Welt. Dies sind recht edle Sorgen:
laß solch auch Deine sein am Abend und am Morgen:
wie dann gar dapfer Dir geht für Justinian.

Die „Widerholte Treuhertzige und Ernsthaffte Erinnerung", und: „Justiniani Verläugnung sein selbst. Verfasset in eine Rede, Welche er gehalten hat, in beyseyn etlicher Jesusliebenden Hertzen, als er der Welt absagte. Amsterdam 1664", befinden sich auf der Fenitzerischen Bibl. in Nürnberg und auf der mainzer Stadtbibliothek; die letztere, in einer Ausgabe Leipzig 1704, auch in Göttingen. Ein Manuscript derselben ließ E. V. Löscher dann noch in den Unschuldigen Nachrichten von 1715 S 789 ff. abdrucken. Einige Nachrichten über Justinianus geben Spener, Theolog. Bedenken, Halle 1715, III, 206; Gottf. Arnold, Unpart. Kirchen- und Ketzerhistorie II, 568; III, 146; Joh. Mollerus, Cimbria literata III, 75; J. L. von Mosheim, Kirchengeschichte, deutsche Ausgabe VI, 164; J. G. Reinbeck, Nachricht von Gichtels Lebenslauf S. 7 ff. Der merkwürdige Mann ist es werth, einmal Gegenstand einer besondern Behandlung zu werden; seine Schriften sind auch für die Zeitgeschichte nicht ohne Bedeutung. Sollte die Hand, die in der Ztschr. für Protest. u. Kirche 1853 S. 197 wieder mit Liebe an ihn erinnerte, nachdem schon G. Chr. Knapp in der Neuern Geschichte der evangelischen Missionsanstalten 5, 722 u. 6, 542 auf ihn aufmerksam gemacht hatte, nicht noch die Feder ergreifen, um sein ganzes Bild zu zeichnen? — Die angezogene Schrift von Fr. Breckling heißt: „Summa Summarum: Soli Deo Gloria et nobis ignominia. Vindicata Gloria Dei et conculcata Gloria Babel. Amsterdam 1664; vgl. dort S. 120. Des Ursinus Gegenschrift gegen Justinianus unter dem Titel: „Wohlgemeinte Treuhertzig und Ernsthafte Erinnerung an Justinianum, Seine Vorschläg, die Bekehrung des Heydenthums und Besserung des Christenthums betreffend. 1664" ohne Ortsangabe und Namen des Verfassers, ist auf der Fenitzerischen Bibliothek. — Ueber die Stellung der spätern Orthodoxen zur Mission vgl Dorner, Gesch d. protest. Theologie S. 575, wo freilich nicht Alles ganz richtig ist. — Ludov. Dunte, Decisiones MVI casuum conscientiae. Ratzeburg MDCLXIV, p. 542. — Die Klagen über Lauheit gegen die Mission hat schon G. Arnold gesammelt, Unpart Kirchen- und Ketzerhist. II, 567. — Speners Predigt ward 1677 gehalten; vgl. in der Ausgabe von 1680 S. 1071. — Von Nachrichten über römische und reformirte Mission vgl. Tenzel, Monatliche Unterredungen u. s. w. 1694 S. 708 ff., wo S. 719: „mich wundert nur, daß man unter uns Lutheranern nicht auch Leute ausschickt, die Heiden, Türken und Juden zu bekehren, da wir eine solche Menge Studiosos Theologiae auf allen Universitäten haben". Unschuldige Nachrichten u. s. w. 1702 S. 387; Fabricius l. l. p. 580 sqq. — Ueber Leibnitz vgl. Tenzel, Monatliche Unterredungen 1697 S. 118 ff und

die sehr interessante Studie von C. H. Chr. Plath, Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibnitz, Berl. 1869.

Vierter Vortrag.

Hauptquellen sind: „Merkwürdige Nachricht aus Ost-Indien, welche Zwei Evangelisch-Lutherische Prediger, Nahmentlich Herr Bartholomäus Ziegenbalg, Gebürtig von Pulsnitz in Meißen und Herr Heinrich Plütscho, Von Wesenberg in Mecklenburg, So von Seiner Königl. Majestät in Dennemark und Norwegen den 29. Novemb. 1705 aus Copenhagen nach dero Ost-Indischen Colonie in Trangebar gesandt, Zum löblichen Versuch, Ob nicht dasige angrentzende blinde Heiden einiger massen zum Christenthum möchten können angeführet werden u. s. w." 1707. 4. Plütschau hat nur den ersten Br. v. Kap aus mit unterzeichnet, alle andern sind von Ziegenbalg allein. Dann: „Fortsetzung der Merkwürdigen Nachricht aus Ost-Indien, u. s. w." 1708. Jetzt sehr selten, weil wahrscheinlich von den Pietisten selbst geflissentlich beseitigt. Ich habe ein Exemplar der kgl. Bibliothek in Berlin benützt. Weil die beiden in Berlin besorgten Auflagen dieser Briefe so schnell vergriffen waren, ward in Pirna eine dritte veranstaltet unter dem Titel: „Herrn Bartholomäi Ziegenbalgs, und Herrn Heinrich Plütscho, Kön. Dänischer Missionariorum, Brieffe, Von ihrem Beruff und Reise nach Tranqvebar, wie auch Bißhero geführten Lehre und Leben unter den Heyden, Sonderlich aber Von denen uns Europäern nicht allzu bekandten Malabaren, An einige Prediger und gute Freunde in der Mark und Ober-Lausitz geschickt, Jetzund vermehret, mit etlichen Erinnerungen, und mit einem Anhange unschädlicher Gedanken von neuem heraus gegeben von Christian Gustav Bergen. Pirna 1708." (Auf der kgl. Bibl. zu Dresden). Diese Ausgabe deckt sich nicht ganz mit den beiden früheren, sondern enthält einige neue beachtenswerthe Notizen, wie z. B. über Ziegenbalgs Auftreten in Kopenhagen, der Missionare Verhältnis zu den dänischen Geistlichen in Trankebar, den Commandanten. Der Anhang giebt eine kurze Vertheidigung der Missionare und ihres ordentlichen Berufes. Von 1710 an erschienen in Halle Continuationes des Berichts derer Königl. Dänischen Missionarien In Ost-Indien von dem Werk ihres Amts und Bekehrung der Heiden daselbst. Die Zahl dieser Continuationes bis 1767 war 108; sie wurden wiederholt gedruckt und später in 9 starke Quartbände zusammengefaßt. Einen trefflichen Auszug aus dieser schwer zu bewältigenden Masse verfertigte 1740 der Candidat beider Rechte Johann Lukas Niekamp, der aber auch noch handschriftliches Material mit hineinarbeitete. Dieser Auszug geht bis 1736 und ward später bis 1767 fortgesetzt von M. Meier, Halle 1772. — Eine ähnliche Arbeit ist: „Conrad Daniel Kleinknechts, Ulm. Pastor. Leipheim. Zuverläßige Nachricht, Von der, durch das Blut des erwürgten Lammes theur erkauften Schwarzen Schaaf- und Lämmer-Heerde, Oder von den Neu-bekehrten Malabarischen Christen in Ost-Indien u. s. w. Augspurg 1749." Die Veranlassung hierzu war eine Bitte, die Kl. am Weihnachtstag 1737 auf einem Quartblättchen ausgehen ließ und in der er christliche Freunde zur Unterstützung der Armen unter den bekehrten Tamulen aufforderte. Da sie Erfolg hatte, veröffentlichte er im nächsten Jahre ein Schriftchen von 212 Seiten: „Zuverläßige Nachricht von der, durch das Blut des erwürgten Lammes, Theur-erkauffte Schwartzen Schaaf- und Lämmer-

Heerde; Das ist: Neu- bekehrten Malabarischen Christen, in Ost-Indien, Auf der Königlich-Dänischen Küsten Coromandel, darinnen, auf Veranlassung, In einem aufrichtigen Sendschreiben An einen Christlichen Politicum, Von dem wichtigen Bekehrungs-Werck in Ost-Indien überhaupt; als auch von derselben dürfftigen Glieder äusserlichen armseeligen Zustand insonderheit, Sicherer Bericht zum Lobe Gottes und Erweckung thätiger Liebe gegen diese Ost-Indianische Neue Mit-Christen wohlmeynend ertheilt wird von C. D. Kl. Ulm 1738." Als er auch hiermit viel Anklang fand, ließ er die zuerst genannte Schrift als Fortsetzung folgen. Hierbei beschränkte er sich aber nicht auf die trankebarsche Mission, vielmehr kann man sein Buch die erste Geschichte der lutherischen Gesammtmission nennen. — Von 1767 an erschien in Halle: Neuere Geschichte der Evangelischen Missions-Anstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien herausgegeben. Sie ist unter verschiedenen Herausgebern fortgesetzt bis zur Neuzeit. Daran schloßen sich seit 1849 die „Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt zu Halle in vierteljährlichen Heften", herausgegeben von dem jeweiligen Director der Franckeschen Stiftungen. Diese hallischen Nachrichten sind die Grundlage der schon früh in die kirchengeschichtlichen Werke aufgenommenen Darstellung dieses Theiles des Missionswerkes, sowie der erbaulichen Bearbeitungen. Aber sie genügen deshalb noch nicht, weil, besonders in der ersten Zeit, viele ihrer Mittheilungen sehr zugestutzt und durch Weglassungen verändert sind. Diesen Mangel betonte schon J. Ferd. Fenger in seiner tüchtigen: Geschichte der Trankebarschen Mission nach den Quellen bearbeitet. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. Emil Francke. Grimma 1845. Der Hauptwerth seiner Arbeit besteht darin, daß er mit großem Fleiße das Archiv des Missionscollegiums in Kopenhagen, soweit solches noch erhalten war, benutzte. Recht aufgedeckt ist die Einseitigkeit der hallischen Berichte erst neuerdings durch die Arbeiten von Dr. Wilh. Germann, besonders durch seine in 2 Abtheilungen erschienene Schrift über Ziegenbalg und Plütschau (Erlangen 1868), für welche er die Archive in Halle und Trankebar benutzen konnte. Diese Schrift wirft auf die Anfangszeit unserer Mission an vielen Puncten ein ganz neues Licht und macht die früheren Bearbeitungen ziemlich unbrauchbar. Wer die Thatsachen sehen will, wie sie waren, nicht wie sie von Halle aus geschildert wurden, muß sie zur Hand nehmen. Auch Germanns zwei andere Schriften, welche eine spätere Zeit behandeln, mögen gleich hier genannt werden: Johann Philipp Fabricius. Seine funfzigjährige Wirksamkeit im Tamulenlande und das Missionsleben des achtzehnten Jahrhunderts daheim und draußen. Erlangen 1865. Und Missionar Christian Friedrich Schwartz. Sein Leben und sein Wirken aus Briefen des Halleschen Missionsarchivs. Erlangen 1870. Als Quelle kommt ferner in Betracht das von Dr. K. Graul gegründete, früher in Dresden, jetzt in Leipzig erscheinende „Evangelisch-lutherische Missionsblatt", in welchem sich auch Aufsätze und Notizen über die Vergangenheit unserer Mission befinden. Sodann Graul's Reise nach Ostindien, vorzüglich der 2. und 3. Band, Leipz. 1855, und ein Aufsatz von demselben in der Zeitschrift für historische Theologie 1856 S. 451—485: Ausbreitung und Entwicklung der christlichen Kirche unter den Tamulen nach ihren Hauptmomenten. Daneben ist zu erwähnen: Rev. James Hough, The history of Christianity in India

from the commencement of the christian era, London 1845, wo III, 107—375 von der Mission in Trankebar und den Versuchen der Brüdergemeinde gehandelt wird. Die sonstigen neueren deutschen Bearbeitungen unseres Gegenstandes unterlasse ich aufzuführen. — Ueber den Antheil der beiden Francke an der Missionssache vgl. Plath, Missionsstudien 1870 S. 75 ff. — Für die neueste Zeit von 1846 an das Evangelisch-Lutherische Missionsblatt, und (Alex) Fünfzig Jahre der Missionsthätigkeit im Königreiche Sachsen, Dresden 1869, neben den Jahresberichten der evangel.-luther Missionsgesellschaft zu Dresden.

Fünfter Vortrag.

Ueber die frühere römische Mission in Indien vgl. M. Müllbauer, Gesch. d. kath Missionen in Ostindien, Freiburg 1852. — Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionsbild von Rev. H. Venn u. W. Hoffmann; Wiesbaden 1869. — Für die Beurtheilung der Evangelischen vgl. die Rede de virtutibus, vitiis et fatis missionum, quas romana ecclesia per omnem terrarum orbem convertendarum gentium gratia instituit, in Chr. Eberh. Weismanni orationes academicae, Tubing. MDCCXXIX, p. 271 sqq. — Ueber die holländische Mission vgl. Rev. J. Hough, The history of Christianity in India III, 53—106. — Der Brief der holländischen Missionsgesellschaft steht: Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten 5, 721 ff.

Siebenter Vortrag.

Ueber G. Nitsch vgl. K. E. F. Bonsack, G. Nitsch im Kampfe mit der staatskirchlichen Orthodoxie in Gotha 1715—1717, Ztschr. für die gesammte luth. Theologie und Kirche 1859 S. 309 ff. — Löschers Anzeige vgl. Unsch. Nachrichten 1708 S. 750 ff. — Die dänischen Edicte gegen den Pietismus vom 4. Oct. und 10. Oct. 1712 in den Unschuld. Nachrichten 1712 S. 882. — Löschers Bericht über Bövinghs Schrift Unsch. Nachr. 1712 S. 307 ff. — Bövinghs Vertheidigungsschr. in den Unsch. Nachr. 1716 S. 674 ff. — Löschers weitere Urtheile vgl. Unsch. Nachr. 1713 S. 876; 1714 S. 506, 810; 1715 S. 469, 728. — Urlspergers kurze Gesch. der ostind. Mission ist abgedruckt im baseler evang. Missionsmagazin 1857 S. 23—33 — A. H. Franckes Gedanken über die Königlich dänische Missions-Affaire zu Tranquebar in Ostindien, zuerst veröffentlicht durch Germann in der Urkundensammlung zu Ziegenbalg und Plütschau S. 127—167.

Achter Vortrag.

Die englische Uebersetzung der Briefe Ziegenbalgs erschien unter dem Titel: Propagation of the Gospel in the East: being an account of the success of two Danish Missionaries, lately sent to the East-Indies, for the conversion of the heathens in Malabar. In several letters to their Correspondents in Europe; etc. London 1709. (Auf der erlanger Univ.-Bibliothek.) Außer den zehn Briefen enthält die Schrift noch eine Widmungsepistel an den Erzbischof von Canterbury und eine Einleitung über „den Charakter eines Missionars."

Neunter Vortrag.

Ueber Thomas von Westen vgl. den aus den Quellen geschöpften Aufsatz Rudelbachs: „Die Finnisch-lappische Mission bis 1726 und das Leben des er-

sten Apostels der norwegischen Finnen, Thomas von Westens," in Knapps Christoterpe 1833 S. 299—380. Dazu: Baseler Missionsmagazin 1868 S. 195 ff., 242 ff.: „Die Lappen und die lappische Mission", ein Auszug aus der Schrift: Lapperne ig den lapske Mission. Af J. Vahl, Prost i Aarhus. Kioebenhavn 1863. Cornelius, Handbok af Swenska kyrkans historia p. 247. — Kleinknecht, Zuverlässige Nachricht u. s. w. S. 273 ff. — Ueber die grönländische Mission vgl. Acta historico-ecclesiastica. Weimar Thl. XXIV 1740 S. 907—924. Rudelbach, Hans Egede, Grönlands Bischof. — David Cranz, Historie von Grönland. — Baseler Missionsmagazin 1863 S. 361 ff., 398 ff.: Das dänische Missionswesen, und S. 497 ff. der Aufsatz von Dr. Kalkar: Die dänische Mission und die Kirche in Grönland. Dazu Baseler Magazin 1869, S. 194 ff. ein Aufsatz von Vahl. — Das Missionsgebet für die dänische Kirche bei Fabricius, salutaris lux evangelii p. 619.

Zehnter Vortrag.

Aus älterer Zeit: Joh. Jac. Schudt Compendium historiae judaicae. Francofurti ad M. 1700. — Desselben Jüdische Merkwürdigkeiten, Frankf. u. Leipz. 1714. — Aus neuerer: J. M. Jost, Gesch. d. Israeliten Bd. 7. — H. Graetz, Gesch. der Juden, Bd. 9 u. 10. — Spener, Theol. Bedenken 4, 87 ff. — Havemann, Wegeleuchte wieder die Jüdische Finsternissen auß Dem festen Prophetischen wort Targumischen Thalmudischen vnd Rabbinischen schrifften angezündet. Hamburg 1663. — Die Schriften von Joh. Wülfer und Wagenseil nenne ich hier nicht einzeln. — Ueber Esdras Edzardus vgl. Molleri Cimbria literata, III, 221 ff. und aus jüngster Zeit das Schriftchen von C. W. Gleiß, Esdras Edzardus, ein alter Hamburger Judenfreund. — Eisenmengers Missionsgedanken vgl. II, 980 ff. der königsberger Ausgabe seines Buches.

Dreizehnter Vortrag.

„Augspurgischer | Wie auch anderer Evangel. | Religion zugethaner | Kinder | JUBEL-RELIGIONS- und | Augen Lust | , auf ihr | durch göttliche Gnade | und Gütte | Anno 1730 im Brachmonat | Hochfeyerlich und frölich | zu haltendes | JUBEL- und Freuden- | Fest, | in Kupffer gebracht, verlegt und | zu finden bey Gabriel Bodenehr, | Kupfferstecher in Augspurg." — „Catechetische | Unterweisung | von der | Historie und Innhalt | der | Augspurgischen | CONFESSION, | wie auch | von Christlicher Begehung | unsers, | Wegen der am 25. Jun. 1530 gesche | henen, Ubergab der hiesigen Confession, auf eben diesen Tag | und die zwey folgende | des jetztlauffenden 1730. Jahrs | angestellten | Jubel-Festes | Vornemlich für die kleinere und größere | Schul-Jugend, so dann auch für andere abgefasset." — „Kurtze historische Nachricht | aus den | Berichten | der Königl. Dänischen Missionarien | in Ost-Indien, | zu Tranquebar auf der Küste Coromandel, | von dem | Bekehrungs-Werk | der | Ost-Indischen Heyden | und | denen dahin gehörigen | mannigfaltigen Anstalten, | Aus Gelegenheit der auf unser instehendes | Evangelisches Jubel-Fest | Zu weiterer Beförderung solchen Werks und | Ausbreitung des reinen Evangelii unter den | Heyden | allhier resolvirten Collecte, | aufgesetzt und | zu dienlicher Wissenschafft, besonders derer, die | von diesem Werk zuvor nichts gründliches | erfahren. Nebst einen

gedoppelten Anhang | nach vorhergegangner ordentlicher Censur | in Druck gegeben." Diese drei Schriften befinden sich auf der augsburger Stadtbibliothek. Die erlanger Universitätsbibliothek besitzt das große Kupferwerk: „Augspurgisches | Jubel-Gedächtnus | Das ist, | Alle Sinnreiche Inventiones | oder so genandte | Jubel-Gemählde, | welche | im Jahr Christi 1730. | auf das | von einer hohen Obrigkeit A. C. alhier verordnete | und mit der sämtlichen Evangelischen Kirchen | wegen der Anno 1530. den 25. Juny | dem Kayser, Kurfürsten, Fürsten, und Ständen | des Heiligen Röm. Reichs | nach ihrer Ablesung übergebenen | Confession | Danckbarlich zu celebrirende | Jubel-Fest | Von unterschiedlichen [theils berühmten] Künstlern | alhier in Kupfer gestochen, | Nun aber auff vieler begehren gleichsam in ein einig Werck | zusammen colligiret worden und zu bekommen sind | bey | Johann Michael Roth | bestallten Stadt-Musico | in | Augspurg."

Vierzehnter Vortrag.

Die einzelnen Artikel, die den Streit über die Kirchlichkeit der Mission in den verschiedenen Zeitschriften und Missionsblättern behandeln, hier namhaft zu machen, würde zu weit führen. Ebenso steht es mit den Artikeln über die Kastenfrage. Wer die Quellenschriften nicht zur Hand hat, findet ziemlich viel geschichtliches Material in der Denkschrift: „Die Stellung der Evangelisch-Lutherischen Mission in Leipzig zur Ostindischen Kastenfrage Leipzig 1861." Dazu vgl. Max Müller, Essays, deutsche Ausgabe I, 265—315.

Fünfzehnter Vortrag.

Vgl. z. 9. Vtrg. Ferner Steffens, Ueber die Lappen und Pastor N. J. C. V. Stockfleths Wirksamkeit unter diesen. Berlin 1842, Programm. — Für Schweden: Evangeliska Fosterlands-Stiftelsens Arsberättelse von 1856 an und Missions-Tidning von 1862 an. — Für Finnland leider nur: Kyrkligt Weckoblad 1867—69. — Für Norwegen: Den Norske Zulumission. Et Tilbageblick paa de forste 20 Aar af det Norske Missionsselskabs Virksomhed. Af Halfdan E. Sommerfelt. Es wäre zu wünschen, daß diese sehr anziehende Schrift in einer deutschen Uebersetzung und Verkürzung (sie ist 344 Seiten stark) allgemeiner zugänglich gemacht würde.

Sechzehnter Vortrag.

Kirchliche Mittheilungen aus und über Nord-Amerika. Herausgegeben von Löhe und Wucherer, von 1843 an. — Evangelisch-lutherisches Missionsblatt. — Die erwähnte neueste Schrift ist: Die Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17 und 18. Jahrhundert. Von G. Fritschel, 1870. — Amerikanische Quellen waren mir leider nicht zugänglich.

Siebzehnter Vortrag.

Das Hermannsburger Missionsblatt. — Lebensbeschreibung des Pastor Louis Harms. verf. v. Th. Harms, Hermannsb. 1868

Achtzehnter Vortrag.

Jo. Heinr. Callenbergs Phil. Prof. P. Bericht an einige Christliche Freunde von einem Versuch Das arme Jüdische Volck zur Erkänntniß und An-

nehmung der Christlichen Wahrheit anzuleiten. 2. Aufl. Halle 1730; (die erste 1728) nebst Fortsetzungen. — Fortwährende Bemühung um das Heil des Jüdischen Volks überhaupt erwehnet von Dr. J. H. Callenberg, Halle 1752 nebst Fortsetzungen. — Dr. J. H. Callenbergs Nachricht Von einem Versuch die verlassene Muhammedaner Zur heilsamen Erkäntnis Christi anzuleiten. Halle 1739 nebst Fortsetzungen. — Kurtze Nachricht von einer zum Heil der Juden und Muhammedaner auch zum Besten der morgenländischen Christlichen Kirche durch Göttlichen Beystand errichteten und bisher fortgesetzten Anstalt, herausgegeben von M. Stephan Schultz. Halle 1765. — Fernere Nachricht von der zum Heil der Juden errichteten Anstalt, nebst Auszügen aus den Tagebüchern der reisenden Mitarbeiter, herausgegeben v. M. Stephan Schultz. Halle 1762 nebst Fortsetzungen. — Mündens Gebet vgl. Acta historico-ecclesiastica, Weimar VIII, 618. — Dr. Johann Jakob Plitts Theologische Untersuchungen, II, 119 ff., 413 ff. — Nachricht von einer sehr sonderbaren Taufe eines Proselyten aus dem Judenthume zu Berlin, vgl. Akten, Urkunden und Nachrichten zur neusten Kirchengeschichte, Weimar 1791; II, 691 ff. — Neustes theologisches Journal. Herausgegeben von Dr. Joh. Phil. Gabler, Nürnberg 1799, III, 569 ff. — Kurzgefaßte Lebensgeschichte Herrn M. Stephanus Schultz, vgl. Acta historico-ecclesiastica nostri temporis, Weimar 1776, III, 1091 ff. — Our Missions: being a history of the principal missionary transactions of the London Society for promoting Christianity amongst the Jews, from its foundation in 1809, to the present year. By the rev. Thomas D. Halsted. London 1866.

Berichtigungen.

S. 161 in der Ueberschrift l. unabhängig.
S. 269 Z. 15 v. u. l. einer schottischen Gesellschaft.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

G:73